Herzog Bernhard

Hans Blum

Herzog Bernhard.

Eine Geschichte vom Oberrhein

aus den Jahren 1638, 1639.

Von

Hans Blum.

Leipzig.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1885.

Herzog Bernhard.

Eine Geschichte vom Oberrhein

aus den Jahren 1638, 1639.

Von

Hans Blum.

Leipzig.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1885.

Dr. theol. Eduard Langhans,

Professor an der Universität Bern,

in

herzlicher Freundschaft zugeeignet.

Rheinfelden, lieb Rheinfelden,
Du Schmuck des Oberrheins,
Durchzög' ich auch zwei Welten,
Dein Gleichen fänd' ich keins.

Dir rankt um Mauern, Thürme
Des Epheus Immergrün,
Jahrhunderte voll Stürme
Bestandst Du fest und kühn.

In Deiner Felsburg schliefen
Viel deutsche Kaiser gut;
Wenn sie zur Wehr Dich riefen,
Hieltst Du des Reiches Hut.

Dich schließt in blauem Kranze
Der Jura, Schwarzwald ein,
Dich grüßt in wildem Tanze
Der junge, grüne Rhein.

Dir quillt aus tiefen Schachten
Des Salzes Heilquell für,
Und will Jemand verschmachten,
So fehlt Dir's nie an Bier.

Des Heimwehs leise Klagen,
Zieh'n mich zu Dir zurück:
Hier fand in Jugendtagen
Ich erster Liebe Glück.

Von Deinen Glocken rauschte
Mir Heilgruß zu, so traut,
Als ich die Ringe tauschte
Am Altar mit der Braut.

An Deinem Thurmfirst bauen
Die Schwalben Jahr für Jahr,
So treibt es mich zu schauen
Des Glückes Quell so klar.

Rheinfelden, lieb Rheinfelden,
Du Schmuck des Oberrheins,
Durchzög' ich auch zwei Welten,
Dein Gleichen find' ich keins.

Lieber Freund!

Die vorstehenden Verse drücken meine innigen Beziehungen zum Hauptschauplatz der Handlung meiner Geschichte und zu der Bevölkerung aus, die in derselben eine so rühmliche Rolle spielt. Ein so einfaches Verhältniß bietet Ihnen als Ethiker kein erhebliches Interesse, dagegen meiner Erzählung namhafte Vortheile. Ich bin mit Land und Leuten seit mehr als dreißig Jahren vertraut, fast verwachsen. Und dadurch theilweise auch mit der Geschichte, die hier erzählt wird.

Noch heute trägt die Ringmauer der Stadt die Spuren der groben Stücklein des tapfern Oberst Rosen, der dicht über unserm Grundstück seine Batterien gegen die Stadt spielen ließ. Als unser Garten geebnet ward, in dem auch Sie schon wandelten, störten wir die Gefallenen Herzog Bernhard's in ihrer Grabesruhe. Beim Bauen stießen wir auf Grundmauern des in jenen Tagen vollends vertilgten Ortes Höflingen, der so bedeutend war, daß er auf der deutschen Karte des Theatrum Europaeum von 1639 verzeichnet ist. Ihm hat der verehrte Pfarrer Dr. Schröter in Rheinfelden in der Argovia ein rührendes Denkmal gestiftet, aus dem erhellt, daß der unglückliche Ort sich so ungemüthlicher Lehnsherren erfreute, daß einem von ihnen der Beiname des „Beschießer's“ (nicht im schriftdeutschen Sinn natürlich) beigelegt wurde.

Jeder Schritt in die Umgebung der Stadt erweckt die Erinnerung an die entscheidenden Schlachten, die Bernhard hier schlug, an die Tage seiner kurzen ruhmreichen Landesherrlichkeit. Aus dieser heimathlichen, herzlichen Vertrautheit mit Stoff und Schauplatz ist der erste gestaltende Drang zu dieser Erzählung hervorgegangen.

Die Aufgabe wurde immer herzbewegender und größer, je weiter ich in den Quellen vordrang. Wie Viele freilich hatten vor mir den tragischen Ausgang Bernhard's von Weimar schon poetisch behandelt! In dramatischer Form Julius Mosen, Wilholm Genast, Rudolf von Gottschall; in Romanform Wilhelm Jensen „Um den Kaiserstuhl". Ich beabsichtige nicht im Mindesten, an diesen Werken Kritik zu üben. Sie haben mich erfreut und erhoben. Aber der dramatischen Gestaltung widerstrebt die Fülle der weitauseinanderliegenden Ereignisse; die Unmöglichkeit, auf der Bühne den Wortlaut jener Verträge Bernhard's mit Frankreich darzulegen, welche für die Frage seiner tragischen Schuld so wichtig sind. Das läßt sich nur in erzählender Form bewältigen. Auch da nur mit großer Vorsicht. Meinen Vorgängern fehlte zudem die Kenntniß des 1880 flg. erschienenen ausgezeichneten Werkes Ihres Landsmannes von Gonzenbach über Erlach. Mit diesem scheint mir der Mythus abgethan, daß Bernhard der Rache erlegen sei, welche die Verschmähung der Liebe der Nichte (und Geliebten) Richelieu's ihm heraufbeschworen haben soll. Außerdem kann dieses Motiv die Einheit des tragischen Conflictes nur verwirren. Bernhard muß bei einer poetischen Behandlung des Stoffes, wie alle meine Vorgänger in ihren Schöpfungen gleichfalls darstellen, dem trauervollen Geschick erliegen, nach der Schlacht von Nördlingen mit französischer Hülfe fechten und dann als siegreicher deutscher Fürst und Held, bei Begründung seiner Herrschaft am Oberrhein, Frankreich den erhofften deutschen Ländergewinn versagen zu müssen. Was frommt in diesem großen Widerstreit sittlicher Pflichten und nationaler Gegensätze der Mythus von der verschmähten Liebe der Nichte Richelieu's? Bis zur Wahrscheinlichkeit steigert dagegen Gonzenbach das Verlöbniß Bernhard's mit Marguerite von Rohan, das Röse schon vor fünfzig Jahren berührte. Dadurch gewinnt das große geschichtliche Trauerspiel vollends geschlossene Einheit,

dessen Darstellung die zwei edlen Gestalten des greisen Herzogs Heinrich von Rohan und seiner Tochter.

So nimmt meine Erzählung — wenigstens im Schicksal Rohan's — ihren Faden eigentlich gerade an dem Zeitpunkt auf, an dem Ihr trefflicher Landsmann Conrad Ferdinand Meyer seinen Georg Jenatsch hat enden lassen. Tragisch muß in der furchtbaren Zeit, die den Helden von Lützen zum Verräther an Kaiser und Reich stempelt und ihm den Riesenkampf gegen das Erzhaus Oesterreich, die katholische Liga und den hinterlistigen Bundesgenossen Frankreich allein und gleichzeitig überläßt, auch mein Held enden. Keine Rücksicht konnte das ändern. Am wenigsten die, daß Romane, in denen „sie sich nicht kriegen“, sich etwa anderthalb Mal so schwer verkaufen als solche, die das erfreuliche Gegentheil ermöglichen. Ich kann mit dem besten Willen Bernhard von Weimar nicht zum behäbigen Großvater heranreifen lassen.

Aber auf einen im Sinne der ewigen sittlichen Weltordnung versöhnenden Abschluß und Grundgedanken hat der Leser berechtigten Anspruch. Welches ist dieser in der scheinbar so trostlosen, entsetzlichen Zeit des dreißigjährigen Krieges? Mit Redensarten und Weissagungen, Rück- und Vorblicken war hier nichts gethan. Eine Persönlichkeit mußte geschaffen und mitten in die Handlung gestellt werden, welche diese Versöhnung in sich trägt und Andern mittheilt. Ich brauchte nach ihr nicht zu suchen. Wir kennen sie und tragen sie lebendig in unsern Herzen, unverloren, wenn sie auch von uns, denen sie auf Erden so theuer war, genommen ist. Unser Freund war ein Kind seiner Zeit, wie wir Alle, er war ein im besten Sinne moderner Mensch, sogar vorausschauend in Tage, die noch nicht gekommen sind. Viel von seinem Wesen gehört nur unserm Jahrhundert an, paßt nicht in die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Wohl aber der Kern seines Seins, den ich in seiner Milde und Liebe und zugleich in seinem rastlosen

kühnen Ringen nach den letzten Wahrheiten als den fleischgewordenen Geist der Reformation bezeichnen möchte. Dieser Kern seines Wesens konnte in jeder Zeit, die ihm Gott zum Leben beschied, so Großes wirken, als er gewirkt hat. So ist die Gestalt des Walter Helveticus entstanden; seinem Gedächtniß, seinem Wort dankt der Leser die erhabensten Gedanken dieses Büchleins.

Als vor neun Jahren — nonum prematur in annum — mein erster Roman erschien, nahm unser Freund dessen Widmung an. Es erschien mir als natürliche Pflicht, Ihnen diese Erzählung zu widmen, die sein Bild zu beleben sucht, da Sie ihm im Leben und Streben unter allen treuen Genossen immer am nächsten stunden, und da auch wir selbst durch ihn immer näher zu einander geführt wurden.

Schon Scheffel hat in seinem Ekkehard der deutschen Gründlichkeit das Zugeständniß gemacht, seine Erzählung mit Quellenstellen zu belegen. Die meisten Verfasser der neuerdings so beliebten geschichtlichen Romane sind ihm gefolgt. Bei einem vielfach bestrittenen Charakterbild, wie dem Bernhard's von Weimar, erschien der Nachweis soweit immer möglich treuer geschichtlicher Darstellung und Quellenfolge doppelt nothwendig. Der Leser findet die entsprechenden Nachweise am Schlusse der Erzählung.

In treuester Gesinnung

Ihr

Plagwitz, im Juli 1885. **Hans Blum.**

Herzog Bernhard.

Erstes Capitel.

Ueber den Bergen des Frickthals dämmerte der Frühmorgen des letzten Hornung im Jahre des Heils 1638. Ein leichter Rindenkahn war im Schatten der Nacht aus dem Waldesdunkel bei Ryburg nach dem rechten Rheinufer hinübergeglitten und hatte sich in dem überhängenden Weidengebüsch von Riedmatt geborgen, unbemerkt vom Heerlager Herzogs Bernhard von Weimar, das hier beide Rheinufer besetzt hielt. Vorsichtig spähte der einsame Führer des Nachens umher, ehe er das Fahrzeug verließ. Eine Wegstunde rheinabwärts stiegen schwarze Brandsäulen aus der vom Herzog schwer bedrängten Stadt Rheinfelden. In bedrohlicher Nähe erhoben sich aus dem Rheinbord, von Graben und Mauer umgeben, die festen, stattlichen Bauwerke der Deutschordenscommende Beuggen, in der zur Stunde der Bezwinger des Oberrheins, Herzog Bernhard, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Ueber die Matten des welligen Vorlandes zwischen Gebirg und Rhein, auch diesseits des Ordenhauses Beuggen, waren die Zelte und Lagerfeuer der Weimaraner zerstreut.

Vorsichtig tauchte der Kopf des einsamen Spähers wieder in das dichte Geäst des Ufers zurück, nachdem er die Lagerstätten der Feinde fast bis auf Rufweite sich gegenüber gesehen. Dann verließ er den Nachen und kroch im Buschsaum des Ufers noch näher an den Feind, bis ein Bach erreicht war, der klar und geräuschvoll in den Rhein stürzte. Dem Laufe dieses Baches folgte der Schiffer. Wenige hundert Schritte unter Erlen, Rüstern und Weiden genügten, das niedrige Felsenthor zu erreichen, dem der Bach entströmte.

Noch einmal flog das blitzende Auge des jungen Mannes durch die Zweige der Uferböschung nach dem Lager der Feinde. Seine Rechte versicherte sich, nachdem sie einen Deckelkorb niedergesetzt, der langen Reiterpistole, die unter dem bäurischen Kittel an der Hüfte geborgen war, und prüfte Loth und Kraut der Feuerwaffe. Die Linke tastete nach der biegsamen breiten Klinge, die sich in den weiten Falten des Beinkleides und im Doppelleder der Stulpenstiefel versteckt hielt. Fester wurde der breite Schlapphut über die Stirn gezogen, wohl nur um dessen merkwürdig Futter besser zu bergen, das aus harter Stahlhaube bestand.

Dann ging es weiter aufwärts. Abermals kaum zweihundert Schritte. Die Felswand, aus welcher der Bach unten strömte; zeigte hier breite Schründe und Löcher. Mit auffallendem Behagen musterte der junge Mann diese Zeugnisse der Verwitterung uralten Felsenbodens. Dann ließ er drei Mal den Schrei der Saatkrähe erschallen und setzte sich, den Blick abermals auf das tiefer liegende feindliche Lager gerichtet, auf einem bemoosten Felsen nieder.

Er zeigte ein mannhaftes Antlitz von alemannischem Schnitt. Braune Augen blitzten unter buschigen Brauen. Dunkelbraun wallte das Lockenhaar zum Nacken. Kühn und scharf schwang sich die Nase zum schmalen Mund; dichter Bartflaum sproßte um Kinn, Oberlippe und Wangen. Hoch und schlank war seine Gestalt, mächtig sein Knochenbau, stahlhart das Muskelwerk der Arme und Beine, stahlhart aber auch der Ausdruck dieses jungen, frischen Gesichts. Kein Wunder. Zwanzig Jahre hatte er gesehen — darunter nicht ein Jahr des Friedens. Zwanzig Jahre tobte der ungeheure, Alles verschlingende deutsche Krieg. Bald näher, bald ferner brausten seine Wogen um die vier Waldstädte des Oberrheins, vor Allem um Rheinfelden, die festeste der vier Schicksalsgenossinnen. Manchmal tobte die Kriegsfurie kaum mehr vernehmbar im hohen Nord, im fernsten Osten. Dann zog die Hoffnung

wieder ihre Wimpel auf, dann grünten wieder Saaten, stiegen wieder menschliche Wohnstätten aus Schutt und Trümmern, füllten wieder Hausthiere die Ställe, wurden wieder Kirchenglocken gegossen. Aber immer von Neuem wälzte sich die wilde Fluth des Krieges über die Fluren und Ortschaften des Oberrheins und riß der Hoffnung grünen Wimpel vom Mast, zerwühlte oder verschlang die Ernten, trieb das Vieh weg, tilgte Dörfer und Städte vom Erdboden, mordete Menschen ohne Zahl und überließ die Verschonten dem Hunger und der Pest zur Beute. In diesen unseligen zwanzig Jahren war der junge Krieger zum harten Manne gereift. Krankheit und Gram hatten ihm die Eltern dahingerafft, sein Haus lag verlassen, Geld und Gut hatten Plünderer mitgeführt; nur die Augen zum Weinen hatten sie ihm gelassen. Aber er hatte das Weinen schon lange verlernt. Wilder Haß, unbändige Kampfeslust, heißes Verlangen nach Rache und Vergeltung loderten in seinem Herzen und drängten jede andere Empfindung zurück.

„Bist Du's, Kuri?“ flüsterte plötzlich eine Mädchenstimme aus dem Innern des zerrissenen Gesteins. „Ja, Du bist's“ — fügte dieselbe Stimme lauter, bestimmter, freudiger hinzu —, „wie konntest Du aus Rheinfelden hierher kommen?“

Ueber das Antlitz des Jünglings ging ein freudiger Schein beim Klang dieser Stimme, aber so rasch wie flüchtiger Sonnenstrahl aus schweren Wolken. Dann sagte er kurz: „Ich schleiche mich zum Feldzeugmeister von Reinach nach der Feste Breisach. Wenn er uns nicht Entsatz schickt, ist Rheinfelden verloren. Mein Weg führt hier durch. Ich bin eilig.“

Vom Innern des Felsgesteins kam ein Ton, wie wenn ein Eisenriegel aus dem Fels gezogen würde. Dann schob sich ein auf Walzen ruhender, von dichtem Gesträuch überhangener Felsblock zur Seite, und aus thürartiger Oeffnung kroch ein etwa siebzehnjähriges Mädchen in einfachster Landestracht und flog auf Kuri zu, seine Hand fassend.

„Mußtest Du grad' den bösen Gang thun, Kuri?“

„Besser unterwegs jetzt, als daheim“, erwiderte er gelassen. „Vorgestern sprengten sie uns den Baſ'ler Thurm in die Luft und tödteten uns Vierhundert, bald die Hälfte unserer Mannschaft. B'hüt Di Gott, Vroni!“

Er wollte sich von ihrer Hand losmachen. Sie faßte nun auch seinen linken Arm.

„Wenn sie Dich fingen, Kuri?“

„Nicht lebendig“, sagte er mit wildem Augenblitz.

Das gab ihr einen Stich ins Herz. Sie weinte.

„Weinst Du, Närrli?“ sagte er weicher. „Ich tanze den Todtenreihn noch nicht. Da, nimm!“

Er hob den Korb vom Boden und schob den Deckel zurück. Gefüllte Weinflaschen, Brotlaibe, geräuchertes Fleisch schauten daraus hervor.

„E aber, Kuri, woher?“ rief sie freudig überrascht, im Anblick dieser raren Herrlichkeiten.

„Der Korb ist vom Förster in Ryburg“, erwiderte er ausweichend. Er wollte der Empfängerin den Appetit nicht verderben durch den Zusatz, daß er dessen Inhalt erlegten — Feinden abgenommen. — „Was macht die Mutter?“

„Es geht ihr bös.“

„Der Wein wird ihr gut thun.“

„Ach, mein Gott, nein, Kuri! Es geht auf die Letzt mit ihr.“

Sie weinte und schluchzte von Neuem. „Komm, schau sie selbst!“

„Hab' wäger nit der Zeit, Vroni. Denk, Rheinfeldens Schicksal hangt an der Schnelle meiner Füße. B'hüt Di Gott!“

Er riß sich eilig los, winkte noch einmal vom Waldrand und verschwand im dichten Holze.

Das Mädchen erwiderte den Scheidegruß und blickte noch lange nach der Stelle, an der er verschwunden war. Schwere Sorge drückte sie.

Wenn ihre Mutter starb, hatte sie Niemand mehr auf Erden als ihn. Und ihn mit welchem Recht? Sie Beide waren als Nachbarskinder vor Rheinfelden, im Dorfe Höflingen aufgewachsen. Kuri war, so lange sie denken konnte, immer ihr Begleiter, Beschützer gewesen, bis der Waffendienst seit seinem sechzehnten Jahre ihn von ihrer Seite riß. Der ganze reiche Ort Höflingen, außerhalb der bewehrten Mauern der Stadt gelegen, den beutegierigen Söldnern aller Heere preisgegeben, war dem Kriege verfallen, jetzt nur ein Haufen von Trümmern. Zuletzt hatte allein noch ihr eigenes Haus gestanden und Kuri's Mühle am Magdener Bach; die letztere seit Jahren außer Betrieb, verödet.

In der Nacht des 28. Januar, etwa vor einem Monat also, war Kuri plötzlich im Waffenkleid in ihr Haus gestürzt mit der Schreckenskunde: Herzog Bernhard sei von Kaiseraugst her im Anzug. Rheinfeldens Thore seien geschlossen. Nur schleunigste Flucht bleibe übrig. Er werde Mutter und Tochter in der Tschamberhöhle bei Riedmatt bergen, deren heimlicher Zugang nur wenigen Menschen bekannt sei, gemieden vom Volke, weil in ihrem unergründlichen Schooß die alten Heidengötter schliefen.

Die Mutter hatte sich der Flucht geweigert. Sie sei zu schwach zum Laufen, und bisher habe alle Kriegsfurie sie unversehrt gelassen.

„Bisher wohl!“ hatte Kuri finster erwidert. „Aber seither ist Euer Kind Jungfrau worden.“

Da hatte das Mädchen in fliegender Eile einige Werthsachen, warme Decken und bessere Gewänder zusammengeschnürt, Kuri die kranke Mutter auf die Schulter geladen — und Höflingen war dann völlig menschenleer.

Das rettende Dunkel des Ryburger Waldes war eben erreicht, als Bernhard's Reiter auf der Straße nach Ryburg und Möhlin an den Flüchtlingen vorbeijagten.

Die Tschamberhöhle ward gewonnen, von Kuri mit einer sinnreichen Verriegelung und beweglichen Felsenthür versehen. In einem Seitengang ward ein zimmerähnliches Gelaß entdeckt und wohnlich eingerichtet, sogar mit rohem Kamin versehen, dessen Rauch in die Haupthöhle abzog. Reichliches Brennholz, allerlei Nahrungsmittel, Lampe und Oel zur Beleuchtung schaffte Kuri in den nächsten Tagen herbei, während deren kein Krieger Bernhard's zu sehen war — da dieser inzwischen Säkkingen und Laufenburg eroberte. Als aber am letzten Januar die Weimaraner, rheinabwärts ziehend, wieder Rheinfelden nahten, da hatte sich Kuri rasch verabschiedet und sich wieder in den Waffendienst der reisigen Waldstadt begeben.

In diesem Dienst wagte er sein Leben auch heute, täglich. Die kriegerische Leidenschaft erfüllte seine ganze Seele, ließ keinen Raum anderen Regungen. Vroni wußte das. Niemals hatte sein Mund ein Wort gesprochen, das größere Zärtlichkeit verrathen hätte, als von einem guten Nachbarsohn und redlichen Jugendgenossen zu erwarten gewesen wäre.

Nein, bei genauem Betracht hatte das arme Kind des Rheinthals gar kein Recht auf den lediglich vom Kriegsteufel besessenen Kuri. Dieses Ergebniß einer längeren Ueberlegung füllte die blauen Augen des Mädchens abermals mit Thränen. Mit gepreßterem Herzen, als es ans Tageslicht getreten, eilte es zum Leidenslager der Mutter zurück.

Offenbar ohne jede erhebliche, durch das gehabte Zwiegespräch verursachte Erregung verfolgte Kuri inzwischen seinen gefährlichen Weg, aufwärts durch den fast pfadlosen Wald, der über den Dinckelsberg nach dem hohen Flum führt. Erst hier, auf der beherrschenden Höhe, wollte Kuri zu raschem Umblick das sichere Dickicht verlassen. Denn Bernhard's Reiter schwärm-

ten bis weit in das Wiesenthal und den Schwarzwald hinein. Traf er auf sie, so hatte er nur die Wahl zwischen dem Tod im Gefecht und dem Tod am Galgen.

Vorsichtig war er um das Dörflein Nordschwaben herumgeglitten und näherte sich nun dem waldlosen Gipfel des hohen Flum, zwischen Hecken und Felshängen seine Gestalt bergend. Die Sonne war aufgegangen und bestrahlte ein Landschaftsbild von solcher Anmuth, daß selbst Kuri einige Minuten den hastigen Schritt hemmte. Im Osten und Süden, in nebliger Ferne jenseits des schimmernden Rheinbandes, zog sich am äußersten Horizont, alle Bergketten der Niederung hoheitsvoll überragend, der blitzende Kranz der Schweizeralpen, vom Säntis bis zum Montblanc; Glärnisch, Tödi, Titlis, die berner Firnhäupter besonders klar hervortretend. Zur Linken des Beschauers der Schwarzwald, in dunkler Schwermuth hinabgrüßend, von den Höhen des Wehrathals bis zur Eggspitze über Säkkingen, auf welcher die Trümmer der alten Grenzmauer des römischen Weltreiches ragten. Dann in der Tiefe das liebliche Rheinthal, vom ersten Hauch des Frühjahrs gestreift, die Gegend von Riedmatt, Beuggen, Rheinfelden, Augst, bis gegen Basel. In dreifacher Gliederung dahinter die Bergketten des Jura aufsteigend. Es war ein entzückendes Bild. Und doch füllte sein Anblick Kuri nur mit verdoppeltem Ingrimm.

„Warum muß dort hinter den Bergen des Frickthals und des Jura, in der Schweiz, der Friede wohnen, den Unsereins nie gesehen?"

Die scharfen, dröhnenden Schüsse von Rheinfelden her aus den groben Stücken Herzog Bernhard's gaben keine Antwort auf diese Frage.

Auch die Lerche nicht, die sich trillernd aufschwang und im blauen Aether verlor.

Hinauf denn, auf die freie Höhe des Flum, von dem auch der Blick in das Wiesenthal zu gewinnen war: zu Füßen

die wehrhafte Stadt Schopfheim, links das feste Schloß Rötteln, rechts der dunkle Tannenkopf des Blauen, im Hintergrund des Belchen königlicher Scheitel. Da mußte sich zeigen, ob der Weg nach Breisach im Sonnenlicht zu wagen sei.

Kuri war auf dem Gipfel angekommen. Auch nach Norden und Westen schweifte sein Blick nun in weite Ferne. Aber mit magischer Gewalt fühlte sich sein Auge an die Tiefe gefesselt.

Aus der Thalsohle von Schopfheim stieg ein mächtiger Heerhaufe, Reiter, Fußvolk, Geschütz, zu der beherrschenden Höhe empor, auf der Kuri stand. Jetzt zuckte der erste Strahl der höher gestiegenen Sonne auch über den Gipfel des hohen Flum auf das malerische Gewimmel im Thal, vergoldete die Spitzen der Fähnlein und Standarten und zeigte dem mit beklommener Brust an die Stelle Gebannten die im Morgenwind flatternden Farben des kaiserlichen Kriegsherrn.

Ein jäher, durchdringender Freudenjuchzer entrang sich seiner Brust. Im Nu war der verächtliche Filz vom Haupt geschleudert, die dunkle Bauernkutte über die Achsel gestreift und unter die Füße getreten. Die Morgensonne strahlte auf eine blanke Stahlhaube, festen eisernen Ringkragen, rehfarbenes Lederkoller und breites, langes Schlachtschwert.

Der Freudenschrei Kuri's war kaum verklungen, als ein Trupp Reiter in wildem Galopp seinem Standpunkt zujagte. Voran ein gebietender Mann im Eisenharnisch, mit langem, braunem Haar, durchdringendem, dunklem Auge, leidenschaftlich bewegten, bärtigen Lippen, verwitterter, dunkler Gesichtsfarbe. Er schien zusammengewachsen mit seinem mächtigen Streitroß.

„Oho, Du Kerl", rief er, dicht bei Kuri, seinem Gefolge voran, „von wannen schlägt Dich der Hagel hierher?"

„Ich komme aus Rheinfelden, Excellenz", erwiderte Kuri ruhig, nachdem er die Uniform des Reiters auf seinen Rang

gemustert hatte, ohne dabei den geringen Spitzenkragen des Fragenden zu dessen Ungunsten zu veranschlagen.

Das Gefolge hatte sich um den Führer versammelt und Kuri umstellt.

„Von Rheinfelden?“ wiederholte der Gebietende erstaunt. „Ich hoffe, Du wirst Beweise haben.“

„Hier sind sie“, versetzte Kuri furchtlos, indem er seinen rechten Stiefel löste, einige Schrauben der Doppelsohle lockerte und daraus ein Blättchen Papier hervorzog.

Der Gewaltige versenkte sein durchdringendes Auge in das Document und reichte dann Kuri die vom Fausthandschuh bedeckte Rechte, während die Linke den Federhut lüftete. Zu seiner Umgebung sagte er:

„Dieser junge Mann, Kuri Rüdinger, hat sich mit Lebensgefahr aus Rheinfelden geschlichen, um der treuen Stadt Entsatz zu schaffen. Wir sind, beim Strahl, schon zur Stelle. Aber er wird uns führen. Ich bin der General Johann von Werth“, fügte er, abermals den Hut hebend, gegen Kuri gewendet hinzu.

Freudiger Glanz fuhr über des Jünglings Gesicht bei diesen Worten, die ihm den besten Heerführer der katholischen Liga vorstellten.

„General von Werth“, rief er begeistert, „verfügt über Euren geringen Knecht!“

Zweites Capitel.

Johann de Werth hatte von dem Anerbieten des jungen Kriegsknechts alsbald Gebrauch gemacht. Im Vorrücken gegen Beuggen, auf der Straße nach Minseln und Karsau, gab Kuri dem Feldherrn genauen Bericht von der Stellung und Stärke der Feinde. Auch die Meldung, daß Bernhard sich vermessen haben solle, Rheinfelden heute oder morgen zu stürmen, empfing der grimmige „Pferdemensch“ — wie de Werth im Lager genannt ward — mit besonderem Behagen. War sie ihm doch sichere Bestätigung dafür, daß weder Freund noch Feind ahnte, wie bald er über dem kühnen Herzog Bernhard sein werde. Diese Ueberraschung des Feindes war der unerhörten Anstrengung werth, die ein Marsch von drei Nächten und vier Tagen dem Heer auferlegt hatte. Dann vertraute der General Kuri, daß ein zweiter gleich starker Heerhaufe, wie sein eigener, durch das Wiesenthal über Adelhausen und Nollingen zum Entsatz von Rheinfelden heranziehe, „und zwar unter dem Oberbefehl Sr. Excellenz des Duca di Savelli“. Plötzliche Beklemmung mußte die Kehle des Reiterobersten befallen haben, gerade als er in einem Athem vom Oberbefehlshaber und Duca di Savelli sprach, denn er mußte alsbald stark husten. Dabei fiel Kuri ein, daß man sich allerorten erzählte, der ehrliche, tüchtige Werth ertrage nur widerwillig die Waffenbrüderschaft des verschlagenen, weichlichen Granden, geschweige denn die Unterordnung unter dessen mindere Feldherrnkunst.

Um so überraschter war Kuri, als der General, unmittelbar nachdem dessen Luftröhre sich des lästigen Anfalls erwehrt hatte, Kuri befahl, den gerade an dieser Stelle erreichten Kreuz-

weg nach Adelhausen zur Rechten einzuschlagen, um dem Duca di Savelli dieselben werthvollen Mittheilungen betreffs des Feindes zu rapportiren, wie ihm selbsten.

Kuri stand bei diesem Befehl betroffen.

„An Eurer Excellenz Seiten hoffte ich die große Victoria zu erleben“, wagte er, blitzenden Auges, zu sagen.

„Ein Heer, eine Schlacht“, erwiderte de Werth, ohne Tadel für die kühne Widerrede des Niedrigen, deren hingebender Ton seinem Herzen wohlthat. „Ein andermal mit mir, heute mit Savelli — Excellenz“, setzte er würgend hinzu. „Geh Er, oder kann Er reiten?“

„Mit sechs Jahren setzte mich der Vater schon auf ein Roß ohne Sattel.“

„Und Er fiel hinunter?“

„Er blieb hocken“, erwiderte Kuri ruhig.

Schallendes Gelächter durchbrach die Lippen des Gestrengen und seines Gefolges bei dieser Antwort.

„Es kommt auch auf das Roß an“, fuhr de Werth, immer noch lachend, fort. „Indessen um so besser für Ihn, wenn Er reiten kann. Reite Er zu Savelli!“ Er winkte einen jugendlichen Reiter heran, der ein lediges Pferd hielt.

Kuri schwang sich federleicht in den Sattel des ledigen Thieres.

„Er reitet mit“, befahl der Heerführer dem Reitersmann, „und bringt das Pferd zurück!“

Dann grüßte noch Werth's Degen die Beiden, die eilig die Straße zur Rechten dahinjagten. Bei der nächsten Wegbiegung im Walde verloren sie den General, sein Gefolge und Heer aus den Augen.

Die jungen Leute musterten sich gegenseitig geraume Zeit, ehe sie ein Wort sprachen.

Schneller gelangte der junge Reiter zum Abschluß seines stillen Urtheils über den Kameraden, als Kuri über Jenen.

Gesicht und Wesen dieses Kriegsgesellen erschien aber auch ein seltsames Räthsel.

Ein mädchenhaft zarter Kopf saß auf kräftigen, breiten Schultern. Der junge Mensch konnte kaum achtzehn Sommer zählen. Glatt und rosig gefärbt waren die Wangen, wie die eines Jungfräuleins. Tiefblau glänzte träumerisch das unschuldige Kinderauge. In langem, blondem Gelock wallte das auf der Mitte der Stirn gescheitelte Haar über die Schultern, die der breite Kragen zierte. Und diese harmlosen Augen konnten im nächsten Augenblick wieder funkeln voll übermüthiger Schalkhaftigkeit und überlegener Beobachtung, während sich die Mundwinkel in die Höhe zogen und die weißen Zähne aufblitzten. Aber in der nächsten Secunde trugen Auge und Mund wieder den Ausdruck kindlichen Sinnens, ohne daß ein Wort gesprochen war.

Kuri schlug einen geraden und liebenswürdigen Weg ein, um das Räthsel zu lösen, das dieses junge Gesicht aufgab. Er holte unter dem Wamms ein mächtiges Stück Schwarzbrot hervor, als die Rosse eben auf dem steil ansteigenden Waldweg verschnauften. Der Tasche entlockte er zwei fast kugelrunde Würstlein von der Größe einer Kinderfaust, schnitt mit dem Messer Brot- und Würstvorrath in zwei gleiche Theile und streckte dem Jüngling die Hälfte auf der flachen Linken hinüber mit dem freundlichen Wort: „Der Herr Kamerad beliebe mitzuhalten."

Die Augen des Eingeladenen glänzten über der gebotenen Speise, wie nur Kinderaugen glänzen, wenn der heilige Christ sein Naschwerk ausschüttet.

„Dank, Kamerad", erwiderte er, eilig zugreifend. „Mich hungert sehr. Wir marschiren seit Villingen ununterbrochen, vier Tage und drei Nächte."

„Beim Eid, das ist viel!" rief Kuri bewundernd — „und kamt nicht zum Abkochen?"

„Nein“, erwiderte das junge Wesen kurz, da seine überaus beschäftigten Kinnbacken längeren Sermon unzeitig fanden.

Kuri hatte das zweite Würstlein eben erst gekostet und mit einem Bissen Brot vereint, als der Kamerad mit dem seinen nahezu aufgeräumt hatte.

„Mich dünkt, das Würstlein apothekerle ungebührlich“, sagte Kuri mit tadelndem Blick auf das Erzeugniß des rheinfelder Metzgers. „Der Herr Kamerad wird deshalb ein weiteres kaum genehmigen?“

„Ich lebe überaus wohl daran“, versicherte der Speisende, sich mit der gebräunten, großen Hand auf die Magengegend klopfend, in der das von Kuri übel recensirte Kunstproduct seine Bestattung gefunden hatte.

„So greife zu, Kamerad!“ Auf der Linken, welche bei diesen Worten sich abermals ausstreckte, lag das zweite, fast unversehrte Würstlein, und der größte Theil des übrigen Stückes Brot.

„Ich darf fast nicht“, sprach der rosige Mund. Die Augen aber schienen durchaus anderer Meinung zu sein, denn sie verweilten verlangend und dreist auf dem Inhalt des breiten Handtellers.

„Ich werde satt“, nöthigte Kuri.

Kaum bedurfte es dieser Beschwichtigung jenseitiger Gewissensregung, als auch die zweite Portion sich anschickte, von der Bildfläche zu verschwinden.

„Unser Metzger Bauer ist sonst ein ganzer Meister“, nahm Kuri das Wort, um begangenes Unrecht gut zu machen — während der kauende Kamerad eifrig dazu nickte, um ohne Wortverlust anzudeuten, daß die Kunst des Meisters auch dem zweiten, soeben zu bestattenden Würstlein ein günstig Epitaphium sichere. „Seine Bratwürste sind berühmt im ganzen Frickthal“, ergänzte Kuri. „Aber ein alt' Roß ist halt kein Spanferkel. Und jetzo hat's in Rheinfelden nur Roßfleisch.“

Kuri glaubte vielleicht, die Enthüllung des geheimnißvollen Inhaltes besagter Würstlein werde den Kameraden zu nachdenklicherer Zehrung veranlassen und ihm wohl gar zur plötzlichen Stillung seiner Eßlust verhelfen.

Aber nichts derart geschah. Achtungsvolle Vertrautheit mit den Leckerbissen der Roßküche verrieth der Schmausende. Dann sagte er nach gethaner Arbeit: „Vor aufgeweichten Lederkollern, Spinnen und Kellerasseln besitzt Roßfleisch namhafte Vorzüge.“

„Solche Nahrung hättest Du genommen?“ fragte entsetzt Kuri, während ein behagliches Lächeln über des Anderen Antlitz glitt — „wo war das?“

„In Hanau unter'm Ramsay“, gab der Kamerad immer noch lächelnd zurück, als gehöre das weltbekannte Elend dieser Belagerung zu seinen angenehmsten Erinnerungen.

Erstaunt reichte Kuri seine mit duftigem Kirschwasser gefüllte Flasche hinüber, aus der das junge Wesen, ohne vor dem starken Getränk zu erschaudern, einen namhaften Schluck that, und fragte dann:

„Wie lang trägst Du Waffen?“

„Seit dem zehnten Jahr.“

„Freiwillig?“

„Anfangs gezwungen. Die Hessen fingen mich im heimischen Spessart, hielten mich für einen ausbündigen Narren und gaben mir meinen Namen.“ Wieder lächelte er dabei.

Kuri wurde es unheimlich zu Sinn. Am Ende hatten die Hessen nicht Unrecht. Nur ein Narr konnte über solches Lebensschicksal lachen. „Welchen Namen gaben Dir die Hessen?“ fragte er scheu.

„Simplicissimus“, sagte fröhlich der Harmlose.

„Einfältigster“, verdeutschte sich Kuri, immer bedenklicher, den Beinamen. „Mit welchem Namen aber wardst Du geboren?“

Der Jüngling schien sich besinnen zu müssen, so lange hatte er den Namen der Eltern nicht mehr vernommen.

„Hans Jakob Christoph Grimmelshausen“, sagte er dann.

„Wie konnten Dich die Hessen fangen?“

„Ich war doch kein Drach, mich zu wehren“, erwiderte Grimmelshausen lächelnd, „sondern ein zehnjährig Büblein, wie ich schon sagte.“

„Wehrten sich Deine Alten nicht, ihre Knechte?“

„Die Eltern hatte ich schon drei Jahre zuvor verloren. Ich war dazumal ein ganz unwissend Kind und hütete die Thiere des Vaters, mitten im Wald des Spessart, kannte nicht Gott noch Menschen. Da ritten eines Tages eiserne Wesen vor das einsame Haus. Eltern und Knechte waren fort. Die Eisernen metzgeten, siedeten und brieten alles Hausgethier, durchstürmten das Haus unten und oben; ja, das heimliche Gemach war nicht sicher, als wäre das gülden Fell von Kolchis darinnen verborgen! Andere schlugen Fenster und Ofen ein, gleichsam als hätten sie ewigen Sommer zu verkünden. Alles ward devastiret und ausgeraubt, zuletzt stund Haus und Hof in voller Flamme, und die herbeigeschafften Eltern und Knechte wurden grausam gefoltert. Da entwich ich auf Zuruf des Vaters in den wilden Wald und fand einen alten Einsiedel, der mich lehrte Gott erkennen, lesen und schreiben. Eltern und Heim aber sah ich nicht mehr.“

Kuri war seltsam ergriffen.

„Ein Narr bist Du nicht, Hans Jakob“, sagte er schließlich bedächtig. „Aber lachen könnt' ich mein Lebtag nimmer, hätt' ich das erfahren!“

„Ist die Welt nicht schön?“ fragte die kindliche Einfalt und wies auf die ersten Halme und Blättlein des Frühlings, auf die blaue Ferne, auf die schmetternden Lerchen im blauen Aether. „Begegnen wir nicht täglich Menschen, die uns Gutes thun, ohne daß sie uns kennen, wie Du mir heut', Kuri?“

„Mir begegnen selten Leute dieser Art“, entgegnete Kuri mürrisch. „Und wenig läßt der Krieg von der Schönheit

der Welt. Simplicius, Hans Jakob, am Ende bist Du doch ein Narr."

Zum ersten Mal lachte der „Einfältige" aus vollem Halse. „So hör' denn eins der Lieder Deines Narren!" rief er munter. Und mit entzückendem Tenor sang er nach der Melodie „Wie schön leucht't uns der Morgenstern":

Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall,
Laß Deine Stimm' mit Freudenschall
Auf's lieblichste erklingen!
Komm, komm und lob' den Schöpfer Dein,
Weil and're Vöglein schlafen ein
Und nicht mehr mögen singen.
Laß Dein — Stimmlein
Laut erschallen — dann vor allen
Kannst Du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

„Weiter!" bat Kuri ergriffen nach der ersten Strophe. Simplicius sang weiter:

Obschon ist hin der Sonnenschein,
Und wir im Finstern müssen sein,
So können wir doch singen:
Von Gottes Güt' und seiner Macht,
Weil uns kann hindern keine Nacht,
Sein Lob zu vollenbringen.

Daran schloß sich wieder der Refrain. Der Sänger schwieg. „Das hast Du gemacht, Hans Jakob?" fragte Kuri erstaunt.

„Nur die Worte", erwiderte Simplicius erröthend.

„Wie verfielst Du aber auf die ketzerische Liedweise?"

„Ich bin Protestant", lächelte Hans Jakob.

„Und dienst beim Werth? Gegen die Brüder Deines Glaubens?"

Nicht mehr die Augen des Kindes, nicht mehr die des fröhlichen Schalkes blickten Kuri an, als Simplicius sagte: „Glaubst Du noch, dieser Krieg werde um den Glauben geführt?"

Aus Kuri's dunklen Augen blitzte ein heller Strahl. Er reichte dem Seltsamen die Hand und sagte: „Ein Narr bist Du nicht, Hans Jakob, so sei mein Freund!"

„Ich bin's schon," erwiderte Grimmelshausen, die Rechte darreichend.

Die Freunde hatten Adelhausen erreicht. Vor ihnen und drüben auf der Straße von Lörrach nach Degerfelden zogen die Truppen des Duca di Savelli dem bedrängten Rheinfelden zu.

Drittes Capitel.

Um die nämliche Stunde saß Herzog Bernhard von Weimar mit seinen Getreuen im festen Ordenshause Beuggen beim Frühstück.

Für einen der Mäßigkeit gewogenen Mann ist es bemühend, berichten zu müssen, daß keines der unschuldigen Morgentränklein der Gegenwart auf dem Tische stund, sondern vielmehr der beste rothe und weiße Wein, welchen der Keller der frommen Bruderschaft herbergte, nachdem der Oberst Ehm sich der Mühe nicht entbrochen hatte, selbsten ein Einsehen dieser Vorräthe zu nehmen und mit schnalzender Zunge die Spreu von dem Weizen zu sondern. Herr Oberst Ehm aber durfte sich berühmen, auf diesem wichtigen Gebiete süddeutscher Bodencultur ein selbst über die Marken des heiligen römischen Reiches weit hinausragendes Sachverständniß zu besitzen. Denn seiner feinen Zunge waren die Perlen der südwestdeutschen Weinzone, Affenthaler, Ihringer und Glotterthaler, eben so wenig Neulinge wie die schweizer Nestenbacher, Lacote, die rothen Neuenburger und weißen Wallliser, oder die düster funkelnden Burgunder, oder der ferne „Bourdeaux“.

Man konnte nach den Kellerproben des frommgeistlichen Hauses, die Oberst Ehm zum Frühstück hatte aufstellen lassen, nur zaghaft die Behauptung wagen, daß dessen rechtmäßige Insassen sich vor dem übereiligen Eindringen der Ketzer in dieses Gotteshaus ausschließlich der Abtödtung des Leibes und der Entsagung von aller Weltlust gewidmet hätten.

Auch zur Atzung des Leibes war in den Speichern, Höfen und Stallungen des Ordenshauses Vieles und Gutes zu finden

gewesen, was nun die herzogliche Tafel lecker machte. Nur der stattliche Salm, der nach dem kräftigen Süpplein den Morgenimbiß eröffnete, war in verwichener Nacht erst im Lachsfang des frommen Hauses zappelnd eingegangen.

Eine erlauchte Gesellschaft saß zu Tische.

Am oberen Ende der Tafel Herzog Bernhard, der Sieger von Lützen, der kühne Feldherr, der sich in drei Januartagen die österreichischen Vorlande des Oberrheins von der baseler Grenze bis zum Hohentwiel unterworfen hatte. Die königliche hohe Gestalt prangte in der Vollkraft der Jahre, ein Bild deutscher männlicher Schönheit in dem voll und weich über die Schultern niederwallenden blonden Lockenhaar, dem feurigen, tiefen Auge, den starken gewölbten Brauen, der hohen, durchgearbeiteten Stirn, der kräftig und fein geschwungenen Nase, den in jugendlichem Oval sich zum Kinn hinab rundenden Wangen, dem ausdrucksvollen, lieblichen Munde, hinter dessen frischen Lippen häufig zwei Reihen leuchtend weißer Zähne aufschimmerten, dem leichtgewellten kräftigen Schnurr- und Kinnbart. Einfach menschlich, bescheiden und fröhlich tauschte der hohe Held das Wort mit seinen Gästen.

Neben ihm saß zur Rechten der erlauchteste und ruhmreichste Pair von Frankreich, Prinz von königlichem Geblüt, Heinrich dem Vierten nahe verwandt, der edle Herzog Heinrich Rohan. Müdigkeit von der Lebensarbeit eines Riesen an Geist, Thatkraft und Erfolg gesellten sich nun zu tiefem Gram in seinen Zügen, so daß der Neunundfünfzigjährige weit älter erschien. Auf der breiten, hohen Stirn hatte sich das Haupthaar gelichtet. In Silberfäden wallte es, mit einigen noch dunkelbraunen Büscheln seltsam vermischt, von den Schläfen zum Nacken. Schwermüthig senkten sich die Lider fast zur Hälfte über das innige, noch immer strahlende braune Auge und ließen durch diese Senkung den Abstand zu den hochgeschwungenen Brauen besonders hervortreten. Die majestätische Nase über-

ragte einen Mund von französischer Lebendigkeit. Der Schnurrbart war noch fast braun, an den Enden steif in die Höhe ragend; der breite Kinnbart ganz grau, das geringe Doppelkinn fast verbergend.

Rohan, das ehrwürdige Haupt der Hugenoten Frankreichs, hatte in drei großen Feldzügen seinem königlichen Herrn und Vetter fast dreißig Schlachten geliefert und als Preis seiner Siege dem sonst allmächtigen Cardinal Richelieu 1629 endlich den Frieden von Alais abgetrotzt, welcher den Hugenoten „auf ewige Zeiten“ Glaubensfreiheit und gleiches Recht mit den Katholiken gewährleistete. Damals schon wußte Rohan, daß er von dem furchtbaren Cardinal-Minister an der Seine in den Tod gehaßt war. Aber so arm war damals Frankreich an bedeutenden Heerführern, daß der Cardinal ihm, dem Verhaßten, den Oberbefehl der französischen Truppen gegen Spanien und Oesterreich in Graubünden übertragen mußte. Hier hatte der Herzog seine reine Ehre für die Freiheit und Eigenherrlichkeit des verbündeten Volkes von Freirhätien verpfändet und gegen die doppelzüngige Staatskunst des Cardinals seinen König gezwungen, das verpfändete Ehrenwort einzulösen. Rohan wußte, daß er von da an nur die Wahl hatte, im Auslande als freiwillig Verbannter zu leben, oder in Frankreich dem Racheschwur Richelieu's zu sterben! Das war die Quelle des tiefen Grams auf seinem Antlitz. Allen Befehlen der Rückkehr nach Frankreich hatte er Gesundheitsrücksichten — so alt ist dieser Behelf — entgegengesetzt, welche ihm die frische Schweizerluft unentbehrlich erscheinen ließen, und war in der Schweiz geblieben.

Aber sein reger Geist verlangte nach Thaten. Er war Hugenot vom Wirbel bis zur Zehe. In der Lehre Calvin's, dem ungeheuren Gedanken von der Gnadenwahl, wurzelte sein Dasein. Er fühlte sich durch Gottes Rathschluß bestimmt, die auserwählten Kinder des ewigen Reiches zum Vater zu führen

schon auf Erden, aber ihnen ein festes, kraftvolles Reich zu gründen. Und sein Adlerauge spähte nach dem Rüstzeug, das außerhalb des ihm verschlossenen französischen Heimathlandes den Triumph der evangelischen Wahrheit mit staatskundiger Hand und siegreichem Schwert in dem großen Kriege heraufführen könne! Er erspähte nur Einen: Bernhard von Weimar. Seit Jahren stand der deutsche Herzog ihm persönlich nahe. Das Heiligste, über das Vaterliebe verfügen kann, das Herz der einzigen Tochter, neigte sich dem deutschen Fürsten zu, seit Bernhard und Marguerite von Rohan sich drei Jahre zuvor in Paris persönlich begegnet waren. Nun, als Verbannter, zur Unthätigkeit Verurtheilter, hatte Herzog Heinrich Rohan Bernhard von Weimar in Verkleidung zu heimlichem Zwiegespräch nach Lenzburg im Aargau beschieden. Und nach dieser Unterredung war Rohan — unerwartet Allen außer Bernhard selbst — im Hauptquartier zu Beuggen erschienen, um sich an den Waffenthaten des deutschen Herzogs zu betheiligen.

Zur Linken des Herzogs Bernhard saß ein noch neuerer Ankömmling des weimarischen Hoflagers: der berner Oberst Johann Ludwig von Erlach. In Wesen und Erscheinung der denkbar stärkste Gegensatz zu Rohan und Bernhard. Kalt und ruhig, mitunter etwas listig, blickten die fetten, grauen Aeuglein über die Tafel. Das weißblonde Haar war in die Stirn gekämmt. Der sinnliche Mund, der sich an dem lauernden Spiel der Augen mit gelegentlichem Zucken seiner Winkel betheiligte, war halb verdeckt von einem struppigen röthlichblonden Henri-Quatre, an dem jede Arbeit der Bürste, jede Verwendung glättender Fette und Oele sich nutzlos erwies. Das feiste, braunrothe Gesicht, die Bewegungen der plumpen, höchst muskulösen Glieder, der fleischigen Hände, das Lachen und Schnäuzen des Herrn Obersten hatten trotz seines langen Verkehrs an fürstlichen Höfen immer noch viel bäuerisch-bernischen „Herdgust“ an sich. Er zählte jetzt dreiundvierzig Jahre.

Bernhard's Auge aber ruhte mit besonderer Freude auf dem Schweizer. Dieselbe Liebe für die evangelische Freiheit, derselbe Haß gegen Oesterreich und Spanien beseelte Beide, hatte Beide unter die Banner Gustav Adolf's geführt und in manche Feldschlacht. Vertrauter als je war ihr geheimer Verkehr seit Jahresfrist geworden. Erlach hatte dem Herzog in seiner Stellung als Feldoberster der Republik Bern, als Vertreter Berns auf der eidgenössigen Tagsatzung manchen wichtigen Dienst geleistet. Er hatte dem Herzog gestattet, durch berner Gebiet Vorräthe und Vieh an sich zu ziehen, wohl auch dann und wann ein Weniges die Grenze zu überschreiten. Erlach hatte weiter den Zorn- und Racheschrei der katholischen Cantone über Bernhard's Grenzverletzungen auf der schweizer Tagsatzung durch kühle Ueberlegenheit, mitunter auch durch ein Nothlüglein, entwaffnet; während Herr Oberst Ehm, des Herzogs Gesandter bei der Tagsatzung, deren Glieder von der gemüthlichen Seite faßte, indem er sie, ohne Ansehen der Person, des Alters und Glaubens, unfehlbar nacheinander unter den Tisch trank. Noch wichtiger aber waren die geheimen Rathschläge gewesen, die der kluge, kriegserfahrene Berner dem Herzog bei öfteren verborgenen Zusammenkünften ertheilt hatte. Auf Erlach's Rath hatte Bernhard seine letzten Winterquartiere in der reichen, mit leichter Mühe eroberten spanischen Franche-Comté an der Nordwestgrenze der Schweiz genommen.

Auf Oberst Erlach's Rath hatte sich Bernhard des festen Hohentwiels durch eine in Bern mit Konrad von Wiederhold geschlossene Uebereinkunft bemächtigt. Ja, auch der letzte ruhmreiche Feldzug am Oberrhein, Ende Januar, der Bernhard nach Beuggen und vor Rheinfelden geführt, war durch Erlach's besänftigende Fürsprache in Bern und Basel erleichtert worden. Denn durch beider Cantone Grenzgebiet war Bernhard kühn gezogen, ohne auch nur auf papierenen Protest zu stoßen. Diese Vorgänge hatten den von Oesterreich und Spanien ge-

schürten Groll der katholischen Cantone dermaßen geschärft, daß diese gegen Bernhard bereits an die Sturmglocke griffen. Erlach hätte sein Leben gewagt, wenn er abermals als Vertreter Berns auf der Tagsatzung erschienen wäre. Er schrieb daher seinem „Hochgeehrten gnädigen Herrn und Obern“ in Bern, „er könne mit den Papisten und sonderlich dergleichen uffgeblasenen und voller Wind steckenden Personen sich gar nicht vergleichen; daher er Ihr Gnaden unterthänig bitten wolle, ihn zu dergleichen Commissionen ferner nicht zu gebrauchen. Mit Evangelischen will ich gern laboriren helfen, mit diesen Leuten aber kann ich nit.“ Ueber Herzog Bernhard aber schrieb er nach Bern: „Ich will hieneben hoffen, Ihr Gnaden werden die Correspondenz, so ich mit Ihr Fürstlich Gnaden zu Saxen-Weymar habe, zu keinem Verdruß aufnehmen. Ich meinestheils habe mein Gemüth und Herz noch niemals von dem deutschen evangelischen Wesen abziehen können, hierneben obligiret mich auch sonderlich hiezu die lange Kundschaft, so ich zu Ihr fürstlich Gnaden hab, und desselben hohe fürtreffliche fürstlichen Tugenden, Gottesfurcht und Redlichkeit dieses Herrn, der unter allen denen Fürsten, so ich kenn, leuchtet, wie der Mond unter den Sternen, also daß ich nicht zweifle, Gott werde etwas Großes durch diesen Herrn ausrichten.“

Schließlich war auch der keineswegs unschuldigen Seele des Berners seine Doppelstellung als Kriegsoberster einer schweizer Republik und als Freund und Berather des kühnsten evangelischen Kriegshelden der Zeit unvereinbar erschienen, zumal da Herzog Bernhard ihn unter glänzenden Bedingungen zu seinem ältesten Generalmajor — wir würden heute sagen: zum Chef seines Stabes — erbeten hatte.

Ludwig von Erlach hatte nun förmlich und endgültig seine Entlassung in Bern gefordert. Noch war er zwar angethan mit dem Scharlach und der schwarz-rothen Feldbinde des berner Kriegsobersten. Denn die Entlassung war noch nicht gewährt,

und der amtliche Vorwand seines Kommens, als er gestern Abend über die Zugbrücke von Beuggen geritten, war gut ersonnen. Er kam — wie der Amtmann seines Schlosses Castelen der Regierung von Bern versicherte —, „die Abstellung der Vexationen zu erreichen, so die weymarischen Truppen an der Grenze übten.“ Aber die Verständigung mit Herzog Bernhard über Abstellung besagter Vexationen mußte überraschend schnell erreicht worden sein; denn heute Morgen war kein Wort mehr darüber gefallen. Vielmehr hatte der berner Oberst darein gewilligt, lediglich als Gast des Herzogs heute noch zu verweilen, um Zeuge — selbstverständlich völlig unparteiischer Zeuge — der auf heute angesetzten Erstürmung Rheinfeldens zu sein.

Vielleicht war schon vor der Frühtafel mehr über diese Erstürmung zwischen dem berner Oberst und Bernhard gesprochen worden, als über die Vexationen; denn Beide lächelten sich bedeutsam zu, und die Hand des Herzogs wußte verstohlen die derbe Rechte des Berners unter dem Tisch zu fassen und zu drücken.

Die übrige Tafelgesellschaft bestand aus den Spitzen des weimarischen Heeres: dem ausgezeichneten Generalmajor Taupadel, dem jugendlichen Grafen von Nassau, dem Generallieutenant Rheingrafen Johann Philipp, dem ungestümsten Draufgänger des Heeres. Dann folgten die weinkundigen Obersten Ehm und Kalenbach, Oberst Putbus, Kanowsky, Oehme — der treffliche Oberst Reinhold Rosen ließ allbereits seine groben Stücklein gegen Rheinfelden spielen —, der Commandant der Leibcompagnie zu Pferde, Starschädel, und der Hauptmann der Leibcompagnie zu Fuß, Hauptmann Lützow. Endlich der gelehrte, kluge Canzler des Herzogs, Rehlinger. Ihm war, seiner Bedeutung entsprechend, der Platz neben Heinreich Rohan angewiesen, mit dem er sich in herbem Französisch zu verständigen suchte.

Das Gespräch war, mit Rücksicht auf die fremden Gäste, unter den Deutschen leiser geführt worden, als sonst. Um so tapferer hatten die Deutschen den Speisen und Weinen des Ordenshauses zugesprochen, insbesondere der Rheingraf, so daß Bernhard lächelnd zu ihm sagte:

„Euer Liebden scheint auf ausgiebige Wegzehrung bedacht."

„Wenn Träume wahr werden, so ist es mein letzter Imbiß an Euer fürstlichen Gnaden Tafel nicht blos, sondern in diesem irdischen Dasein überhaupt", erwiderte ruhig der Riese und führte den Humpen, mit feurigem Ihringer gefüllt, abermals an die bärtige Lippe.

„Pieu! — geht mir, Rheingraf — Träume!" Der Herzog kam nicht weiter.

Hauptmann Lützow war vorhin abgerufen worden und trat nun an der Spitze eines Trupps Arkebusiere, in deren Mitte der „Dispensator und Brotkeller" (d. h. Oekonom) des Ordenshauses mit fahlem Antlitz als dicke Schlottergestalt geführt ward — mit zwei Papieren eilig vor den Herzog.

„Diese Schreiben wurden just bei dem Kerl da abgefaßt", meldete Lützow. „Er conspirirt mit dem Feind."

„Zeigt her", sagte der Herzog, mit finsterem Blick auf den Gefangenen.

Aller Augen folgten denen des Herzogs. Der Dispensator war noch bleicher und fassungsloser geworden. Todtenstille lag über dem Refectorium, während der Herzog die Schreiben entfaltete und las. Beide kamen aus Rheinfelden, mit dem gestrigen Datum versehen.

Jetzt lachte der Herzog laut auf, und immer lauter und länger, je weiter er las.

Der Brotkeller Jeremias Umbreit unterbrach sein Stoßgebetlein und wagte einen dünnen Hoffnungsfaden für die Fortdauer seines irdischen Daseins an den gegenwärtigen Moment anzuknüpfen.

Auch die Tafelgenossen des Herzogs Bernhard ahnten, daß die vermeintliche Tragödia sich ergötzlich auslassen werde.

Der Herzog sprach, das eine Schreiben vorzeigend, noch immer lachend: „Bedenket wohl, werthe Herren, daß Eure Bissen und Trünke gezählt sind; denn in dieser Epistula begehrt der hochwürdige Comthur von Beuggen, Herr Heinrich Schenk von Castell, von seinem vor uns habenden Brotkeller Jeremias Umbreit, „daß selber über Alles Rechnung führe, so die Weimarischen in Beuggen an Speis' und Getränk dem Gotteshaus Beuggen abthun, entfrömden, zu sich nehmen oder gar mit sich führen."

Die Heiterkeit des Fürsten theilte sich der ganzen Tafel mit. Jeremias Umbreit's Hoffnungsfaden verdichtete sich.

Der Herzog fuhr, das zweite Schreiben hervorziehend, lachend fort: „Dieses Schreiben von demselben hochwürdigen Comthur sollte vor uns stehender Brotkeller an den Landcomthur Johann Jakob von Stein zu Altshausen befördern. Es meldet die Historia unserer jüngsten Thaten und erweiset uns den Herrn Comthur als mannlichen Bekenner des Sprüchleins, daß süß und ruhmvoll sei, für das Vaterland zu leben."

Die Heiterkeit der Tafelrunde wuchs, und Umbreit's Hoffnungsfaden war bereits ein also starker Strick geworden, daß der Brotkeller seine drittehalb Centner Leibesgewichtes daran aufrichten zu können vertraute.

„Beliebet das Schreiben zu hören", fuhr Herzog Bernhard heiter fort. „Es lautet: „„Euer Gnaden werden zweyfelsfrey vor Langem in Erfahrenheit gebracht haben, was gestalten Hörtzog Bernhardt von Sachsen-Weymar den 29. Januarii dis laufenden 1638ten Jahres das ganze Frick- und Zeiningerthal morgens umb 3 Uhren zumahl feindlich überfallen"" — folgt die Erzählung unseres Ueberfalles von Säkkingen, werthe Herren. „„Ingleichen hat er der Statt Lauffenburg zuetrungen, alda ein Petarden angeschraufst und die Porten dadurch eröffnet und

die Statt und Paß ohne sondern Widerstand einbekomen, also daß er beederseithen des Rheins mächtig gewesen.““

„„Sontags den 31. Januarii hat der Feind sich schon oberhalb Riettmatten mit etlichen Troppen Pferden sehen lassen, aber nit vollends herbey (nach Beuggen) kommen, und erst am Montag morgens umb 9 Uhren mein anvertraut Haus Beuggen überfallen und einbekomen. Also habe am Sambstag Abends zuvor (weylen mir der Paß ins Schweytzerland schon aller Orten gespert gewesen) mich mit meinen Priestern, theils Dienern, Roß und Vich, sambt meinen Kleidern und wenigem Hausrath nach Rheinfelden begeben und Uebriges, als Wein, Früchte, Schaf, Schwein, andere Victualia und den Hausrath im Stich lassen müssen.““

„Bei Schreibung dieser Lineae hat die Hand des Herrn Comthur sichtbarlich gezittert“, erläuterte lachend der Herzog. Und die Tafelrunde überließ sich längere Zeit wohlthätiger Erschütterung des Zwerchfells, welche der Dispensator durch schüchternes Hochziehen der Mundwinkel als günstiges Omen zu begrüßen sich getraute.

„Der Brief schließt“, fuhr Bernhard vorlesend fort: „Und weylen gedachter Feind der Statt Rheinfelden auch genahet und den 2. Februarii sich angefangen zu präsentiren und folgends hart belegert und stark beschossen, habe ich mich neben denen von Schönaw, Herren Thumbprobsten von Basel und andern Adelspersohnen bis anhero darinnen ufhalten müssen.““

„Ich hoffe, die Herren heute noch sämmtlich in Rheinfelden kennen zu lernen“, lachte Bernhard, seinen Becher hebend.

Jubelnd that die Tafelrunde Bescheid.

„Von wannen kommen Ihm diese Schreiben in dieses Haus?“ wandte sich Herzog Bernhard plötzlich mit unsanfter Rede an Jeremias Umbreit.

Jeremias rang einen Augenblick mit dem Gedanken, dem Herzog mit einem Klagegesang zu Füßen zu stürzen, welcher

seines großen alttestamentlichen Namensvetters würdig gewesen wäre, betheuernd, daß ihm besagte zwo Brieflein von unbekannter Armbrust an einem Pfeil in das Gemach hereingekommen seien. Aber zur Ausführung dieses vorhabenden Entschlusses gebrach Eines: die Contenance. Denn plötzlich hatte sich bei der rauhen Anrede des Herzogs der selbstgewobene Hoffnungsfaden als spöttisches Gespinnst erwiesen, hatte sich 'aufgelassen, schwarz wurde es vor den Augen Jeremiae, und sein irdisch Theil krachte schwer auf den getäfelten Eichenboden des Refectorii.

Die Obersten Ehm und Kalenbach, welche an der Hand des Gesunkenen manche gute Stunde die weintriefenden unterirdischen Zaubergärten des Ordenshauses durchwandert hatten, fühlten ein menschlich Rühren und stürzten, ein Jeder ein bestaubtes Fläschlein in der Hand, zu dem Ohnmächtigen. Kalenbach hatte sich übel vergriffen und statt des weißen Wallisers, dessen verehrter Saft, wie er meinte, Jeremiam aus dem ewigen Schlaf hätte wecken müssen, ein uralt Kirschwasser erwischt, von dem er dem Dispensator einen beträchtlichen Theil in den Mund schüttete.

„Beginnt das Fegfeuer bereits zu brönnen?“ hauchte Jeremias matt, mit noch geschlossenen Augen.

Eben wollte Oberst Kalenbach sein Liebeswerk fortsetzen, als der herzogliche Generaladjutant von der Grün athemlos in das Gemach stürzte und rief:

„Der Feind greift bei Karsau an. Ich erkannte Johann von Werth an der Spitze der Reiter.“

Im Nu stob Alles von den Sitzen, die an der Wand hängenden Hieb- und Handschußwaffen zu ergreifen.

„Ueber Nollingen ziehen dichte Schaaren Kaiserlicher bergab, man sagt, unter Duca di Savelli“, meldete von der Grün mit erhobener Stimme weiter.

Ungestüm und Verwirrung vergrößerte sich durch diese Meldung.

Da bannte ein mit Hoheit und durchdringender Kraft gesprochener Befehl Herzog Bernhard's Jeden an seine Stelle.

„Kameraden!" sprach er, als lautlose Stille eingetreten war. „Mir würde schlecht stehen, Euch zu befehligen, da der größte Feldherr unter uns weilt." Damit überreichte er seinen Feldherrnstab dem Herzog Heinrich Rohan.

Der greise Herzog hatte den jungen Freund verstanden und wohl erkannt, daß dieser nicht der Schwere der Stunde sich entziehen, sondern ihm selbst den grünen Lorbeer eines für sicher gehaltenen Sieges gewinnen wolle. Aber er streckte abwehrend die Rechte aus. Nicht blos, weil er fürchtete, der plötzliche Wechsel im Oberbefehl könne zu unberechenbaren Folgen führen, sondern weil er nur als einfacher Reiter unter Bernhard zu fechten entschlossen war. Und während Aller Augen an seinem Munde hingen, sprach Heinrich Rohan in gutem Deutsch:

„Ich ziehe das Schwert nur als einfacher Soldat. Mir beliebt, heut' den Unterschied zu erkennen zwischen den Werken des Kopfes und denen der Faust."

Damit zog er einen unscheinbaren Reitermantel über die vergoldete Eisenrüstung, drückte Bernhard's Hand und schritt zur Thür.

Ihm auf dem Fuße folgte der Herzog mit seinem Stabe.

Als das Gemach leer war, hob sich mühevoll Jeremias Umbreit vom Boden, lauschte sorgfältig in der Richtung der verhallenden Schritte, musterte sachkundig die Aufschrift der bauchigen Flaschen und Krüge, die auf der wilden Tafel standen, steckte ein unversehrt Fläschlein 1631er Affenthaler, ein Pastetlein nebst Brot zu sich und sprach würdevoll: „Ich gedenke, mich zu verziehen, bis das Ungewitter vorüber ist und man weiß, von wannen es einschlägt."

Viertes Capitel.

Die Meldung von der Grün's hatte sich bestätigt.

Auf der Höhe von Karsau, eine Viertelstunde nordwestlich Beuggen, wurden die Weimarischen durch Johann von Werth hart bedrängt.

Westlich, von Nollingen her, drangen vom Fuße der Berglehne an bis zum Rhein, das ganze Vorland überfluthend, überlegene Heeresmassen unter dem Duca gegen Beuggen vor.

Der tapfere Rosen, der auf der Höhe des Kapuzinerberges, über Rheinfelden auf dem linken Rheinufer, die Uebermacht der Kaiserlichen auf dem jenseitigen Ufer von den Bergen steigen sah, ließ das Feuer seiner Batterien lediglich verdoppeln, löste aber aus dem Ring der Belagerer 600 Musketiere, 2 Schwadronen und 6 Kanonen und sandte sie dem Herzog auf einer Rheinfähre bei Beuggen zur Verstärkung.

Inzwischen hatte der Herzog rasch die Gefahr und die Mittel zur Abwehr erwogen.

Er theilte sein Heer in zwei Flügel. Die Führung des rechten, dessen Gros bei Karsau bereits im Feuer stand, übertrug er dem trefflichen Taupadel, ihm 1200 seiner besten Reiter zutheilend. Unter Taupadel focht der Graf von Nassau.

Den linken Flügel führte Bernhard selbst gegen den Duca.

Ein wildes, unbändiges Reitergefecht ward diese Schlacht; den Zeitgenossen in schwerer Erinnerung wegen ihres unerbittlichen Mordens auf beiden Seiten. Aus allen Chroniken der Zeit hallt dieses Schlachtgetöse wieder. Selbst oben im Kloster Salem bei Ueberlingen am Bodensee schrieb der ehr-

liche Sebastian Bürster in seine Chronik, daß sie „ainanderen steuf angefallen und wolgeklopft“.

Der persönliche Heldenmuth der Führer grenzte an Tollkühnheit.

An der Spitze seiner Eisenreiter sprengte Taupadel in die feindlichen Reihen und warf die durch den langen Gewaltmarsch Tieferschöpften, durch Mangel an Nahrung Entkräfteten, im ersten Anprall, trotz des Löwenmuthes Johann's von Werth, der inmitten der feindlichen Hochfluth, von früheren Wunden erst halb genesen, Stand hielt, wie ein Granitfels. Der Graf von Nassau streifte mit einer Kugel seine Wange. Da drückte Werth seine letzte Kugel auf den Grafen ab, durchlöcherte dessen Hut und wurde dann in die unaufhaltsame Flucht fortgerissen.

In das dichteste Schlachtgewühl des linken weimarischen Flügels stürzte sich der edle Herzog Rohan. Neben ihm Erlach, grimmig fluchend über das Geschick, in dieser Stunde noch nicht frei von Bern zu sein, zu Ehren seines Scharlachrockes das Eisen in der Scheide behalten zu müssen. Der Herzog Rohan war äußerlich wie ein gemeiner Reiter gekleidet. Im Ungestüm des Angriffs bemerkte er nicht, daß breite Massen feindlicher Reiter und Musketiere sich zwischen ihn und die Weimaraner drängten, daß Bernhard's linker Flügel weiche. Immer dichter und wilder wurde das Getümmel, der Kugelregen. Drei Geschosse waren an Rohan's Küraß abgeprallt, eine Kugel aber hatte den Fuß getroffen. Da hieben zwei Schwertstreiche, die er parirt, seinen wallenden Reitermantel in Stücke, und unverhüllt funkelte der vergoldete Harnisch, Aller Augen auf ihn ziehend.

Zunächst die Kuri's und Hans Jakob's.

„Schau' den dort“, rief Kuri. „Nimm Du das Roß aufs Korn, ich den Mann.“

Beide feuerten.

Das Roß brach zusammen und riß den Herzog zu Boden.

Kuri beugte sich über ihn. Er blutete aus einer Schußwunde der linken Schulter, Kuri's Ziel.

„Ergebt Euch, oder Ihr sterbt“, rief Kuri, das Schwert zückend.

Der Herzog schüttelte schmerzlich bewegt das Haupt und erwartete den tödtlichen Streich. Er hielt die Schlacht und Bernhard's Sache verloren und wollte den Tag nicht überleben.

Die würdevolle Hoheit des Ueberwundenen hemmte einen Augenblick Kuri's Arm und er fragte: „Wer seid Ihr?“

„Gleichviel wer — stoß zu!“ erwiderte Rohan ruhig.

Abermals holte Kuri aus, als sein Arm von einer Eisenfaust rücklings umklammert wurde und eine rauhe Stimme laut gebot:

„Halt ein — Du tödtest den Herzog von Rohan!“

Kuri riß zunächst den Arm aus der Umklammerung des Unbekannten, faßte sein Schwert mit beiden Händen, holte über die rechte Schulter damit aus und rief, ohne Scheu vor der Scharlachuniform und Feldbinde des Gegners:

„Bim Strahl, i thu Euch der Grind abe!“ *)

„Numme hübscheli“ **), erwiderte der berner Oberst gelassen, stieg vom Pferde, dessen Zügel er vornehm Hans Jakob zuwarf — und den dieser ergriff, als sei er Page Derer von Erlach auf Castelen — und beugte sich besorgt über Herzog Rohan, ohne sich um Kuri weiter zu kümmern.

Kuri war völlig verblüfft durch das Verhalten des Scharlachrothen, seinen Schweizerdialekt, seine waffenlose Erscheinung im dichtesten Schlachtgewühl, seine ruhige Sicherheit. Wie kam der Mann hierher? War er Freund oder Feind? Unter dem Bann dieses befehlenden grauen Auges hatte er die Klinge sinken lassen und reichte nun sogar seine Flasche,

*) Schlag' Euch den Kopf ab.

**) Nur sachte.

als der Berner um eine Herzstärkung für den kraftlosen Herzog bat.

Nicht ohne vorher den Inhalt zu beriechen und zu kosten, setzte Erlach dem Herzog Heinrich die Flasche an die blutlosen Lippen. Der Trank erschien ihm tadellos; denn als er die Flasche Kuri zurückreichte, fügte er eine Doublone mit dem Gepräge des schreitenden berner Mutzen bei und sagte: „Ihr habt da ein achtbar Kirschwasser."

„Wie geht's Ihnen nun, Herzog?" wandte er sich, einer Antwort von Kuri nicht gewärtig, im gleichen Athemzug an Rohan.

„Warum ließt Ihr mich nicht sterben?" fragte der Herzog vorwurfsvoll.

Dreimal innerhalb weniger Secunden war des Herzogs Titel laut genannt worden. Einen dichten Kreis wilder Landsknechtsgestalten, zu Roß und zu Fuß, hatte der erlauchte Name angezogen. Beutegierige Augen funkelten aus pulverschwarzen Gesichtern. Jedem schwebte das ungeheure Lösegeld vor, das der Besitz dieses Gefangenen bringen mußte. Schon drängten sich Arme verlangend nach dem Herzog. Schon stießen und balgten sich die Söldner unter wilden Flüchen um den Vorrang. Blitzende Rappiere, gespannte Pistolenhähne gaben den Teufelsworten Nachdruck.

Da ritt in mächtigen Sätzen eine Gestalt in goldstrotzendem Waffenkleid, die Feldherrnbinde Oesterreichs über der Schulter, geleitet von wenigen Officieren, in den Kreis. Ein tückisches Nerogesicht blickte umher. Unter den Stichen der wilden kleinen schwarzen Augen verstummte alsbald der Aufruhr. Dann sprach der Gebietende zu Rohan, der sich, mühsam auf den gesunden Arm gestützt, halb aufgerichtet hatte, den Hut hebend:

„Ich bin stolz, den Bezwinger des Valtelin um den Degen bitten zu dürfen."

Der Degen Rohan's lag außerhalb des Bereichs seines Armes.

Erlach ergriff ihn und reichte ihn auf einen Wink Rohan's demjenigen General Oesterreichs, den er am meisten haßte und am geringsten schätzte.

„Euer Gnaden weitberühmte Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, Herr Duca die Savelli", sagte Erlach mit bitterem Hohn, „wird nach Wien vermelden, daß nicht Sie den edlen Herzog übermochten, sondern dieser junge Bursche hier, der ihn auf sechs Schritt niederschoß." Dabei deutete er auf Kuri. „Ihm gebührt das allfällige Lösgeld."

In den reisigen Haufen, die das Erscheinen des Duca um Ergreifung und Theilung der Beute betrogen, brach beifälliges Gemurmel und spöttische Heiterkeit aus bei den Geißelhieben, die der furchtlose Berner der Verlogenheit und Habgier des Neapolitaners versetzte.

Der Duca erbleichte. Seine Augen schlossen sich wie die einer Katze, die einer Beute schlafend erscheinen will, und warfen dann unheimliche Blitze auf den Sprecher.

„Ich glaubte, meine Augen trögen mich, Herrn Oberst Erlach von Castelen hier zu sehen", erwiderte Savelli mit glatter Tücke. „Mir war nicht bekannt, daß Bern weimarisch geworden. Den Ehrenfesten und Fürnemmen Herren Schultheiß und Räthen der Stadt Bern wird ja wohl vertraut sein, auf welchem Felde der Ehre" — dabei wies sein Degen auf den geworfenen linken Flügel Weimars — „ihr Feldoberster sein Scharlachröcklein spazieren führet. Den von gewissen Herren sonst belogenen und betrogenen katholischen Eidgenossen geht ein klarer Strahl der Erkenntniß zu aus Eurem Hiersein. Man weiß nun, mit wem Ihr unter einem Hütlein spielet, Herr Oberst von Bern. Greift ihn!" Diese Worte waren von einer drohenden und befehlenden Armbewegung begleitet.

Im Nu war Erlach gefangen, entwaffnet, auf sein Pferd gesetzt, vom Duca abgedrängt, so daß seine zornige Entgegnung verhallte. Dann ward auf des Duca Geheiß Rohan vor den

Sattel eines Dragoners gehoben, von dem Reiter umfaßt und gleich Erlach eilig in der Richtung von Rheinfelden davongeführt.

Voll Befriedigung geleiteten die Augen des Duca die Gefangenen. Ehe er in entgegengesetzter Richtung abritt, streifte sein Blick höhnisch Kuri. „Santa polenta!“ rief er heiser lachend. „Du Troßknecht, der Sieger über Rohan!“

Kuri empfand keinerlei Mißbehagen mehr, daß er des Herzogs und Erlach's geschont.

Und Hans Jakob sagte mit fröhlichem Kindermund: „Manches Ding dünkt uns größer, wenn wir ihm ferner sind.“

Kuri blickte sinnend auf das Goldstück mit dem schreitenden Bären, welches seine Hand noch hielt und das ihm bewies, daß er nicht geträumt habe.

Die Trommel schlug zum Streite. Vorwärts ging's wieder. Aber nicht weit.

Herzog Bernhard hatte die Helmzier Heinrich Rohan's leuchten sehen, immer tiefer in die Reihen des Feindes dringend. als Wahrzeichen des Sieges, bis sie im Pulverdampf verschwand, Da ward aus dem Vordringen Stillstand, aus Stillstand Rückgang, immer schneller, allgemeiner. Einer der Führer nach dem anderen kam auf dem Rückzug Bernhard wieder zu Augen; Rohan nicht, Erlach nicht.

Auch Bernhard mußte weichen. Sein Herz wurde schwer und schwerer um den greisen väterlichen Freund; um Erlach trug er keine Sorge.

Da jagte Starschädel an der Spitze einer berittenen Leibcompagnie des Herzogs heran, um den Herzog bis unter die Mauern Benggens zu geleiten. Er brachte die Schreckensbotschaft, Herzog Rohan sei gefangen, schon auf dem Wege nach Rheinfelden.

Herzog Bernhard hob den Degen und winkte den Rheingrafen an seine Seite, der bis dahin, verzehrt von Ingrimm

und ungestillter Schlachtenbrunst, an der Spitze der Dragoner in Reserve gestanden.

„Euer Liebden wird den Herzog heraushauen!“ schloß Bernhard gedrängten Befehl.

„Ich werde, fürstliche Gnaden. Lebt wohl!“

„Auf Wiedersehen!“

„Dort oben, Bernhard!“ Der Rheingraf hob das Schwert zum Himmel. „Mein Traum erfüllt sich — Hurrah!“

Eine dunkle Gewitterwolke fegte von Beuggen her gegen Rheinfelden, mit dem dröhnenden Donner von tausend Hufen, mit dem Brausen des Sturmwindes, mit dem Blitzen funkelnder Schwerter und Rüstungen; Alles zermalmend, Alles zerstäubend auf ihrer Bahn. An der Spitze der Todeswolke jagte auf schaumbedecktem Roß ein Riese, furchtbar die Lebenden mähend wie der Tod.

An Kuri und Hans Jakob, an Fußvolk, Reitern und Geschütz brauste die furchtbare Menschenwolke vorbei. Dicht vor Rheinfelden kam sie plötzlich zum Stehen.

Der Rheingraf hatte den blutenden Herzog erblickt.

„Mir nach!“ donnerte er. „Immanuel!“

„Immanuel!“ wiederhallte das Feldgeschrei Herzog Bernhard's aus Hunderten von Kehlen, und Tod und Verderben kam über Alle, die mit dem erlauchten Gefangenen ritten.

„Das wäre vollbracht!“ jubelte der Rheingraf, als Rohan befreit und bequem in eine zwei Rossen aufgebundene Sänfte gelegt war. „Nun zurück!“

Die Wolke brauste zurück, aber sie theilte sich.

Etwa funfzig Reiter hieß der Rheingraf im eiligsten Galopp den Herzog nach Beuggen geleiten.

Er selbst stürmte mit etwa zweihundert links vom Weg in die Baummatten, über welche General Lamboy dichte Schaaren Fußvolk und Reiterei schwärmen ließ, um Weimars Dragonern den Rückzug abzuschneiden.

Ein furchtbares Gemetzel begann. Abermals mähte die Todessichel des Riesen. Aber immer dichter wuchs um ihn die lebendige Mauer von Thier- und Menschenleibern. Sinnlose, rasende Mordlust war über ihn gekommen. Er achtete nicht, daß seine Reiter von ihm getrennt wurden, sich Beuggen zu durchhieben, daß er nun allein focht.

„Nehmt Gnade!" rief ihm jetzt Savelli zu, der hierher geeilt war.

„Gnade — von Euch?" schrie der Rheingraf wild und verächtlich, gegen den Duca sein Roß stachelnd. „Nimmermehr! Immanuel!"

Es war sein letztes Wort. Ein Dutzend Schüsse krachten. Er sank todt ins Gras.

Mit wechselndem Glück tobte die wilde Schlacht bis zur sinkenden Nacht, ohne entscheidenden Erfolg für beide Theile. Als dieser blutige Sonntag sich neigte, lagen von Beuggen bis Herthen, auf zwei Stunden Wegs Hunderte von Leichen in den Baumgärten der Wahlstatt. Aber Bernhard hielt Karsau und Beuggen wie am Morgen; Savelli das Vorland von Nollingen bis zum Rhein, wie vor Beginn der Schlacht.

Rheinfelden freilich war befreit. Nachts zehn Uhr zogen die kaiserlichen Heerführer, unter dem Jubel der Bevölkerung, mit Erlach und anderen Gefangenen in das bedrängte Städtchen ein.

Geräuschlos wich Herzog Bernhard in der nämlichen Nacht, Heinrich Rohan in einer Sänfte mit sich führend, sammt seinem Heer nach dem festen Laufenburg. Leise zog Oberst Rosen gleichzeitig mit seinem schweren Geschütz auf dem linken Rheinufer derselben Veste zu.

Jubelnde Siegesfanfaren ließ Savelli in seinem Bericht nach Wien erschallen. Rheinfelden war entsetzt, der Feind abgezogen und sechs Stunden weit zurückgewichen. Konnte ein

Sieg glänzender sein? Und er, Duca Savelli, hatte ihn erfochten.

Aber in Bernhard's Haupt war in den stillen Stunden der Nacht, da er neben dem verwundeten Herzog nach Laufenburg ritt, ein kühner, großer Plan gereift, der zu der Siegescantate Savelli's ein wunderbares Finale vorbereitete.

Fünftes Capitel.

Am nächsten Morgen, etwa um zehn Uhr, ritt ein starker Reitertrupp über die feste Brücke Rheinfeldens Beuggen zu. Voraus ein Trompeter mit weißem Fähnlein. Hinter ihm Johann von Werth, düster auf die Leichenhaufen blickend, die noch unbeerdigt am Weg und in den Matten lagen. Es war die Bahn, welche die schwarze Wolke des Rheingrafen zwei Mal genommen. Johann v. Werth sah nicht aus wie ein Sieger. Wortkarg zeigte er sich selbst gegen den redseligen, feisten Herrn, der im Ornat des Comthurs der Deutschherren ihm zur Rechten ritt, den hochehrwürdigen Heinrich Schenk von Castell.

In achtungsvoller Entfernung folgte das Geleit, unter diesem Kuri und Hans Jakob, die der General vor dem Ausritt freundlich herangewinkt, zu ihrem ruchbaren Antheil an der gestrigen Schlacht beglückwünscht und auf Kuri's Gesuch mitgenommen hatte.

„Euer Excellenz werden Eurem geringen Knecht nicht übel vermerket haben oder gar nachtragen wollen, daß derselb sich ein Stündlein spater aus Morpheus' Arm gerissen hat, denn abgesprochen gewesen?“ fragte, mit bedächtiger Herablassung seiner gewichtigen Person in die Tiefen christlicher Demuth, der Herr Comthur.

„Keineswegs“, erwiderte de Werth kurz. „Hab' nichts zu versäumen. Seine Excellenz der Duca di Savelli sorgen für Alles.“

Der Comthur von Beuggen wurde sich bei dieser Rede mit dankerfülltem Herzen bewußt: erstlich, welches herrliche Rüst-

zeug dem wahren Glauben in des Herrn Ducas Excellenz erstanden; zweitens und insonderheit aber, wie geläutert, urban, liebevoll und manierlich Rede und Widerrede aus dem Munde christlicher Ordensbrüder fließe, im Vergleich zu der rauhen Diction, welche, dem Boreas vergleichbar, den Lippen der Soldateska, selbst kaiserlicher Generale, entfahre. Entschlossen, dem ungehobelten Sohne des Mars erneuten Beweis verbindlicher Urbanität und damit verbundene Gelegenheit zu gefälliger Gegenrede zu geben, sprach der Comthur, nach wichtigem Räuspern:

„Euer Excellenz belieben Dero Thaten zu verkleinern, wenn Sie observiren, daß Seine Excellenz der Duca di Savelli — den die heilige Jungfrau behüte! — Alles thue. Der orbis terrarum hallet wieder von Eurer Thaten Lobpreisung, und bis zu dieser währenden Stunde häufet Ihr neue Lorbeeren."

Werth sah den Ehrwürdigen mit einem Blicke an, der diesem verrieth, daß der General bis jetzt nur eines matten Schimmers der Erkenntniß Dessen theilhaftig geworden sei, was der Comthur habe sagen wollen.

„Ich meine, Reverendissime, daß kaum eine Gloria Eurer mannichfachen Actiones gegen das suedische Wesen und Herzog Bernharden dem Höchsten und seinen Heiligen so gut schmöcken und duften werde, als dasjenige Werk, welches Ihr alljetzo zu vollbringen ausgezogen seiet: die Rückgab des Gotteshauses Beuggen an mich von den Ketzern zu begehren."

„Euer Ehrwürden kennet jedenfalls besser als ich Dasjenige, was die Heiligen erfreuet", erwiderte Werth; „aber wenn Ihr Recht habt, so machen sie äußerst geringe Ansprüche —"

„Wie meinet das Eure Excellenz? fragte der Comthur erstaunt und entsetzt.

„Pieu!" fuhr es aus Werth. „Wenn Euer Ehrwürden meint, daß ich die ewige Seligkeit erwürbe, wenn ich nachher an Euer Gotteshaus klopfe, so kann's mir recht sein. Hinein-

kommen — in besagtes Ordenshaus nämlich — werdet aber weder Ihr, noch ich. Dessen getröstet Euch!"

Dabei gab Werth seinem Rappen die Sporen.

„Rittet doch nit so steuf!" flehte das Oberhaupt von Beuggen, da sein weißer Zelter den Morgenwind in die Nüstern schnaufte und sich, dem Vorbild des Rappen nachstrebend, dermaßen in Positur setzte, als finde er ein unrein Vergnügen daran, seinen geweihten Reiter nicht einmal an die Pforte des Ordenshauses abzuliefern.

Werth ließ den Rappen im Schritt gehen.

Der Teufel war mächtig in diesen Tagen. Er schlug überall seine Tatzen ein. Er hatte auch kaiserliche Generale gefällt, wie Albrecht von Waldstein. Es gebrach dem Comthur an Zeit und Athem, zu erkennen, wie weit der Böse schon bei Johann von Werth gelangt sei. Aber der Gottesmann wußte, daß die Väter Jesu, die sichersten Stützen des wankenden Glaubens, zuließen — mindestens nur als lässige Sünde betrachteten —, wenn man in majorem Dei gloriam den vom Satanas bereits Ergriffenen noch tiefer in den Sündenpfuhl drückte. Aus diesem Betracht meinte der Comthur ein gottgefällig Werk zu vollbringen, wenn er den Hochmuthsteufel nochmals kitzelte, der sichtbarlich aus der eben so ungehobelten als blasphemischen Rede des „Pferdemenschen" herausbläkte.

„Euer Excellenz belieben zu scherzen", sagte er, „wenn Sie die Schrecknuß, so Ihre martialische Person beim Feind anstiftet, für Nichts anschlagen. Glaubet mir, wenn die Besatzung Euch blos gewahrt, wird sie um holländisch Quartier flehen. Und so sie dies wider alles Verhoffen nit thäte, so schreiet sie an, drohet ihnen mit Sturm und Niedermachung, und Ihr werdet sehen, sie werden sich förderlichst aus Beuggen ausdrehen."

„Wenn die Kerle von der Art sind, Ehrwürden, so versuchet es zunächst mit christlichem Zuspruch. Vielleicht beliebt

dem heiligen Nothhelfer Eures Gotteshauses, ein Wunder zu thun", erwiderte Werth gelassen.

Auch in diesen scheinbar frommen Worten glaubte der Comthur etwas von den Hörnern und Klauen Seiner satanischen Majestät zu verspüren, zumalen der Leibhaftige sich unter allerlei Schlichen und Fuchsschwänzeleien zu präsentiren verstund. Aber andrerseits lockte der Versuch, den Werth andeutete. Wenn der Kraft bloßen christlichen Wortes gelang, die Veste zu öffnen, so durfte dies Mirakel den Namen Schenk von Castell der ganzen Christenheit theuer machen.

Sie waren vor Beuggen angelangt.

Der Trompeter mit dem Fähnlein ritt an den Graben, von dem die Zugbrücke aufgenommen war, vor das mit Schießscharten und bedeckter Plattform bewehrte Thor. Er that das Begehren kund: Seine Hochehrwürden der Comthur Schenk von Castell und Seine Excellenz der General Johann von Werth verlangten den zeitigen Commandanten der Veste zu sprechen.

Dem Gesuch wurde willfahrt. Der Oberst Kalenbach erschien mit einigen Officieren und mit Jeremias Umbreit auf der bedeckten Laube unter dem Dach des Thorthurmes und ließ dann den Comthur und von Werth heranbitten.

Der Comthur hatte seine Anrede nahezu einstudirt, als ihm beim Vorreiten an den Rand des Grabens ein störender Gedanke kam, den er in die Frage an Werth faßte:

„Sie werden doch etwan nit schießen?"

„Kaum", erwiderte Werth gelassen.

Die Beruhigung des Comthurs ward bei diesem Worte mit nichten eine vollkommene. Er ließ vielmehr die fetten Aeuglein unablässig und angstvoll über die zahlreichen Todesrachen gleiten, die sich aus Thor, Plattform und Mauern in Gestalt von Büchsen und Geschützen auf die breite Zielscheibe seines Leibes richteten, wie er meinte. Und er war bereits entschlossen, sein Thier zu drehen und sich mit dem Wunder

zu begnügen, daß die himmlischen Nothhelfer ihn aus so augenscheinlicher Gefahr seines Lebens hätten ungefährdet entrinnen lassen — als de Werth unsanft drängte:

„So redet doch, Ehrwürden — wir warten.“

„Was ist Euer Begehr?“ rief auch Oberst Kalenbach vom Thurm ungeduldig.

„Ihr nennet Euch Christen“, sprach Schenk bänglich, „wohlan, Ihr wisset, welche Freud' im Himmel ist, wenn das arme verlorene Schäflein aus dem Rachen gezogen und der Heerde Christi einverbleibt wird.“

„Allerdings, Herr Comthur“, erwiderte Kalenbach. „Eben deshalb aber möge Euer Ehrwürden belieben, von weniger bekannten und weniger himmlischen Dingen zu reden.“

„Nun wohl“ — fuhr Schenk von Castell unbeirrt fort —, „so ist es mit diesem Hause. Es ist ein geistlich Haus, Gott geweiht, mit Allem, was darinnen ist, nit der Soldateska. So gebet denn Gotte heraus, was Gottes ist.“

„Mit Vergunst, Ehrwürden“, erwiderte der Oberst blinzelnd, „was Gottes ist an und in diesem Hause, möget Ihr haben.“

„Sancte Martine“, rief der Comthur, die Aeuglein verzückt gen Himmel hebend, „Du gönnest uns ein Mirakel. — Fühlet sich Eure Excellenz nun nicht auch zu ziemlicher Andacht und Gottseligkeit gereizet?“ fragte er vorwurfsvoll Werth.

Der General blickte das Ordenshaupt wortlos mit verstocktem Lächeln an, aus dem der Satan von Neuem sichtbarlich die Zunge reckte.

Entrüstet über den Pferdemenschen, rief Schenk dem weimarischen Obersten zu: „Wohlan, so öffnet; überreicht uns die Schlüssel und raiset aus diesem Hause!“

„Wir verstehen uns unvollkommen, Hochmögender“, gab Kalenbach zurück. „Nur was Gottes ist an und in Beuggen

biete ich Euch. Also zum Ersten: Eure Meßschriften, Geräthe und Gewänder — insgesammt von geringem Werth, da Ihr die besten allbereits mitgenommen, nicht wahr, Jeremias Umbreit?"

„Allbereits mitgenommen", bestätigte Jeremias.

„Zum Andern das Räucherwerk, die geweihten Kerzen, die Crucifixe und Heiligenbilder, und die Geißeln zur Uebung der Pönitenz und Erweckung gottseligen Lebens unter Euren Priestern."

Dem Comthur begann einzuleuchten, daß Sanct Martin kein erheblich Wunder werde verrichten wollen.

„Aber das Andere", mahnte der Comthur, „ist auch Alles Gottes. Ich sagte es schon."

„Euer Wort in Ehren, Hochmögender", lächelte Kalenbach, „aber blicket auf diese Mauern, Zinnen, Schießscharten, Gräben, Geschütze —"

Der Comthur folgte der Aufforderung und ließ zu seiner mehreren Sicherheit den Zelter einige Schritte zurückgehen.

„Alle diese Werke sind nicht göttlich, sondern weltlich", fuhr Kalenbach fort. „Ihr habet aus diesen Schießscharten nicht gebetet und aus diesen Rohren nicht Messe gelesen. Und für Speis' und Trank, so wir allhier vorgefunden, wollen wir Gott so aufrichtig danken wie Ihr, Hochmögender; zumal da Beuggen dermalen mehr Verwundete und Kranke birgt als jemals zuvor, da Ihr hier Euer geistlich Wesen triebet. Nicht wahr, Jeremias Umbreit?"

„Allerdings, Hochmögender, es ist so", bestätigte der Brotkeller.

„Das Miracul ist zu Ende", sagte Werth, laut lachend.

„Hinweg, zurück, genug der Blasphemia!" rief der Comthur empört, da er nun völlig hell sah, wie vorher abermalen Satanas ihm unter der Maske Sancti Martini die Augen zu verkleiben getrachtet hatte.

Er wandte seinen Zelter mit beträchtlicher Eile, winkte seinen Dienern aus dem Geleit und trabte, ohne von Werth Urlaub zu nehmen, dem sicheren Rheinfelden zu.

„Seid Ihr bereit, mir die Veste zu übergeben?" wandte sich der General nun an Kalenbach, ruhig, wie um erhaltenem Auftrag oder bloßer Form zu genügen.

„Mit nichten. So lange wir können halten, sind wir uns zu wehren resolviret", rief der Oberst.

„Euer Herr ist weit. Ihr seid schwach. Ihr rufet dem Tode", sagte Werth nachdrücklicher.

„Wir sind Manns genug. Fünfhundert. Nicht wahr, Jeremias Umbreit?"

Jeremias Umbreit zögerte, die Flunkerei zu bewahrheiten.

„Ich gönne Euch vier Wochen lang keinen Tropfen Wein, außer dem sauersten, wenn Ihr nicht bestätigt", drohte Kalenbach leise.

„Alles in Allem gerechnet, mögen es fünfhundert sein", nickte Jeremias, indem er in seine Berechnung, wie sonst in sein Gebet, die Kranken und Verwundeten einschloß.

„Nun, möge es Euch nicht gereuen, Kamerad", rief Werth, den Hut hebend, hinauf und ritt davon.

Er winkte seinem Geleit und trabte, statt dem Comthur nach Rheinfelden zu folgen, in der entgegengesetzten Richtung gegen Riedmatt, auf der Straße nach Säkkingen weiter, um nach dem Feind Umschau zu halten. Nirgends eine Spur von demselben.

In der Nähe von Riedmatt faßte sich Kuri ein Herz und theilte Werth leise mit, daß er Vroni und ihre kranke Mutter seit einem Monat in einer nahen Höhle geborgen habe, von wo er sie nun nach Rheinfelden zu führen gedenke, wenn der Feldherr gestatte.

Die Erlaubniß wurde gern ertheilt. Auch daß Simplicius Kuri begleite. In einer halben Stunde sollte man an derselben Stelle sich treffen.

Nach Eintritt in den waldigen Abhang wurden die beiden Pferde der jungen Männer auf grasiger Waldblöße an langem Zügel festgebunden. Dann eilte Kuri so schnell, daß der Freund kaum folgen konnte, dem Eingange der Tschamberhöhle zu.

Noch fast athemlos vom raschen Abstieg ließ Kuri dreimal den Krähenruf erschallen und wartete auf Antwort.. Nichts regte sich als das zur Tiefe polternde Gestein unter des anrückenden Simplicius groben Füßen.

Kuri rief abermals. Noch tiefere Stille, da Hans Jakob nun zur Stelle war und nicht mehr polterte.

Seltsame, peinliche, nie erfahrene Beklemmung legte sich auf Kuri's Herz. Ungekannte Angst schnürte ihm die Kehle zu. Hohe Röthe schoß in sein Antlitz.

„Hinein, Hans Jakob, hinein! Wir müssen Gewißheit haben."

Hans Jakob wurde der Frage über den dunklen Sinn der Rede überhoben, da Kuri die Wucht seiner rechten Schulter gegen einen Felsen stemmte, welche diesen bei Seite drehte, als ob er in Angeln hinge.

„Du siehst, der Riegel war nicht vorgeschoben", rief Kuri eifrig, hieb einige mächtige Fichtenspäne aus verdorrtem Holz, schlug Feuer und setzte den Span in Brand.

„Was ich sehe und höre, verstehe ich nicht", murmelte Simplicius.

„Folge mir!" bat Kuri und verschwand mit der Fackel in der Höhle.

Simplicius kroch gehorsam nach, die Seele voll ungelöster Räthsel.

Kuri stürmte dahin in dem engen, dunklen Gang, als sei er hier daheim und bedürfe des kargen Lichtes nicht, dessen Harzrauch Hans Jakob die Augen beizte und den Athem versetzte.

Mit einem Male hielt Kuri die Fackel zur Erde und stand still, leuchtete zurück, dem Höhlenboden nach, bis zu Hans Jakob, und rief mit beklommener, heiserer Stimme, während große Schweißtropfen von seiner Stirn tropften: „Siehst Du's auch, Hans Jakob?"

„Was denn?" fragte Simplicius ängstlich.

„Hier die Tritte von schweren Nagelschuhen, hinein und — hinaus!"

Hans Jakob gewahrte die Spuren. „Was ist's damit?" fragte er arglos.

Ein gellendes, wildes Lachen Kuri's war die einzige Antwort. Es tönte noch schauerlicher zurück in düsterem Echo aus fernen geheimnißvollen Tiefen der Erde.

Hastig schritt Kuri weiter. Nun bog er zur Linken. Immer in derselben Richtung zog auch die Spur der zahlreichen Abdrücke schwerer Männerstiefel. Dazwischen glaubte Hans Jakob die Spur eines kleineren, leichteren Schuhes zu bemerken; auch der Träger dieser Schuhe mußte hinein und — hinaus geschritten sein. Hans Jakob fragte, ob Kuri auch diese Spur wahrgenommen?

„Glaubst Du, ich sei blind?" rief Kuri wild zurück.

Sie standen jetzt in einer Art von Gemach. Es enthielt rohe Lagerstätten, einen Kamin, Reste menschlicher Nahrung. Aber es war leer, ganz leer.

Kuri's Brust wogte schwer auf und nieder. Sein wildblitzendes Auge entdeckte in einem Winkel eine Oellampe. Der Docht ward an dem fast herabgebrannten Kienspan entzündet. Geisterhaft blaß erschien Kuri, wie er mit der Lampe in dem öden, düsteren Raum umherleuchtete.

Da haftete sein Blick an der Stelle, von wo er die Lampe aufgenommen, und entdeckte ein Blatt groben Papiers, zusammengefaltet. Es war ein Theil der Umhüllung, in der man ihm gestern Nacht im Forsthause zu Ryburg die Nahrungs-

mittel in den Korb gepackt. Er riß das Blatt hastig auseinander und las die wenigen, mit Holzkohle in großen Buchstaben geschriebenen Zeilen, die es enthielt, mit fieberhafter Ungeduld. Sie lauteten:

„Lieber Kuri! Wenn Du lebst, wirst Du hierher kommen, dies finden. Die Mutter ist todt. Das grausam Schießen draußen konnt sie nit überleben. O, es ist so grüseli einsam, öd und schauerlich hier im Erdenschooß bei der kalten Todten. Ich mueß ihr Bigräbniß bestellen. Das ist mir heiliger als mys Eigewohl. Der lieb Gott wird Dich und mich bhüete. Vroni."

Aus Kuri's Augen brachen heiße Thränen.

Dann rief er wild: „Der lieb Gott — wo und wie mag er sie jetzt bhüete?"

„Was ist Dir?" fragte Hans Jakob theilnehmend.

„Nüt!" rief Kuri trotzig. „Komm!"

Als Beide wieder vor Riedmatt auf der Straße zu Roß stiegen, sahen sie von Werth mit seinem Gefolge bereits jenseits Beuggen nach Rheinfelden jagen.

Gleichwohl hielt Kuri noch das Roß, blickte mit furchtbarem Ausdruck in der Richtung, in der Weimars Heer abgezogen war, hob die geballte Rechte und rief mit knirschenden Zähnen: „Für jedes Haar, das ihr gekrümmt wird, will ich Rache von Dir, Herzog!"

Dem scheuen Kinderauge schien der Unheimliche um Jahre gealtert.

Dann jagte dieser, von Hans Jakob geleitet, Werth's Streithaufen nach.

Beide erreichten den General nicht mehr. Er hatte sich vor Rheinfelden mit wenigen Officieren von der Masse seines Geleites getrennt und war rheinabwärts geritten, gegen Warmbach, Herthen, Degerfelden zu. Das unerwartete Leben, das hier rheinab und rückwärts gegen Beuggen und Karsau fluthete,

hatte schon in Riedmatt ihm Zorn und Mißmuth erregt und seinen Schritt beflügelt, ohne daß er sich Zeit ließ, Kuri und Hans Jakob abzuwarten.

Fast das ganze kaiserliche Heer, das gestern vereint geschlagen hatte, zerstreute sich über das stundenlange Vorland des Rheins, je weiter, desto lieber. Werth hörte mit Erstaunen, daß namhafte Schaaren bereits bis an die baseler Grenze, das Horn von Grenzach, gelangt seien, dessen Wein landauf, landab begehrt ist; daß andere Massen über die gestern im Eilmarsch überschrittenen Gebirgswege rückwärts in das markgräflich badensche Wiesenthal niedergestiegen seien, um in den leidlich unversehrten Weilern und Orten des Thals sich gütlich zu thun.

Alle Officiere, die Werth ob des seltsamen Thuns hart anließ, hatten sich mit dem ausdrücklichen Befehl Savelli's vor dem strafenden Auge des Gewaltigen zu salviren gewußt.

Jetzt ritt Savelli selbst, prangend wie ein Pfau in seinem Schimmer, gedunsen, wie ein römischer Triumphator, seines Weges, de Werth entgegen.

„Ihr meldet mir, Beuggen sei über", sagte er mit herablassendem Lächeln, welches andeutete, er gönne dem Untergeordneten auch ein Blättlein an dem großen Lorbeerbaum, den er der lieben Posterität aufgerichtet.

„In Beuggen wehren sich Soldaten", erwiderte Werth scharf. „Sie wollen bekriegt sein."

„So werden wir stürmen", lachte Savelli.

„Stürmen?" lächelte Werth. „Womit? Die Mannschaft, die tauglich wäre, wird verzettelt und beruft sich ausschwärmend auf Euer Excellenz Befehl. Ich hoffe, aus Mißverstand. Ich unterstelle, daß sie nur Nahrungsmittel und Schießbedarf für Rheinfelden gewinnen soll. Wiewohl auch solchenfalls der mehrste gesammelte Honig von diesen Bienlein wohl selbst geschleckt werden würde."

„Nein, das ist keineswegs meine Meinung, der Soldat soll leben!“ versetzte Savelli in erregtem Discant.

„Er litt. Er soll leben!“ wiederholte er noch lauter „Das Städtlein mag sehen, wie es auskommt. Wir haben überdem Zeit, es zu versorgen. Der Feind ist abgethan.“

„Kennt Eure Gnaden Herzog Bernhard?“ warf Werth vorwurfsvoll ein.

„Gewiß“, lachte Savelli. „Ich schlug ihn, und er floh.“

Werth schwieg und trabte davon.

In derselben Nacht rötheten Feuersäulen aus brennenden Häusern und Höfen rings um Rheinfelden den Himmel. Der Soldat „lebte“ mit Permission des Duca, freilich auf seine Art.

In nächster Nähe Rheinfeldens brannten die von des Kaisers Kroaten in Asche gelegten beiden letzten Gebäude von Höflingen nieder, Kuri's Mühle und Vroni's Aelternhaus.

Als Kuri von Savelli die Bestrafung der Schuldigen forderte, wurde er in Arrest genommen.

Sechstes Kapitel.

Am Frühmorgen des dritten März öffneten sich Kuri wieder die Pforten des Stockhauses, in dessen Nähe der treue Hans Jakob wartete.

Hans Jakob zog einen guten Imbiß und eine Feldflasche hervor, um den Freund, nach dem längeren Genuß von Wasser und Brot, zu erlaben.

„Dank, i mag nit", wehrte Kuri hart ab.

Schwermüthig schaute ihn der Arglose an. Kuri schien in der Haft des einen Tages abermals beträchtlich älter und finsterer geworden.

Er blieb einen Augenblick stehen. Er sann, ob er Hans Jakob's Geleit annehmen oder allein gehen solle. Dann sagte er: „Komm!"

Sie schritten durch das „obere Thor" über die Zugbrücke, den tiefen, nassen Graben der Stadt, durch die zweite Schutzmauer, folgten kurz der Straße nach Möhlin und bogen dann, dem Bache folgend, der den Stadtgraben speiste, zur Rechten ab.

Sie standen vor zwei Brandstätten, aus denen noch immer schwärzlicher Rauch in dünnen Säulen aufstieg. An beiden rauschte der klare Bach eilend vorüber. Eine rauchgeschwärzte morsche Brücke zwischen beiden Gebäuden führte zu denselben hinüber. Kuri überschritt sie sicher. Hans Jakob folgte zaghaft. Unter Kuri's Führung umschritten Beide das ganze Werk der Zerstörung. Bis auf die uralten Steinquadern des Erdgeschosses, die unter die Sohle des Bachbettes reichten, waren beide Gebäude zerstört. Nur eine hohe Mauer mit Treppenfirst auf der dem Wind zugekehrten Seite ragte rissig

und geschwärzt bis zur einstigen Giebelhöhe. Ueber die eine dieser Mauern breitete sich, einer ungeheuren schwarzen Spinne vergleichbar, das verkohlte Geäst eines riesigen Pfirsichbaumes. An der anderen hingen die schwarzen Trümmer eines großen Wasserrades. Das Schutzdach, das einst das Rad bedeckte, war in Asche gesunken. Die Bäume des Obstgartens hinter dem Hause waren abgehackt und hatten den Horden, welche diese kurzweilige Brandnacht abgehalten, zu besserer Erwärmung, vielleicht auch zum Schüren des Brandes der Häuser gedient.

Bleich und finster, selbst ein Bild der Zerstörung, hatte Kuri wortlos die Trümmerstätten umschritten. Dann sagte er heiser: „Ich kann's nicht mehr sehen. Komm"

Er stieg mit Hans Jakob eine steile Halde hinan, auf die Höhe des Kapuzinerberges, und setzte sich auf eine künstliche Böschung, aus der vor drei Tagen noch die Mündung eines Geschützrohres Rheinfelden bedroht hatte.

Mit Entzücken flog das kindliche Auge Hans Jakob's über die weite Landschaft, die ihm zu Füßen lag. Zur Linken die Jurakette, die Rheinebene, das silberne Stromband, ein Theil der Stadt Basel, hinter dem Horn von Grenzach noch hervorlugend. In der Mitte die malerische alte Stadt Rheinfelden, mit ihren trutzigen Thürmen, Mauern und Schanzen, jenseits des Rheins das Schlachtfeld des letzten Sonntags, von Herthen bis Riedmatt, mit den Höhen von Nollingen und Karsau, jedem Baum, jeder Hügelwelle erkennbar; die Commende Beuggen strahlend in der Morgensonne; die wilden Stromschnellen zwischen Beuggen und Rheinfelden, das „Gewild" und der „Höllenhaken" durch weiße Schaumgürtel und dunkle Strudeltrichter abgegrenzt. Zur Rechten die weiten Waldgründe von Rheinfelden, Ryburg und Möhlin. Im Hintergrunde die dunkelblaue Kette des Schwarzwaldes vom Blauen bis zum Eggberg.

Aber Kuri schaute nicht in die Landschaft, die Hans Jakob fesselte. Er blickte abermals auf die Trümmerstätte zu seinen Füßen.

„Hier war ich klein und glücklich", sagte er halblaut. „Das schwarze Rad hat mich in ersten Schlaf gewiegt mit Rauschen. Die Früchte des verkohlten Pfirsichbaums waren Vroni und mir das größte Labsal, so wir kannten. Hier war unsere Heimath. Wenn's dereinst Frieden gäb, so dacht ich hier zu leben und zu sterben. Jetzt ist Alles verbrunne, verstört. Ich bin einzig, ganz einzig in der Welt, von Vroni verlassen, arm und blutt. Und die Mordbrenner sind bei Gott Soldaten des Kaisers, wie ich, und werden in Schutz genommen."

„Für was führen wir die Waffen, Hans Jakob?" rief er plötzlich lauter, in wilder Erregung.

„Weil wir lieber prügeln als geprügelt werden" , erwidert die kindliche Einfalt.

Kuri lachte höhnisch auf. „Ist das dieses Krieges ganze Weisheit, Hans Jakob? Geh', wir sind beide Narren."

Grimmelshausen fand das Gespräch nicht halb so kurzweilig als die schönen Berge und Thäler zu seinen Füßen. Er gab daher keine Antwort, sondern betrachtete von Neuem die breite Rheinbiegung hinter Beuggen, vor Riedmatt. Mit einmal rief er:

„Schau, dort kommen sie, dort kommen sie!"

„Wer? Wo?" rief Kuri, auf die Füße springend.

„Die Weimar'schen, dort, dort", wiederholte Hans Jakob, auf die Straße deutend, die sich von Säkkingen her über Riedmatt und Beuggen nach Rheinfelden zog, dieselbe, auf welcher vorgestern die Freunde mit Werth geritten waren. Auf dieser Straße tauchten dichte Schaaren Reiter und Fußvolk auf.

„Es ist der bairische General von Lerchenfeld mit den Hotzen des Schwarzwaldes, der Rheinfelden Lebensmittel und Landsturm zuführt", sagte Kuri.

„Nein“, erwiderte Hans Jakob lachend, „der ist's nicht. Der ist, wie der Werth gestern klagte, bis an die Donauquellen vertloffen, als er hörte, Werth weiche von Karsau. Und schau“ — fügte er hinzu — „wie könnt' auch der Lerchenfeld so viel Geschütz führen, als dort oben bei Riedmatt fürekommt!“

Da sagte Kuri eilig: „Fort, Hans Jakob, hier geht der Weg durchs Mittelthor Rheinfeldens. Um die Ecke rechts ist die Commandantur. Da ist Werth, wie Du weißt. Sag' ihm, Herzog Bernhard sei da. Ich aber will Se. Excellenz den Herrn Duca di Savelli aus der Ruh' schröcken, bei Gott!“ Er lachte laut auf. „Lauf, Hans Jakob, lauf!“

Beide liefen getrennte Wege.

Der Duca di Savelli hatte in der That mit artiger Herablassung Herrn Johann de Werth verstattet, in der Commandantur Quartier zu nehmen, in welcher sonst der Oberbefehlshaber zu wohnen pflegte. Bei genauem Betracht hatte sich nämlich das alte Gebäu von den Kugeln der Belagerer übel zerfetzet und verstrobelt erwiesen (welche Spuren der Devastation, aus großer Pietät, im Dachstuhl besagten Gebäudes einigermaßen noch bis heutigen Tages erhalten sind), und er hatte deshalb fürgezogen, im stattlichen „Gasthaus zur Sonne“*) sein müdes Haupt niederzulegen, wenn er satt war.

In der „Sonne“ befand sich der Wallfahrtsort aller Rheinfelder von Ansehen und Durst, oder der Combination beider Eigenschaften, durstigem Ansehen und ansehnlichem Durst: das „Herrenstübli“. Eine uralte Herberge Gerechter und Besunderer. Eine altdeutsche Trinkstube reinsten „Stils“, mit eichenen Stühlen, Tischen, Credenzschränken, Eichenbekleidung der Wände und Decken und — Butzenscheiben. Nicht weil es, wie heute, Mode war, das schöne Tageslicht durch garstige, unreine, winzige Scheiben in grober Bleifassung fernzuhalten

*) Heute das Wohnhaus des Besitzers der Bierbrauerei „zum Salmen“.

und ungeschlachte harte Sitze aufzustellen, sondern weil man damals Beides nicht besser zu machen verstund. Liebhabern längeren Verweilens im Herrenstübli — und deren hatte es in Rheinfelden immer viel gegeben — waren diese Scheiben genehm, weil sie nöthigten, vorzeitig das Feierabendlämplein anzuzünden, und man alsdann bei diesem Lichtschimmer nicht mehr zu unterscheiden vermochte, wann aus Abend Nacht und aus Nacht Morgengrau wurde. Die Rheinfelderinnen aber standen alle auf der Höhe des griechischen Weltweisen, der dem großen Alexander zurief: „Mann, geh' mir aus der Sonne". Einige von besonders entschlossenen Gewohnheiten sollten diese Worte sogar an Ort und Stelle den in früher Morgenstunde von dort entnommenen Gatten nicht blos zugeflüstert haben.

Aus dem Fremdenbuche des „Herrenstübli" redeten Jahrhunderte zur Gegenwart. Mancher deutsche Kaiser, der diese alte deutsche Reichsstadt, den Vorposten an der Südwestmark des Reichs, besucht, hatte in dieses Buch nach labendem Trunk seinen Namenszug eingetragen, mancher Staatsmann, Heerführer, mancher Mann der Wissenschaft und Kunst. Nun standen auch die Namen des Duca di Savelli, des Comthurs von Beuggen, Schenk von Castell, seiner eingeflohenen Priester, der aus gleichem bösen Zufall anwesenden Herren von Schönau so wie ihres Beichtigers, des Herrn Jesuitenpaters Ignatius Molitor und — widerwillig gegeben — die Namen Johann's von Werth und Ludwig's von Erlach im Fremdenbuch des „Herrenstübli" verzeichnet.

Am Morgen des dritten März 1638 aber saßen in demselben Stübli der Duca di Savelli, der Comthur von Beuggen mit seinen Priestern, die Herren von Schönau und der ehrwürdige Pater Ignatius Molitor in eifrigem Gespräch beim Frühstück, während der gelehrte, geschichtskundige, in Glaubenssachen duldsame Stadtpfarrer und Chorherr des Stiftes zu St. Martin, Herr Hilarius Schrütter, welcher nur aus schicklichem Anstand

und zu bezeigender Verehrung für die Anwesenden zu so früher Morgenstunde sich hier eingefunden, ohne sichtbarliche sonderliche Ergötzung an den geführten Gesprächen, mit großen Schritten den Raum durchmaß.

Der Comthur von Beuggen hatte umständlich und mit unverkennbarer Ausschmückung geringfügiger Begebenheiten, mit nicht minder durchsichtigem Bestreben, gemeine Stubenweisheit aufleuchten zu lassen, seine vorgestrigen Abenteuer vor Beuggen, weder zum ersten, noch zum letzten Male vorgetragen und hierbei auch nicht verschwiegen, in welchem Maße sich der Böse des Herrn Johann de Werth allbereits versichert habe.

Die Priester von Beuggen hatten auch bei diesem Vortrag ihr volles Einverständniß mit jedem Worte ihres Vorgesetzten erfreulich bekundet.

Der Pater Ignatius Molitor hatte aus diesem Anlaß dem vertrauten Kreise abermals versichern dürfen, daß der Orden der Gesellschaft Jesu den Getreuen der einzige sichere Stab und Stecken gegen satanische Bosheit überhaupt, insbesondere aber gegen die fürwitzigen Spectacula sei, welche die Ketzerei dermalen am Oberrhein präsentire. Der Duca di Savelli hatte dann, unter achtungsvollem Schweigen der Versammelten, das Wort ergriffen und zunächst dargethan, daß durch die Schlacht des letzten Sonntags dem evangelischen Wesen, das dermalen allein noch Herzog Bernhard als Vorwand seiner Empörung wider Kaiser und Reich vorzuschieben sich vermesse, der Garaus gemacht sei. Jetzt werde er, Savelli, vorbrechen, um den Uebelthäter völlig niederzustrecken oder gefangen zu nehmen.

„Lieber abzuthun“, hatte Pater Molitor eingeschaltet. „Nur bei Verlierung seines Kopfes wird er Ruhe geben.“

Auch die Herren von Schönau hatten ihrem Beichtiger beigestimmt und hierbei ihren Vorsatz ausgesprochen, ihre ererbte Tapferkeit nicht ferner hintanzuhalten, sondern ein feurig

Schwert über den Köpfen der Niedergeworfenen zu schwingen. Hierbei wußten die ritterlichen Herren den Heldentod dreier Ahnen bei Sempach so natürlich und anschaulich und umständlich und mit solcher Belobigung ihres eigenen Dranges zu tapferen Kriegsthaten darzustellen, daß es fast schien, als seien am Ende die tapferen Redner selbst bei Sempach gefallen.

Um auch die Lust zum Ernst zu gesellen, hatte hierauf der Duca di Savelli abermals das Wort genommen und, nach unschwer gefundenem Uebergang vom Ernst zum Scherz, einige Zötlein erzählt, über welche die anwesenden geistlichen Herren in Züchten lächelten, die reisigen Ritter von Schönau aber in ein schallend Gelächter ausbrachen, durch welches der Ruf der Entrüstung aus dem Munde des Chorherrn Hilarius verschlungen wurde.

Nunmehr hatte der Duca es an der Zeit gehalten, zu erkennen zu geben, daß er überhaupt gering denke vom Weibervolk, hatte insbesondere ihre übermäßige Putzsucht und Verschwendung getadelt, auch sich erboten, zum abschreckenden Exempel eine wahrhafte Historia zu erzählen, so er einem guten Freunde verdanke. Diese Historia lautete:

„Allen bekannt ist, daß in Florenz der Hoffahrtsteufel am besten zu Hause ist. Von dorther empfing die Hölle solche Ladungen armer Seelen, daß der Unersättliche selbsten anhub zu fürchten, die Hölle könne zu eng werden. Er sandte daher ein Teufelein zur Erde nach Florenz, um zu erkunden, aus welcher Ursach so viel Seelen in Florenz verdürben in Folge von Verzweiflung, Todtschlag, Schwelgerei, Gift oder Dolch, Armuth, Selbstmord. Der Junker Teufel kam überaus wohl versehen mit Geld und Gut aus der Hölle in Florenz an und wählte den besten Weg, hinter den Grund alles Verderbens zu kommen, indem er ein Weib nahm, die Tochter eines hochadligen reichen Florentiners. Nach einem Jahr schon hatte ihr Putz und ihre Weltlust sowohl ihre Mitgift, als die unge-

heure Mitgabe des Junker Teufels verschlungen. Ja, dieser hatte eben so viel Schulden, als er ehedem Vermögen besessen, und die Häscher lauerten, ihn in den Schuldthurm zu führen. Das konnte selbst der Teufel nicht aushalten. Er floh vor den Häschern in ein Bauerngut und flehte den Bauer an, ihn in einem Holzhaufen zu bergen, er werde ihm den Dienst reichlich lohnen. Der Bauer sagte zu, und die Sbirren zogen mit leeren Händen ab. Junker Teufel aber hatte keinerlei Verlangen mehr nach Florenz, nach seiner Theuren, sondern sagte dem Bäuerlein, er gedenke das Weite zu suchen. Den Lohn aber solle dieses also finden: Die Tochter des Königs von Neapel werde von einem Teufel besessen werden. Dann solle das Bäuerlein sich aufmachen, denselben auszutreiben. Es werde ihn, den Junker, leicht wieder erkennen, denn er werde, für das Bäuerlein allein sichtbar, aus der Prinzessin Haupt hervorschauen. Da habe das Bäuerlein zu sprechen: „Teufel, fahr aus!" Dann sei die Prinzessin geheilt, und er der reichste Landmann Italias. Also geschah es. Als aber der Junker Teufel vor dem Bannspruch davonfleuchte, flüsterte er dem Bäuerlein in die Ohren: „Laß Dich nicht gelüsten, mich ein zweites Mal auszutreiben, wo Du mich auch erblickest, sonst drehe ich Dir den Hals um." Alsbald darauf ward die Tochter des Königs von Frankreich vom Teufel befallen, und das Bäuerlein, so sehr es sich auch sträubte, in Florenz gegriffen und nach Paris geholt, um die Prinzessin zu heilen. Sofort erkannte es seinen Junker Teufel in der Prinzessin, der ihm die Faust ballte und sprach: „Du weißt, was Dir bevorsteht, so Du mich bannst." „Diesen Teufel kann ich nicht bannen" sagte das Bäuerlein zum König. „Ueberlege Dir's drei Tage", versetzte der König; „hilfst Du dann nicht, so lasse ich Deinen Kopf werfen." Nach drei Tagen sagte das Bäuerlein, es wolle den Versuch wagen, befahl, die Prinzessin auf das Marsfeld zu tragen und, sobald er vor ihr stehen werde, so viel Truppen,

als nur zur Hand seien, in blanker Wehr, mit lautem Spiel auf das Marsfeld rücken zu lassen. So geschah es. Aber als das Bäuerlein der Prinzessin nahte, reckte der Junker Teufel beide Fäuste nach ihm und schrie: „Ein Wort, und der Kopf steht Dir im Genick.“ Das Bäuerlein schwieg. Das ganze Heer des Königs rückte feierlich mit lautem Spiel in das Marsfeld. „Denkst Du, die könnten Dir helfen?“ fragte der Teufel das Bäuerlein höhnisch. „O nein“, erwiderte das Bäuerlein. „Weshalb läßt Du sie dann marschiren und blasen?“ „Ach“, erwiderte das Bäuerlein, „es ist nur das Ehrengeleit Deiner Frau, die von Florenz kommt, Dich zu holen.“ Sofort fuhr der Teufel freiwillig aus und zur Hölle zurück, um vor seinem Weibe sicher zu sein.“

Die Herren von Schönau und der Comthur von Beuggen sammt seinen Priestern überließen sich lange der Lust des Lachens bei dieser ergötzlichen Historia. Der Pater Ignatius lächelte nur ein Weniges und mehr in sich hinein, indem seine schlauen Aeuglein dazu blinzelten.

Er wollte nicht merken lassen, daß er den „guten Freund“, welchem der Herr Duca diese „wahrhaftige Historia“ verdankte, seit geraumer Zeit schon genau kenne, nämlich die bedenklichen vermischten Schriften eines gewissen Niccolò Machiavelli, in denen auch Dramen standen, an denen einst Papst Alexander VI. mit seinen Cardinälen vor Lachen fast gestorben war, während selbst Pater Ignatius darüber erröthete. Der Pater hatte gerade nur diese vermischten Schriften Machiavelli's gelesen; das „Buch vom Fürsten“ dagegen nicht, weil seine Vorgesetzten ihm gesagt, daß die Kunst des Ordens Jesu alle Rathschläge und Schliche, die Machiavelli seinem Fürsten empfehle, weit überrage. Und das war gewißlich wahr.

Zum ersten Mal nahm dagegen nunmehr Hilarius Schrütter das Wort, als das Lachen, das der Duca erregt, verstummt war, und sagte mit feinem Spott: „Euer Excellenz hat dem

Machiavello gewiß noch manches Andere zu danken als diese kleine Historia."

Der Duca fuhr zusammen und schoß einen wilden Blick auf den verwegenen Gelehrten im geistlichen Kleide.

Noch erstaunter weilte das lauernde Auge des Paters Ignatius auf Schrütter. Diesen Mann, der Lehre und Moral des Ordens Jesu mit vermessener Verachtung von sich stieß, hatte der Jesuit nun darauf ertappt, Machiavelli's vermischte Schriften zu kennen. Daß der forschende Gelehrte neben den Hauptwerken des großen Florentiners auch dessen unnütze Schriften gelesen, um ein Gesammtbild seines Charakters zu gewinnen, und zu erkennen, daß auch dieser alle Jahrhunderte überragende Geist in Sünden und Schwächen ein Kind seiner Zeit gewesen — das freilich vermochte Pater Ignatius nicht zu begreifen. Das milde, ruhige Auge Schrütter's erfaßte den frohlockenden Blick des Jesuiten und errieth dessen Gedanken. Schrütter lächelte leicht, wandte sein furchtlos Auge dann aber dem Duca zu, um dessen Antwort zu vernehmen.

Aber noch ehe diese geschliffen und in Gift getaucht war, that sich die Thür auf, und Kuri Rüdinger trat, mit Degen, Pistole und Sturmhaube bewehrt, in das den Vornehmen vorbehaltene Gemach.

Rasch hatte der Zorn des Duca nun Ziel und Wort gefunden.

„Was will Er hier, Troßknecht?" schrie der Herzog. „Corpo di baco! Ihn gelüstet wohl nach neuer Strafe?"

„Ein Anderer, als Eure Herrlichkeit, wird uns Alle strafen", erwiderte Kuri trotzig und gelassen. „Ich bin hier, um dem Feldherrn Seiner apostolisch-kaiserlichen Majestät zu melden, daß der Herzog Bernhard von Weimar mit Heeresmacht heraneilt, und allbereits über Beuggen hinaus gelangt ist."

Savelli ward fahl und wankte vor Schreck.

Kuri hatte das Fenster aufgerissen, das nach dem Rhein ging. Die hellen Strahlen des jungen Tages flutheten herein; mit ihm aber auch, vom Morgenwind feierlich getragen, erhebend und erschütternd, gewaltige Tonwellen, die selbst das Brausen des Rheines übertönten. Aus Tausenden von Kehlen todbereiter Kämpfer, die herwärts Beuggen betend auf den Knien lagen, erbrauste das heilige Trost- und Schlachtlied der Reformation: „Ein' feste Burg ist unser Gott."

Nun tönte auch wilder Lärm: Hörnerruf, Trommelschlag, Trompetengeschmetter, Hufschlag sprengender Rosse, Geschrei von Männern, Weibern und Kindern, von den Straßen des Städtchens durch die noch offene Thür, durch welche Kuri so plötzlich wieder verschwunden war, als er gekommen.

Der Duca stand immer noch wie betäubt und hielt sich an der Tischkante, um nicht zu sinken.

„Santissima Virgine!" rief er händeringend — „meine Truppen, wo sind meine Truppen!"

„Zerstreut, Excellenz, zerstreut. Doch raffet eilig zusammen, so viel Ihr deren findet", drängte Hilarius, der inmitten all der bleichen, schlotternden Gestalten sichere Ruhe bewahrt hatte. „Ich kann leider nur für Euch beten."

„Ihr habt Recht, Ihr seid ein Mann!" rief der Duca, seine Waffen anlegend. „Auf denn, edle Herren von Schönau, folget mir!"

Die edlen Herren von Schönau blickten sich und den Duca einen Augenblick verstört an und sprachen dann wie aus einem Munde ihr schmerzlich Bedauern aus, daß die eilige Flucht sie genöthigt habe, Waffen und Harnisch in der Rüstkammer ihres Schlosses dahinten zu lassen, erklärten sich dagegen bereit, gleichfalls für die Waffen des Duca zu beten.

Mit einem Blick grenzenloser Verachtung auf die Redner stürmte Savelli durch die Thür.

Siebentes Capitel.

Inzwischen war der kühne Werth, geleitet von wenig Officieren und Reitern, unter diesen Kuri und Hans Jakob, dem Feind entgegengeritten, um dessen Stärke zu erforschen. Er sah das ganze weimarische Heer heranwogen.

Da raffte er, in schneller Geistesgegenwart, so viel Fußvolk als möglich zusammen und warf dasselbe in die Gebüsche längs des rechten Rheinufers, auf dem der Feind anstürmte: hauptsächlich in das Gehölz von Warmbach, unterhalb Rheinfeldens, und in das Dorf Nollingen, dessen Kirchhof und Wald. Zwischen beiden Orten lief ein tiefer, mit Buschwerk bewachsener Graben in senkrechter Richtung zum Rhein. In diesen legte Werth Schützen und Fußvolk. Aber nicht die Hälfte der von Savelli zerstreuten zügellosen Truppen folgte dem Heerruf. Geschütz hatte Werth gar keines, Reiterei nur wenig. Das wenige Feldgeschütz, das in Rheinfelden lag, ging an die Weimarischen schon verloren, als es über die Brücke auf dem Schlachtfeld auffahren wollte.

De Werth hatte diese Anordnungen vollendet, ehe die kaiserlichen Generale, an ihrer Spitze Savelli, aus Rheinfelden herausritten. Alle befahlen und schrien und vermehrten nur die, so weit Werth nicht geordnet hatte, ohnehin grenzenlose Verwirrung.

Das Nahen Bernhard's machte dem Geschrei ein Ende. Der Herzog hatte, wie am Sonntag, den rechten Flügel, der nur aus Reiterei bestand, Taupadel's Befehl übertragen. Er selbst führte auf dem linken Flügel Fußvolk und Geschütz.

Das Geschütz ließ er in völlig neuer, den Feind vollkommen verblüffender Weise vorgehen. Es marschirte vor der Front. Nach der ersten Salve zogen die Kanoniere es von Hand etwa hundert Schritte vor und gaben die zweite Salve ab, worauf sie bis auf Pistolenschußweite an den Feind gingen und auf diese geringe Entfernung furchtbaren Eisenhagel zum dritten Mal in seine Reihen jagten. Nach dieser dritten Salve ließ Herzog Bernhard sein Fußvolk unter dem donnernden Schlachtruf „Gott mit uns!“ gegen den Graben stürmen. Die Röhren durften nicht eher abgebrannt werden, bis sie dem kaiserlichen Fußvolk fast auf den Leib gesetzt wurden. Gleichzeitig stürmte ein Theil der weimarischen Reiterei durch den Graben. Die kaiserliche Reiterei, erschreckt durch diesen furchtbaren Andrang, wandte sich, ohne die Pistolen zu lösen, zu wilder Flucht. Ihr folgte in völliger Auflösung das Fußvolk. An der Spitze der Fliehenden jagte der Duca di Savelli rheinabwärts auf der Straße nach Herthen, Wyhlen und Grenzach dahin.

Auch von Werth's Donnerstimme vermochte die regellose Flucht nicht mehr zu hemmen. Sein durch eine Wunde wüthend gewordenes Pferd schleuderte ihn ab. Da ließ ihn Hans Jakob aufsitzen, schwang sich selbst mit auf Kuri's Roß, und die Drei allein jagten auf Umwegen dem nollinger Walde zu, in dem das treffliche Regiment Wahl, etwa fünfhundert Mann stark, die Ehre der kaiserlichen Waffen allein noch behauptete. Aber die kleine Schaar schmolz von Minute zu Minute. Nun hatten auch Taupadel's Reiter den Wald von allen Seiten umzingelt. Nur zwischen Tod oder Uebergabe blieb zu wählen. Da beschloß Werth, der sein Leben für spätere Thaten erhalten wollte, die Uebergabe. Er reichte dem Grafen von Nassau seinen Degen und gab sich und seine Truppen kriegsgefangen. Kuri und Hans Jakob theilten dies Loos.

Die Schlacht war in wenig mehr als einer Stunde zu Ende, der Sieg ein vollständiger.

Was Odem hatte, setzte den Flüchtigen nach. Jede Stunde wurden hohe Gefangene eingebracht. Als der Abend anbrach, war auch Savelli, die gesammte kaiserliche Generalität, über hundert Officiere und über dreitausend Mann gefangen, der Rest getödtet, in alle Winde zerstreut. Die gesammte Bagage, 56 Fahnen und Standarten waren in die Hände Bernhard's gefallen. Sein eigener Verlust war ganz unbedeutend.

Gesenkten Hauptes schritten die hohen Gefangenen durch das Thor von Beuggen an dem Herzog vorüber, der sie achtungsvoll grüßte. Nur als Werth nahte, stießen die Brauen Bernhard's aneinander. Dieser Wilde hatte den Herzog bei Freund und Feind in ganz Deutschland als „Rebellen gegen Kaiser und Reich", als „Verräther seines Vaterlandes an Frankreich" verschrien, alle seine Kriegspläne seit Jahren als schneidigster Feldherr des Feindes durchkreuzt. Da flog bei Werth's Anblick über die Lippe Bernhard's das spöttische Wort:

„Ei, welch' ein unerwartetes Zusammentreffen!"

Werth's Haupt schnellte in die Höhe. Trotzig funkelte sein Auge. Der Soldat, der seit sechzehn Jahren den Degen nicht aus der Hand gelegt, fand nicht Worte geschmeidiger Demuth, wie sie dem Duca von den Lippen träufelten. Mit kecker Freimüthigkeit sprach er zu dem fürstlichen Sieger:

„Es ist das Glück Euer fürstlichen Gnaden und mein Unglück, über welches ich mich nicht zu rechtfertigen habe."

„Der Herr wird Zeit haben, darüber nachzudenken", erwiderte Herzog Bernhard, das Auge senkend.

Savelli und Werth aber lud Bernhard am Abend zur Tafel. Unter dem Duca erhielt Werth seinen Sitz. Zum ersten Male waren Beide wieder nebeneinander, seit Savelli de Werth's Warnungen verlacht hatte. Da vermochte der wilde Reitergeneral seinen Ingrimm nicht mehr zu bändigen. In schwer bewegten, überzeugenden Worten bürdete er die Blutschuld an der furchtbaren Niederlage auf die Schultern des Duca, zieh

er ihn feiger Flucht, unseligen Beispiels. Mit Bosheit und Lüge vertheidigte sich der Italiener vor dem in lächelndem und siegesstolzem Schweigen verharrenden Herzog. Aber ein freundlicher Blick auf Werth verrieth diesem, daß der Herzog die Wahrheit durchschaue und auch im Feind den Helden ehre.

Als die Sonne des nächsten Tages über Beuggen aufgegangen war, trat Kuri, der auf Wunsch Werth's nebst Hans Jakob in dem Vorraum von Werth's Schlafgemach die Nacht verbracht hatte, zu dem noch fest schlummernden General und weckte ihn.

„Der Herzog Bernhard wünscht Eure Excellenz zu sprechen, sonst hätt' ich nimmer gestört", sagte Kuri eifrig.

Erstaunt flog de Werth in die Kleider. „Melde mich, Kuri, Seiner fürstlichen Gnaden dienstwillig", befahl er, als die Toilette beendet war, „und bleibe in meiner Nähe, wenn der Herzog Dich abwinkt."

Kuri schritt dem General vorauf und meldete dem Herzog, daß Seine Excellenz im Vorzimmer des Einlasses harre.

Als sein Auge in dem üppigen Prunkgemach des Comthurs von Beuggen, in dem nun der Herzog Bernhard am Schreibtisch saß, umherglitt, blieb es auf einer hohen, edlen, leidenden Gestalt haften, die am anderen Fenster, in einem Krankenstuhl ruhend, die frische Morgenluft in vollen Zügen athmete und dabei des herrlichen Ausblicks auf den Rhein, Rheinfelden und die Juraberge genoß, den dieses Fenster bot.

Der Kranke wandte sein Antlitz jetzt Kuri zu, und dieser erkannte den Herzog von Rohan.

Noch ehe Bernhard, der eilig ein Schreiben zu Ende brachte, dem Boten Werth's auf dessen Meldung Bescheid gegeben, rief Herzog Rohan lebhaft, auf Kuri weisend: „Bernhard, dieser junge Mann schonte meines Lebens, als es in seiner Hand war."

Bernhard sprang vom Stuhl und betrachtete Kuri aufmerksam. Das ernste, mannhafte, kühne Gesicht des Jünglings schien dem Herzog zu gefallen.

„Du begegnetest dem Herzog von Rohan in der Schlacht vom Sonntag?“ fragte er.

„Ja, ich schoß ihn“, erwiderte Kuri kurz. „Als er seine Ergebung weigerte, setzte ich ihm das Schwert auf die Brust.“

„Stießest aber nicht zu, wiewohl er das Haupt schüttelte?“ fragte der Herzog weiter.

„Mich überkam Ehrfurcht vor seinem Wesen“, versicherte Kuri ehrlich. „Aber als er mir dann den Namen weigerte, hätte ich zugestoßen, wenn mir nicht der berner Oberst von Erlach rücklings den Arm gehalten hätte.“

„Aber auch Erlach's Leben schonte er“, rief der Herzog vom Fenster.

„Gut. Wir reden noch darüber“, entschied Bernhard. „Sage Deinem General, ich erwarte ihn.“

De Werth trat ein und verbeugte sich.

Der Herzog winkte Kuri hinaus. Kuri ging, blieb aber, der Weisung de Werth's gemäß, in einem halbdunklen Vorraum stehen, von dem aus eine zweite Thür in das Wartezimmer führte, in dem Werth vorher verweilt hatte. Hier konnte er jedes Wort verstehen, das in dem Prunkzimmer gesprochen wurde.

Herzog Bernhard stellte de Werth zunächst dem Herzog von Rohan vor und sprach dann:

„Ich war gestern hart gegen Euch, General. Die Bitterkeit, die Ihr vordem überall gegen mich kundgabt, übermannte mich. Ich that Unrecht, de Werth, verzeiht mir!“

„Eure fürstliche Gnaden denken groß, indem Sie sich vor dem Besiegten demüthigen!“ rief Werth bewundernd und führte die dargereichte Hand Bernhard's an die Lippen.

„Ich erweise Euch nur gebührende Ehre“, fuhr Weimar fort. „Ich erprobte als Gegner Eure Tüchtigkeit in mancher Schlacht. Euer Wortgefecht mit Savelli an meiner gestrigen Tafel ließ mich tiefe Blicke in Dinge thun, die nur das Gerücht mir zugetragen. Ich vermag zu ermessen, was Ihr in den vergangenen Tagen gelitten habt an dem Besten, das der Mensch sein nennet.“

„Euer Gnaden Augen sind scharf und gerecht“, erwiderte Werth zurückhaltend, da ihm die Richtung der Anrede nicht klar war.

„Ihr seid nüchtern, Ihr nehmt einen Imbiß“, fuhr Bernhard fort und nöthigte zum Sitzen. „Von welchem darf ich einschänken?“

„Ich accomodire mich der Wahl Euer fürstlichen Gnaden.“

Bernhard lächelte über die Vorsicht des Streitbaren, der sichtbarlich nur aus derselben Flasche trinken wollte, wie der Wirth.

Man that sich Bescheid, trank und aß.

Werth hatte den Eindruck, als finde der Herzog schwer den Faden des abgerissenen Gesprächs.

„Mir wurde hinterbracht, Ihr hättet hart von mir gesprochen in den Tagen der Freiheit, General, als wir uns in halb Deutschland herumschlugen“, fuhr Bernhard bedächtig fort, als Werth gesättigt schien. „Ihr sollt mich Verräther am Vaterland, Rebell gegen Kaiser und Reich genannt haben. Mein fürstlich Wort, daß Euch kein Leid erwächst, wenn Ihr's gethan.“

„Dieses Wortes bedarf es nicht“, sagte Werth stolz. „Ich stehe zu meinen Worten und Thaten ohne Schlupfloch. Ich sprach so über Eure fürstliche Gnaden.“

„Ihr glaubtet daran, Werth, sonst hättet Ihr's nicht gesagt. — Aber Ihr irrtet.“

„Ich würde glücklich sein, wenn mir bewiesen würde, daß ich irrte.“

„Ich will Euch den Beweis erbringen, Werth; Euch allein unter den Feinden, da ich Euch allein als ganzen Mann ästimire", sprach Bernhard hoheitsvoll. „Wie immer Euer Loos in Zukunft fallen mag — Ihr werdet schweigen über meine Worte."

Werth nickte und ergriff die dargebotene Rechte Bernhard's. Er wußte, der Zeuge, den er im Vorraum aufgestellt, werde schweigen wie er selbst.

„Ihr kennt den Verfall Deutschlands, Werth", fuhr Bernhard fort. „Jahrhunderte arbeiten daran, nicht blos dieser furchtbare Krieg. Die Krone Karl's des Großen wird nach Wahl vergeben. Der Kaiser ist ein Schatten. Das Haus Habsburg sinnet nur auf Hausmacht. Nicht minder die Fürsten Deutschlands, die den Kaiser wählen. Die „Mehrer des Reichs" verschachern und verzetteln deutsche Lande um eigenen Vortheil. Schon gingen die Schweiz, Burgund, Lothringen, die Niederlande verloren. Dem Elsaß, Oberrhein, Pommern droht ein gleiches Schicksal. Ich hörte, Ihr stündet über dem Streit der Confessionen, Werth?"

„Ich glaube frei zu sein von solcher Kümmerniß", bestätigte Werth.

„Wohlan, so werdet selbst Ihr, der kaiserliche General, nicht abredig sein, daß die evangelische Freiheit geboren ward aus dem ureigenen Wesen des deutschen Volkes. Ein Evangelischer kann nie aufhören, ein Deutscher zu sein, deutsch zu denken, zu handeln. Und gleichwohl führt Habsburg Krieg mit diesem deutschen Glauben, deutschen Wesen seit hundertundzwanzig Jahren; nicht als deutsche, sondern als spanische Macht. Nicht unter dem Feldherrnstab eines Johann von Werth, sondern unter dem der Feria und Duca di Savelli."

Ein greller Blitz schoß aus Werth's Auge.

„Mich dünkt demnach, es sei mit nichten Verrath am deutschen Namen und dem Reich deutscher Nation, wenn ich

mein Schwert führe gegen die spanische Hausmacht und gegen die jesuitische Gegenreformation der Habsburger."

Werth sah ergriffen vor sich hin und führte sein Glas zum Munde, um sein Auge auf das rothe Naß richten zu können.

„Nun zum Andern", fuhr Bernhard fort. „Ich mache kein Hehl daraus, daß Frankreich und Schweden, England und Holland mir wohlgeneigt sind, daß Frankreich mit Geld und Leuten mir Hülfe zugesagt und in geringem Maße auch geleistet hat. Aber ich versichere, daß, so lange ich lebe, nie ein Stein deutschen Landes an Fremde gelangen soll."

„Wonach zielet Eure fürstliche Gnaden?" fragte Werth bestimmt.

„Nur nach Gewinnung Eurer freundlichen Meinung", erwiderte der Herzog.

„Ich meine nicht, in dieser Stunde, sondern mit Ihrer kriegerischen Action und Politik?" fragte Werth offen, sein großes Auge auf den Herzog richtend.

„Ich zeigte Euch, daß ich des Kaisers Feind bin und sein muß als deutscher, evangelischer Mann", sprach Bernhard, indem sein tiefblaues Auge offen und fest in dem de Werth's ruhte. „Seine der evangelischen Freiheit bedrohliche Macht und Liga zu brechen, ihn zu ewigem Frieden mit den Landen unseres Glaubens zu nöthigen, ist die eine Aufgabe meines Lebens. Die andere erwächst mir gegen Frankreich", fuhr er mit erhobener Stimme fort. „Der Tag ist nicht fern, Werth, wo mein Nothbündniß mit dem Sohn Heinrich's des Vierten in Trümmer geht und mein Schwert gezückt wird zur Abwehr gallischer Raubgier. Das ist mir von Gott beschieden, Werth, Beides, bis zum letzten Zuge meines Odems. Darin lebe und sterbe ich. Doch nicht in stetigem Krieg, im Wandel seines Glücks, seiner Bündnisse, kann das Werk meines Lebens gedeihen. Ich sinne, ein festes Reich zu gründen an dieser

Grenzmark Deutschlands, das treue Wacht halten soll gegen spanische und französische Macht und List; ein Reich, in dem der Oelbaum des Friedens gedeiht und in dem meine Nachfahren mein Werk fortsetzen und vollenden."

„Ich verkannte Euch, Herzog Bernhard", sagte Werth bewegt, und eine Thräne löste sich ihm aus der zuckenden Wimper.

„Dank, Ehrenfester, Dank!" rief der Herzog, seine Hand ergreifend. „Und nun, da Ihr in mein Herz geschaut, wie nur Einer vor Euch, dieser theure Herr" — er wies auf Rohan — „und erkanntet, daß mein Streben lauter und unsträflich ist vor Gott und dem deutschen Gewissen — so frage ich Euch, General Johann von Werth, wollet Ihr meinem Werk Euren guten Arm leihen?"

Das Wort war heraus, das Werth gefürchtet; denn es versetzte ihn in schweren Seelenkampf.

„Was hätten Eure fürstliche Gnaden an mir?" fragte er ausweichend.

„Den tüchtigsten Feldherrn, das ruhmvollste Schwert, den reinsten Namen!" rief Bernhard. „Wenn wir zusammenstünden, ginge von der Nordsee bis zu den Alpen der Ruf: In ihrem Lager ist Deutschland!"

Werth hatte ausgekämpft.

„Es geht nicht!" sagte er bestimmt. „Ich schwur dem Kaiser, der Liga. Ich kann die Fahne nicht wechseln wie ein Kleid, kann sechzehn Jahre Waffenruhm nicht unter die Füße treten und dem Spott preisgeben."

Von der Grün war durch eine Nebenthür eingetreten. Der Herzog winkte ihm, zu reden.

„Die sämmtlichen Gefangenen haben Eurer herzoglichen Gnaden soeben den Eid der Treue geleistet", berichtete er.

Werth zog die Brauen zusammen und stampfte mit dem Fuß.

„Auch die Letzten vom Regiment Wahl?“ fragte er den Adjutanten.

„Auch sie.“

„Ihr alter Führer sollte sie ferner führen“, mahnte Bernhard von Neuem.

Abermals stand Werth in heftiger Bewegung. Aber die schwere Entscheidung, durch die er vorhin gegangen, konnte nicht anders fallen.

„Werth kann nicht der Führer von Ueberläufern sein“, sagte er fest.

Der Herzog biß sich in die Lippe. „Was beliebt noch?“ fragte er den verweilenden Adjutanten.

„Die Botschaft nach Paris, welche die gestern erbeuteten Fähnlein und Standarten dem König von Frankreich zu Füßen legen soll, ist bereit, abzureiten, und begehret den Geleitbrief Euer fürstlichen Gnaden.“

Der Herzog nahm das Schreiben vom Tisch, das er bei Kuri's Eintritt vollendet hatte, und reichte es dem abgehenden Grün.

Als Bernhard nach Werth umblickte, war dieser von Grund aus verwandelt. Finstere Blitze schossen seine Augen auf Bernhard. Bitterer Hohn und Trotz lag auf seinen ehernen Zügen.

„Hörte ich recht, deutscher Herzog?“ rief er knirschend, „daß unsere Fahnen vor den Thron Frankreichs niedergelegt werden sollen?“

„Es ist so, Werth“, erwiderte Bernhard ruhig dem Erregten.

„Erfocht Frankreich den Sieg über uns?“ fragte Werth ungestüm.

„Frankreich mag so denken“, erwiderte Bernhard lächelnd, und nahe am Ohr de Werth's sprach er eindringlich: „Glaubet mir, diese Huldigung an die französische Ruhmsucht frommt meinen Plänen mehr als drei Gesandtschaften und zwei Siege.“

„So lasset mich mit meinen Fahnen ziehen!" rief de Werth plötzlich. „Wir gehören zu einander."

„Das kann Euer Ernst nicht sein?" erwiderte Bernhard erstaunt. „Ihr seid Frankreichs größter Schrecken. Ihr jagtet vor zwei Jahren die Franzosen bis Paris vor Euch her. Man würde Euch im Triumph dem Pöbel der Hauptstadt vorführen."

„Ich werde ihnen am Fenster der Sänfte etwas Anderes zeigen, als sie zu schauen begehren", lachte Werth wild.

„Lasset die Laune fallen", mahnte Bernhard.

„Nein. Ich ziehe mit den Fahnen", beharrte Werth. „Mit dem Schwert kann ich Euch nicht dienen. Sei es auf diesem sauren Wege! Und als Aufpasser der französischen Langfinger."

„Warum versagte uns Gott die Brüderschaft der Waffen!" rief Bernhard bewegt, Werth umarmend.

Werth riß sich los und stürzte hinaus, die eigene Bewegung zu verbergen.

Als er gegangen war, winkte Rohan, der mit Spannung jedem Worte des Gespräches gefolgt war, den Herzog an sein Lager und sprach leise mit erhobenem Finger:

„Du spielst ein gefährlich Spiel, Bernhard."

„Ich weiß", rief Weimar frohlockend. „Dieser aber ist der beste Stein in meinem Brett!"

Achtes Capitel.

Im Vorflur faßte Werth Kuri's Arm und zog diesen in das Wartezimmer.

Hier waren sie allein, ungehört.

Der General blickte in das hocherregte Gesicht des Jünglings und sprach:

„Du hörtest, daß die Gefangenen dem Herzog Treue schwuren?"

„Ihr nanntet sie Ueberläufer" — erwiderte Kuri.

„Das sind sie" — zürnte Werth, „da sie blind neuen Fahnen zuschwören. Du aber, Kuri, kennst nun Sinn und Pläne Bernhard's. Dein Herz wird ihm zujubeln, wie meines. Begehrt er Deiner Dienste, so gieb ihm den Handschlag. —"

„Den Ihr selbst ihm weigertet?"

„Wenn ich Kuri Rüdinger wär', schlüg' ich ein — nur Werth kann's nicht!" rief der General und eilte davon.

Kuri sann den Worten nach und neigte sich, Werth's Rath zu folgen. Ihm, dem Jüngling, stand kein Weltruhm, keine Dankesschuld gegen die Gunst zweier Kaiser hindernd im Wege, dem Stern zu folgen, der heut so strahlend vor ihm aufgegangen war. Bitteres und Schweres nur hatte er unter den Fahnen Habsburgs erduldet, bis in die letzten Tage. Sein Schwert hatte er zudem nur im Dienste seiner Vaterstadt, zur Vertheidigung seiner Heimath geführt. Nun hatte der junge Herzog gelobt, hier ein festes Reich zu gründen, dessen Wohl sein Augapfel behüten wollte; das war eine andere Verheißung als die aus der wiener Hofburg kommenden pomphaften Versicherungen landesväterlicher Fürsorge des fernen Kaisers, die

in schweren Tagen jedesmal an das Rathhaus zu Rheinfelden geschlagen wurden, und denen so selten Thaten entsprachen.

Nur gegen Rheinfelden und den heimathlichen Gau wollte Kuri nimmer sein Schwert ziehen. Das mußte der Herzog ihm geloben. Und ein Zweites noch. Kuri's Herz klopfte laut, und sein Auge blitzte finster, als er dieser Bedingung gedachte. Der Herzog mußte ihm Kunde verschaffen über Vroni's Schicksal; mußte jede Unbill, die ihr widerfahren sein sollte, mit der vollen Strenge des Kriegsgesetzes ahnden. Denn daß Weimarische das Mädchen hinweggeführt, hielt Kuri nach dem letzten Besuch in der Höhle für zweifellos.

In diesem Augenblick ward Kuri durch einen Diener zum Herzog beschieden.

Sein Herz schlug unruhig, als er Bernhard gegenüberstand; er fühlte, daß dieser Augenblick über seine Zukunft entscheide.

„Wie heißest Du?“ fragte der Herzog, bei Rohan sitzend, der eine Tasse Fleischbrühe schlürfte.

„Kuri Rüdinger.“

„Von welchem Regiment?“

„Von der rheinfelder Besatzung.“

„Stritt auch die Besatzung gestern gegen mich?“

„Nein, fürstliche Gnaden; mich aber überkam der Drang, an der Seite des Generals de Werth zu schlagen. Er ist mir theuer.“

„Schwurst Du mir mit den anderen Gefangenen Treue?“

„Nein“ — erwiderte Kuri und stockte. Dann sagte er fest: „Während unten geschworen ward, stund ich, auf meines Generals Befehl, dort vor jener Thür und hörte jedes Wort, das Eure fürstliche Gnaden mit ihm tauschten.“

Herzog Bernhard sprang vom Sitz und maß den Jüngling zornsprühenden Auges.

„Ich besitze Kerker, in denen erlauschte Geheimnisse an kein menschlich Ohr mehr dringen!“ rief er drohend.

„Das Gefühl meiner Pflicht und Ehr' hütet sie besser, Herzog, als Eure tiefsten Kerker“, erwiderte Kuri furchtlos und hoch aufgerichtet.

Prüfend maß der Herzog die kühne Gestalt, das trotzige reine Auge des Jünglings. Dann sprach er: „Ich traue Dir. Willst Du meinen Fahnen folgen?“

„Ja“, sagte Kuri fest, „da ich weiß, welchem Ziel sie zustreben. Aber —“

„Aber?“ sagte der Herzog erstaunt. „Pieu! Ich glaube gar, Du stellst Bedingungen?“ Und zu Rohan gewandt, sagte er lächelnd: „Hört Ihr's, Herzog? Am Ende muß ich von Rheinfelden jeden Gemeinen mit besonderem Accord einbekommen.“

„Hört ihn, Bernhard“, sprach mild und leise Rohan, dem der Jüngling ungemein gefiel.

„Seid Ihr männiglich so knorrig in Rheinfelden?“ fragte Bernhard lachend.

„Ich bin der Sanftesten einer“, erwiderte Kuri mit flüchtigem Lächeln.

„Wohlan, nenne Deine Bedingung“, gebot der Herzog.

„Eure fürstliche Gnaden wird von mir nicht fordern, daß ich gegen Rheinfelden, gegen meine Heimath kämpfe?“

„Gewiß nicht“, nickte Bernhard.

Da rief Rohan den Herzog an die Seite und flüsterte leise mit ihm, so daß Kuri nur einzelne Worte verstand.

Bernhard trat zu Kuri zurück und sprach: „Ich habe Dir einen friedlichen Auftrag, der Dich weit von dieser Gegend führen wird.“

Der Herzog, der die Brühe ausgetrunken, rührte eine goldene Klingel.

„Haltet zu Gnaden, Durchlaucht“, versetzte Kuri, „aber ich muß noch um Eines bitten.“ —

Befremdet und hart blickte der Herzog auf den anmaßlichen jungen Soldaten.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür zur Rechten, die dem Herzog Rohan zunächst war, und aus ihr trat ein rosiges junges Kind, in der Landestracht des Schwarzwaldes, aber ohne jeden bunten Faden, Alles in tiefstem Schwarz aus feinstem Stoff; die blonden Flechten weit über den Rücken zurückgelegt, das blaue Auge züchtig gesenkt, nur darauf bedacht, Rohan's Tasse zu ergreifen und wieder zu verschwinden.

Bei dieser Erscheinung vergaß Kuri, vor wem er stand, um was es sich handelte, Alles. Alles Denken, Sinnen und Fühlen drängte sich ihm in den einzigen Ruf: „Vroni!“

Von jähem Schrecken war das Mädchen bei diesem Ruf ergriffen. Glücklicherweise hatte es die kostbare Tasse eben erst vom Tisch gehoben, so daß sie nur klirrte, aber nicht zerbrach, als sie aus Vroni's Hand auf die Tischplatte fiel.

Vroni's Hände zitterten, und ihren Augen entstürzten Thränen, als sie leise und innig rief: „Kuri — Du hier?“

Ueber Bernhard's und Rohan's Gesicht flog ein heiterer Schein. Ein Blick stillen Einverständnisses wurde unter ihnen gewechselt. Und um so heiterer wurde Bernhard, je trübsinniger und finsterer Kuri jetzt auf des Mädchens feine Kleidung starrte, je leidenschaftlicher und unruhiger sein Auge Vroni, Rohan und Bernhard selbst überflog.

„Mit diesem Kind sollte uns wohl Dein zweiter Wunsch beschäftigen?“ fragte der Herzog lachend. „Mich dünkt, es sei Dir daran gelegen, zu erfahren, wie sie zu uns kam und von uns gehalten ward? Sag es ihm, Vroni!“

„O, gern“, sagte sie, vor Kuri tretend, ihr unschuldig Auge in sein finsteres senkend und seine Hand fassend, auf Hochdeutsch: „Als ich aus dem Wald vor der Höhle bang

auf die Straße vor Riedmatt blickte, war es schon Nacht. In einer Sänfte ward ein Verwundeter sorgsam bergan getragen. Ihm zur Seite ritt ein hoher Herr in reichem Waffenkleid. Ihm nahte ich mich flehend, mein Unglück kurz zu berichten. „Da sendet Euch der Himmel einen Schutzengel zur Pfleg'", sagte der hohe Herr zu dem Verwundeten. Darauf versicherte er mich seiner Huld und ließ unter meiner Führung meiner guten Mutter Leiche aus der Höhle holen und ihr ein rühmlich Begräbniß geben. Seither hab' ich nach schwacher Kraft den Verwundeten gepflegt und ward mit unendlicher Güte behandelt. Meine hohen Wohlthäter stehen Dir vor Augen, Kuri."

Kuri war seiner nicht mehr mächtig. Heiße Thränen lösten sich aus seinem Auge. „O, ich wüeschte Kerli!" rief er wiederholt vor sich hin.

Dann trat er vor Bernhard. Sein Auge war trocken. Nur in den harten Zügen zuckte es noch, und stahlhart spannten sich alle Muskeln.

„Herzog Bernhard", sagte er fest und feierlich. „Tausende von Mannen besitzt Eure fürstliche Gnaden, die klüger, tapferer, stärker sind als ich. Einen treueren nicht, Herr Herzog, so wahr Gott mir helfe!"

Neuntes Capitel.

Drei Tage später ritt ein einsamer junger Mann, in der malerischen bürgerlichen Tracht eines Junkers jener Tage, aber den unsicheren Zeitläuften entsprechend wohlbewaffnet, zur letzten Zinne des herrlichen Münsterthales empor, das der schäumenden Birs entlang von Basel aufwärts durch den Jura zum Bieler See führt.

Der Biswind pfiff hier eisig scharf um Wangen und Ohren, die einzigen Körpertheile des Reiters, die der geschlossene Mantel frei gab. Nichts mehr war hier von den milden Frühlingslüften zu spüren, die drunten am Rhein Sprossen und Keime trieben, den Staar lockten, die Felder in grünen Sammet kleideten, die Wälder mit graugrünem Flaum bedeckten. Hier lag auf den nördlichen tiefgerissenen Felsenschründen des Jura, deren Gipfel der Reiter zustrebte, noch Schnee und Eis, deren Schmelzen nur die tosenden, hochgeschwollenen Gebirgswasser andeuteten, die in schauerlicher Tiefe weißschäumend aufblitzten und dem fernen Rhein zujagten.

Aber im Herzen und auf dem Antlitz des einsamen Reiters erglänzte die wärmste, heiterste Frühlingssonne.

Denn er hatte, seit er gestern früh von Basel abgeritten war, ungeahnte Wunder der Natur geschaut: den großartigen Engpaß des Münsterthals, die riesenhaften senkrechten Mauern des Juragebirges, einst von gewaltigen Erderschütterungen vom Scheitel bis zur Sohle gespalten, von der Birs durchbraust. Und in diese wilden Kalksteinwände hatte Römerhand den sicheren Pfad gehauen, der von der helvetischen Hauptstadt Aventicum (Avenches) am Murtensee zum Rhein, nach der

festen Römerstadt Augusta Rauracorum*) führte. Auf dieser nämlichen Römerstraße zogen einst vor anderthalb Jahrtausenden die Legionen und Manipel des Drusus und Tiberius, zog zu dieser Stunde unser Reiter.

Aber noch wunderbarer als diese Reize und Schrecknisse wilder Gebirgsnatur war dem einsamen Reiter auf seinem Felsenpfad von Delsberg an aufwärts ein anderer Anblick erschienen. Um Delsberg hatte Herzog Bernhard mit seinem Heer den Winter über gelagert. Die Orte und Gegenden abwärts zeigten, wenn auch in geringerem Grade, dasselbe Gepräge des ununterbrochenen Kriegszustandes, wie am Oberrhein. Aber in Münster, Roche, Dachsfelden war dem Reiter ganz neues Leben aufgegangen. Kinder schritten friedlich des Weges zur Schule, Glocken läuteten zum Kirchgang, zu Taufe und Begräbniß, sogar zur Hochzeit. Ganze Viehheerden wurden zum Brunnen getrieben, ohne daß ein Trupp Reiter dahersprengte, die Beute wegzuführen. Die Männer gingen unbewaffnet friedlicher Arbeit nach, auch die waffenfähige Jungmannschaft. Frauen und Mädchen verweilten sorglos und grüßten bedenkenfrei den Reiter. Saaten sproßten im Thal, der Pflug warf die Scholle zu neuer Aussaat.

Die Brust des Reiters fast zersprengend, drängte sich sein Jubelruf zur Sonne: „Du schaust den Frieden!“

Jetzt hatte der Reiter die Höhe erreicht. Die Straße verlor sich in einem gewaltigen, etwa vierzig Fuß hohen, nächtig dunklen Felsenthor, der berühmten Petra pertusa der Römer, dem riesigen Grenzstein der rauracischen und helvetischen Provinz; später der Bisthümer Basel, Avenches und Lausanne. Mit andächtiger Mühsal entzifferte und übersetzte der Reiter die ihm aus dem Unterricht des gelehrten Hilarius Schrütter bekannte römische Inschrift, die etwa in den Tagen Hadrian's

*) Augst, eine Stunde südlich von Rheinfelden.

an den Nordeingang dieses Felsenthors gemeißelt sein sollte und unter tausendjährigen Nordstürmen nun langsam verwitterte.

„Wohl ein fahrender Scholar von der hohen Schule Basel?" fragte plötzlich eine kräftige Männerstimme aus einem dem Biswind unzugänglichen Felseinschnitt vor der Römerpforte.

Der Reiter wandte den Kopf in der Richtung und gewahrte einen etwa vierzigjährigen Mann in bürgerlicher Kleidung am Boden der Felsennische auf trockenem Grasband sitzen. Neben ihm hielt geduldig ein kleines, festes Pferd und streckte dann und wann seinen Strubelkopf begehrlich nach dem Schwarzbrot aus, das sein Herr in kleinen Würfeln mit etwas Käs verspeiste, in größeren dem Roß zuschob. Den Hut hatte der Sitzende neben sich gelegt. So konnte der Reiter bemerken, daß derselbe stattliches blondes Lockenhaar unmodisch kurz geschnitten trug. Kräftiger blonder Vollbart umrahmte Wangen, Kinn und Lippen. Klar und tief schaute das forschende blaue Auge durch eine Brille mit Stahlbügel. Den feingeschnittenen Mund umspielte stetig-heiteres Lächeln. Der ganze Kopf, insbesondere die hohe, durchgearbeitete Stirn, das sinnende Auge bekundete hohe geistige Bedeutung. Und doch lag über diesem Antlitz gleichzeitig ein so naiv-fröhlicher Zug, daß der Reiter unwillkürlich an Hans Jakob's harmloses Kindergesicht erinnert wurde.

Bei diesem unerwartet günstigen Gesammteindruck des Fremden, der sich ungefragt in Kuri's andächtige Beschwörung halbverschwitzten lateinischen Schulwissens eingedrängt hatte, unterdrückte Kuri das harte Wort, das er für den Frager schon auf der Lippe hatte, und sagte:

„Ihr überschätzet mich. Ich thue blos einen Botenritt."

„Wohin, wenn die Frag' erlaubt ist?"

Kuri zögerte. Im Fragen schien der Unbekannte was los zu haben. „Nach Twann am Bieler See", erwiderte er

dann, in der Meinung, daß bei Nennung dieses noch fernen Reiseziels mindestens zu etwa beabsichtigter längerer Begleitung seitens des Fraglustigen kein Anlauf werde genommen werden.

„Nach Twann — ist's möglich?" rief der Unbekannte erstaunt, sogar bewegt. „Nach Twann thut der Junker Botenritt?"

„Warum nit?" fragte Kuri. „Ist der Weg bös oder das Ort nit geheuer?"

„B'hüet üs Gott, nei!" rief der Fremde. „Aber auch ich reite auf Twann. Wenn's erlaubt ist, mit dem Junker."

Das Erstaunen war nun an Kuri. Ehe er Bescheid gab, prüfte er nochmals die Gestalt, das Aussehen, die Kleidung des Fremden. Derselbe trug keinerlei Waffen, war also dem Leib ungefährlich. Ein Täschlein, das ausgekramt auf dem Felsband lag, enthielt lediglich die Reste des Imbisses und einen in schwarzem Pappfutteral verborgenen Gegenstand, der ein Buch oder ein ärztlich Besteck sein konnte. Die Kleidung des Unbekannten war die eines weltlichen schlichten Gelehrten.

„Wer seid Ihr denn?" fragte Kuri seinerseits. „Mich dünkt, ein Landarzt oder dergleichen."

„Ihr rathet nicht übel", erwiderte der Fremde lächelnd, „etwas derart bin ich. Ich versorgte hier alte Kunden, die treu an mir hangen aus Jugendtagen, da ich hier wirkte."

Kuri sah nun keinen Grund weiter, das Geleit des Gelehrten abzulehnen. In jedem Falle konnte dieser über Land und Leute erwünschte Auskunft geben, auf dem kürzesten Weg über die steilen Abstiege der südlichen Jurawände sicher führen. Der Waffen aber, die der Fremde bei sich trug, seiner forschenden Augen und Fragen wollte sich Kuri schon erwehren. So sprach er denn:

„Euer Geleit ist mir erwünscht, Herr!"

„Wir sind plötzli satt", sagte dieser, mit Beschleunigung speisend, „beliebt dem Junker, mitzuhalten?"

„Dank, ich nahm in Dachsfelden Etwas!“ erwiderte Kuri.

„La g'seh'!“ rief der Fremde jetzt ungestüm sein Rößlein an und drängte es zurück, da es, in Vorahnung baldigen Aufbruchs, seine Nase gierig in die Hand seines Herrn schob. „Los', Du bist denn fast schnedderfräßig*). Das schön' Bergheu da nimmst notti nit, wottscht**) numme Brot ha. Meinst, es sig Sunntig?***) Da, säh!“ Dabei schob die Hand dem Thier zum Dessert einen beträchtlichen Brotwürfel in's Maul, an dem es sichtlich wohllebte, ohne darüber nachzusinnen, ob die soeben vernommene Moralpredigt seines Herrn mit dessen Handeln vereinbar sei, oder ob Letzteres nicht vielmehr eine fehlsame Pferdepädagogik begünstige.

Aber als das Thier kein Brot mehr erblickte, schien es geneigt, dem Tadel des Herrn nachzugeben und das bisher verschmähte Bergheu von den Felswänden zu raufen.

Da hatte der Herr aber die Geduld verloren. Der Zaum ward dem Thiere übergestreift, das Täschlein umgeschnallt und dahin ging es durch die ewige Römerpforte, bergab durch die lachenden Hochebenen und Waldthäler der Südabhänge des Jura.

Der ungestüme Frager an Kuri's Seite war verstummt, nicht etwa in Folge herber Abwehr seitens des Jünglings, sondern aus eigenem Antrieb. Stumm forschend glitt sein Auge mit wachsender innerer Unruhe über Kuri. Und sein Mund schwieg, als fürchte er, das nächste Wort werde die Bestätigung der Vermuthung bringen, die ihn quälte. Fast nur über die Namen der Orte, an denen man vorüberkam, die Namen und Höhen der auftauchenden Bergspitzen, die Lebensweise und Beschäftigung der Bewohner wurde verhandelt.

Eben wollte man im Trab Sonceboz durchreiten, als Kuri zu halten bat.

*) Sehr lecker.
**) Willst.
***) Meinst, es sei Sonntag?

„Oh, schauet hier", rief er entzückt.

In der milden Nachmittagssonne des ersten Märzsonntags hatte sich das Völklein des Fleckens zu Tanz, Spiel und Wettkämpfen unter der großen Ortslinde zusammengefunden. Die Jugend tanzte bei einigen Dorfgeigen; die Meitschi in Bernertracht; jedoch unter Zuthat wallender Schleifen, Bänder, Tücher, die der farbenfrohere Geschmack des französisch redenden Jura erforderte, welche dagegen das berner Meitschi der berner Hochebene und des Oberlandes als kokette Zuthat zu ererbter züchtiger Urmüttertracht verschmäht hätte.

Die Kinder über Platz und Matten tanzend, springend, singend, bald in Ringelreihen und größeren Haufen zu einander haltend, bald zu hundert Einzelspielen sich lösend. Kraftvolle junge Burschen, die der Tanz nicht lockte, in kunstvollem, kampfgerechtem Schwingen oder im Weitwurf centnerschwerer Steine, Stahlhärte und Geschmeidigkeit der Muskeln unter einander messend. Ueber dem Allen die liebevollen Blicke jüngerer Aeltern, greiser Paare, leuchtend, wachend, Beifall oder Tadel spendend, erfreut, daß der Linde mächtige Zweige der Sonne Strahlen noch nicht durch Blätterwerk hemmten. Der feurige rothe und weiße Twanner und Neuenstadter, wohl gar edler Neuenburger kühleres Blut belebend, das junge noch rascher durch die Adern jagend.

Lang und frohmüthig haftete Kuri's Auge an dem belebten Bilde. Dann rief er, beseligt, des Begleiters fast vergessend, abermals aus vollem Herzen vor sich hin: „Du schaust den Frieden!"

Tiefer, heiliger Ernst, inniges Versenken in die ungeheure Bewegung des jungen Herzens sprach aus den Zügen des Begleiters, als dieser die Frage that:

„Sehet Ihr Solches nicht auch oft in Eurer Heimath? Vornehmlich an den Sonntagen, die der ernsten Passionszeit vorausgehen, so am letzten Sonntag?"

Am letzten Sonntag!

Die Worte durchzuckten Kuri seltsam. Wie ungeheuer war der Gegensatz jenes Tages zum heutigen! Welche gewaltigen Ereignisse füllten die Woche! Schmerzlichste Seelenqual, selige Stunden. Alles wogte noch einmal durch das stürmisch bewegte Herz. Kuri war seines überströmenden Gefühls kaum mehr mächtig. Feucht schimmerte sein Auge, als er dem Frager erwiderte:

„Letzten Sonntag stund ich in der Schlacht."

„Fort, hinweg!" rief da mit ungewöhnlicher Heftigkeit der Begleiter. „Wir müssen allein sein."

Dabei setzte er sein Rößlein in scharfen Trab und hielt nicht eher, als bis die schäumende Süze überschritten war, die auf dem südlichen Abhang des Jura mit demselben Ungestüm zu Thal stürzt, wie auf dem nördlichen die Birs. Hier hielt der Seltsame plötzlich das Roß, blickte um sich, ob sie allein seien, und sprach ruhig zu Kuri:

„Ihr kommt vom Herzog Heinrich Rohan und reitet zum Pfarrer nach Twann."

Breit fluthete der Aberglaube noch seit heidnischen Tagen durch das deutsche Land. Zu keiner Zeit ward er mächtiger, allgemeiner als in den Jahren des großen Krieges, dessen Schrecknisse den treuen alten Glauben an Vorsehung und Erlösung so schwer machten; dessen dämonische Mächte, Thaten und Helden das heimliche Flüstern stärkten, daß im Bund mit Höllengeistern, durch Spruch und Kraut übermenschliche Kraft, Unverwundbarkeit, Reichthum, Sieg, Weltmacht zu gewinnen sei.

Kuri hatte sich leidlich freigehalten vom Einfluß dieser Zaubersagen. Sein gesunder, kalter Verstand mißtraute dem Afterglauben, der im Bunde mit Uebersinnlichen Uebermenschliches glaubte erreichen zu können. Aber bei dieser Anrede des Fremden, die sein tiefstes Geheimniß enthüllte, hier an dem einsamen Kreuzweg im Wald, am Felsgeklüft der donnernden Süze, durchschauerte er vom Wirbel zur Zehe.

Er schlug ein mächtig Kreuz über sich, zog dann den Degen und sprach drohend:

„Stehst Du im Bund mit dem Bösen, oder bist Du ein Spion?“

„Keines von Beidem“, erwiderte der Andere furchtlos und lächelnd. „Ich bin Der, zu dem Du willst, der Pfarrer von Twann.“

„Ihr wäret ein Pfarrer? Der Pfarrer von Twann?“ rief Kuri spöttisch.

„Was erregt Euch Zweifel?“ fragte der Pfarrer lächelnd.

„Das kurze Haar, der Vollbart, das ungeistlich Kleid — ich möcht' sagen Euer ungeistlich Wesen“, rief Kuri dreist.

„Haar, Bart und Kleid machen den Pfarrer nicht, sollten es mindestens nicht“, erwiderte der Bezweifelte überlegen, aber von Neuem lächelnd. „Oder habt Ihr nur von dieser Sorte Pfarrer kennen lernen? Ueber mein Wesen aber habt Ihr schwerlich schon ein schlüssig Urtheil. Ich wenigstens trage Bedenken, mein Urtheil über Euer Wesen mit Euren letzten Worten abzuschließen.“

Kuri erröthete tief über die Zurechtweisung.

„Uebrigens ist der Beweis meines geringen Ichs leicht zu führen“, sprach der Pfarrer lächelnd weiter. Wir brauchten blos nach Sonceboz zurückzureiten. Schon kam der Wirth, das Käpplein lüftend, mit meinem Lieblingstropfen auf mich zu, mich zu grüßen. Aber im nämlichen Augenblick spracht Ihr das Wort von der Sonntagsschlacht, und da wußt' ich, von wannen Ihr kommt. Das durfte Niemand wissen, ahnen. Deshalb zog ich Euch aus dem Ort.“

„Ich fasse nicht, wie Ihr Solches vermuthen könnet“, sprach Kuri kopfschüttelnd und ausweichend, die Möglichkeit eines Betruges, wohl gar eines Hinterhalts in der einsamen, wilden Gegend noch immer erwägend.

„Höret mich!“ erwiderte der Pfarrer geduldig. „Ihr vertrautet mir, Ihr rittet nach Twann. Dort wohnen wenig Leut', zu denen man von weit her reist. Eigentlich Niemand. Wohl aber konnte mir Euer Ritt gelten. Ich habe den Herzog Rohan in Bünden kennen gelernt, als er siech und lebensmatt nach dem Verrath des Jürg Jenatsch in der Rheinschanze vor Chur lag; ich richtete ihn dort auf an unserem gemeinsamen Glauben, wie er mich aufrichtete durch sein herrlich Wesen. Ich gab ihm mein Wort, ihm hold und gewärtig zu sein, so er meiner bedürfen sollte. Nun vernahm ich daheim in tiefer Kümmerniß von des Herzogs Verwundung in der Sonntagsschlacht des letzten Hornung vor Rheinfelden, und schon als ich Euch reiten sah, Eure aargauische Mundart hörte, dacht' ich froh, der Herzog könne durch Euch mich zu sich begehren — sorgt' ich zugleich angstvoll, er könne bös zuweg sein.“

„Er ist es nicht!“ rief Kuri, allen Rückhalt aufgebend vor dem ehrlichen Auge des Berners. „Die Kugel ward ihm herausgezogen. Er ist frohmüthig, kräftiger. Aber möglich, daß er Euer begehrt. Leset!“

Damit zog er bedächtig ein an den Pfarrer Walter Helveticus in Twann adressirtes Schreiben aus der Tasche und überreichte es.

Der Pfarrer brach das Wappensiegel, das neun Würfel, je drei in einer Reihe, in hellem Feld zeigte, von der Herzogskrone überragt, von zwei steigenden Löwen mit aufgerichtetem Schweif flankirt, und las in dem Schreiben das einzige Wort: „Kommt!“

„Leset selbst“, wiederholte der Pfarrer, dem Boten Rohan's dessen Schreiben überliefernd. „Und um Euch vollends zu beweisen, daß ich Der bin, den Ihr suchet, während dies eine Wort ein verabredetes Stichwort ist, so empfanget hier Eures Schreibens Zwillingsbruder, der seit den Tagen des blutigen Jenatsch an meiner Brust ruht. Oeffnet und verwahrt es,

um dem edlen Herzog die Verrichtung Eures Auftrags zu beweisen. Und seid überzeugt, daß Ihr einst erkennen werdet, wie viel mehr Grund ich hatte, zu zweifeln, Euch für den wirklichen Boten des Herzogs zu halten, als Ihr mich für den Pfarrer von Twann."

Kuri hielt die beiden Schreiben nebeneinander. Beide waren vom nämlichen unvollkommenen rauhen — heute wieder so beliebten und modernen, weil alten — Büttenpapier. Beide mit der nämlichen Tinte und Hand geschrieben. Beide ohne Datum und Unterschrift. Beide mit dem Siegelringe des Herzogs geschlossen. Nur in der rechten unteren Ecke beider Schreiben befanden sich von einander abweichende hebräische Schriftzeichen, die Kuri nicht zu entziffern vermochte.

Er gab das zweite Schreiben, das er überbracht, dem Pfarrer Helveticus zurück und verwahrte das von diesem erhaltene an seiner Brust.

„Wie heißt Ihr? Erzählt mir von Euch", bat der Pfarrer im Weiterreiten.

Zehntes Capitel.

Kuri erkannte mehr und mehr, daß die Fragelust des Pfarrers, die ihn Anfangs abgestoßen, keineswegs aus gemeiner, zudringlicher Neugier entsprang, die des Nebenmenschen Schicksal, sein Können und Vermögen, seines Herzens Regungen abfragt, um das Ausgedroschene zu dem großen Haufen Stroh und Spreu zu legen, den das klappernde Mundwerk schon früher zusammengetragen, oder um dann vor anderen Menschen die nichtige Ausbeute klappernd herumzuzeigen. Vielmehr erschien der jüngere Freund des Herzogs Rohan einer jener Menschenfischer im Sinne des Evangeliums, der sein Netz auswirft, um aus der Tiefe des menschlichen Herzens Perlen zu fördern, ein Frager, der nach reifen Goldähren und Fruchtkörnern sucht, nicht nach Spreu und Stroh. Nur um der Perlen und Aehren sich zu freuen und sie reich vermehrt aus dem Vorrath seines eigenen Herzens zurückzugeben.

Knapp und zurückhaltend wollte Kuri Anfangs auf die Frage des Pfarrers antworten. In gröbsten Umrissen erzählte er seinen kurzen Lebenslauf, rein an Thatsachen sich haltend, nichts von den Gefühlen, Sorgen, Zweifeln redend, die in den großen Erschütterungen seines jungen Daseins ihm kamen, überwunden wurden so oder so, vielleicht auch späterer Lösung zaghaft vorbehalten. Kuri meinte, das Thatsächliche von seiner Geburt an bis zu seinem Schwur an Bernhard von Weimar werde dem Antheil des geistlichen Herrn an seinem fremden unlustigen Schicksal mehr als genügen, ihn eher die gethane Frage gereuen lassen.

Da hakte sich die erste Frage fest, die über das Thatsächliche hinausging, fest in Kuri's Herz, das dieser so hart und gepanzert und unzugänglich glaubte. Und da hinein, ins Innerste griff Helveticus, und sein tiefes Auge folgte hinterdrein und legte die verborgensten Falten auseinander.

Und die Frage war so einfach, unschuldig. Sie knüpfte an den Ruf, der Kuri's Brust entflohen war, beim Anblick des Volksfestes in Sonceboz: „Glückseliger, Ihr schautet heut' den Frieden zum ersten Mal in Eurem jungen Leben? Sannet Ihr schon, wie Ihr ihn heimbringen könnt in Eurem Herzen, unverwelklich trotz Kälte und Tröckne, unzerstörbar auch im Donner der Schlachten, Alle ergreifend, durchdringend, die Euch durchdrungen sehen von diesem Frieden?"

Kuri blickte in sprachlosem Erstaunen auf das von mildem Lächeln verklärte Gesicht des Pfarrers und verneinte.

„Ihr meinet, das sei unmöglich, gelt? Sinnet einmal Eurem Leben nach, wie oft Ihr schon heiße Sehnsucht nach diesem Frieden empfunden, wie oft Ihr daran waret, ihn festzuhalten, und was Euch hinderte, ihn zu ergreifen, ja, immer weiter Euch davon abdrängte, hinaustrieb auf das wilde schwarze Meer, friedlos, hoffnungslos."

Und nun versenkte sich Helveticus in Kuri's Sorgen, Leiden und Zweifel beim Tode der Aeltern, bei Verlust seiner Habe, beim Brand seiner Mühle, beim Verschwinden Vroni's, bei der letzten Entscheidung vor dem Herzog, beim plötzlichen Anblicke Vroni's, die er in der Hand, im Dienst großer Herren glaubte, mit einer Liebe, Wärme und Deutlichkeit, als habe er selbst das Alles gelitten, gesorgt, durchgerungen.

„Ihr wundert Euch, daß ich empfinde, was Ihr empfandet in den schweren Entscheidungen Eures Lebens?" fuhr Helveticus fort. „Wir Menschen leben alle auf eine Weise, durch Athmung, Speise und Trank, Bewegung und Schlaf. So ist auch das

Leben unserer Seele überall und zu allen Zeiten dasselbe gewesen, so mannichfaltig Antlitz, Körperbau, Gemüth, Gaben, Wesen auch geartet sein mögen. Deshalb vermögen wir in jeder menschlichen Seele wie in der eigenen zu lesen, zu erkennen, ob und wo sie krankt, können sie heilen, wenn sie aufnehmen will, was ihr fehlt, Frieden durch Liebe."

„Ich begreife wohl, was Euch zweifeln läßt an der Richtigkeit meiner Worte", fuhr der Berner fort, als er sah, wie die Traurigkeit auf Kuri's Antlitz wuchs. „Seit Jahrhunderten hat nie ein Volk mit scheinbar besserem Recht so nahe am Rande der Verzweiflung gestanden, keines inbrünstiger um Frieden und Liebe gefleht, als das deutsche im Elend dieses Krieges, keines mit scheinbar so gutem Recht die Hoffnung auf des Friedens und der Liebe Sieg aufgegeben."

„Und dennoch hat die Liebe den Frieden schon unter viel verzweifelteren Verhältnissen heraufgeführt, da die ganze Erde seiner entbehrte. Denket an die Zeiten, da jene Inschrift an der Petra pertusa neu war. Wie sah es aus in der Welt? Rom eine erobernde Weltmacht, die keines Volkes Frieden achtete, die Unterworfenen in Sclavenketten schlug. Die heidnischen Deutschen, eben so friedlos gesinnt, über Roms Grenzmauern hereinfluthend. Und da, wo der Friede daheim schien, in Rom, Italien, in allen Provinzen altrömischer Herrschaft und Kultur — wie sah es da aus? Arm und Reich, Frei und Unfrei durch ungeheure Kluft getrennt; überall die Liebe, der Friede der Seele fehlend; unerträglicher, wachsender, nie gestillter Hunger und Durst nach Beiden die Seelen Aller durchwühlend, vom Kaiser im Purpur bis zur letzten Dirne der Via Appia. Schwarz, ganz schwarz war die Nacht der Geister geworden. Kein Hoffnungsschimmer mehr ging aus von den Marmortempeln und Goldbildern der alten Götter. Da blitzte das klare Licht von Nazareth durch die Weltnacht und brachte Liebe und Frieden der ganzen Welt."

„Wie möget Ihr darum heute verzweifeln, mein Lieber, da funfzehn christliche Jahrhunderte schon all die Völker mit ihren Segnungen durchdrangen, die bei Euch Krieg führen?“

Der Pfarrer schwieg.

Langsam und vorsichtig hatten die Rosse den gefährlichen Pfad zurückgelegt, der dreimal über tosende Wasserfälle der Suze führte, zuletzt über die grausig wilde Schlucht des Taubenloches, und nun trat der Weg plötzlich aus Wald und Thalenge heraus und gönnte dem Blick unbeschränkt die Aussicht auf die reichen Niederungen des Bieler Sees, ihre Städte und Ortschaften, von denen Abendglocken herauftönten, vermischt mit Gesängen fröhlicher Menschen und dem Brüllen der Rinder; in weiter Ferne, rosig vom Abendstrahl überhaucht, von Unterwalden bis zum Montblanc der Alpen strahlende Kette.

„Ich schaue den Frieden und will ihn heimtragen!“ rief Kuri beseligt, des Pfarrers Hand erfassend. „Aber fordert nicht, daß ich meinem Glauben entsage.“

„B'hüet üs! Jedes Bekenntniß führt zum Vater“, sprach Helveticus strahlenden Auges, den Druck erwidernd.

Dann ritten Beide lange im Trab durch Rebgelände, in ziemlicher Höhe über dem Bieler See, schweigend nach Westen. Der breite Wasserspiegel des Neuenburger Sees blitzte auf, in das Gold der untergehenden Sonne getaucht.

„Dort zu unseren Füßen liegt Twann“, sagte jetzt der Pfarrer. Ein stattlich Dorf, von Reben umschlossen, mit hochragender Kirche, ward sichtbar.

Immer näher und tiefer führte in großem Bogen die Straße dem Ziele zu.

Da fragte der Pfarrer: „Wie steht Ihr mit Vroni? Ich ward aus Euren Reden nicht völlig klar darüber.“

Hohe Röthe schoß in Kuri's Antlitz auf. Wie sicher hatte der Herzenskundige die Stelle erkannt, an der noch Dunkel und Unklarheit in Kuri's eigenen Gefühlen herrschte.

Bis zu dem Augenblick, da Kuri Vroni's Verschwinden aus der Höhle entdeckte, hatte er immer nur die Zärtlichkeit eines Bruders für sie zu besitzen geglaubt. In diesem Augenblick ward ihm aber zu Sinn, als sei ihm Alles genommen, sein Herz durchstoßen. Dasselbe Gefühl hatte ihn an den Trümmern der Nachbarhäuser in Höflingen übermannt. Beim Erscheinen Vroni's in Beuggen war sein Herz gesundet, neue Lebenssonne ihm aufgegangen. Aber in den Stunden des Umganges mit ihr an diesem, am nächsten Tage, vor seinem Wegritt, hatte sein Herz wieder merklich kühler geschlagen. Kein Wort der Leidenschaft war auf seine Lippen getreten, kein Kuß gewechselt worden. Sie gehörten zu einander seit Kindheitstagen, Jeder des Anderen Beistand und Schutz — das war ausgemacht, ohne Versprechen. Aber was weiter werden sollte, lag für Kuri im Dunkel. Frei fühlte er sich und frei glaubte er Vroni. So antwortete er dem Pfarrer nach einigem Besinnen:

„Ich denke, wie Bruder und Schwester."

„Denket Ihr?" erwiderte Helveticus, sein lächelnd Antlitz abwendend.

Die Rosse traten auf das rauhe Pflaster von Twann. Ehrerbietig hoben sich von den Sitzen vor den Häusern die Alten und Kinder — die erwachsene Jugend war beim Tanz — und hoben Mützen und Hüte. Freundlich tönte allerseits das „Grüeß Gott, Herr Pfarrer!" beim Durchreiten der langen Gassen.

Nun erschallte aus einem weißgetünchten, zweistöckigen Hause mit grünen Läden, das zur Rechten in einer engen Straße mit hohen Giebelhäusern lag, freudiges Kindergeschrei, und eine Schaar von Sechsen stürmte sieghaft auf die Straße den Rossen entgegen mit der Losung: „Der Vatter, der Vatter!"

„Numme hübscheli!" rief der stürmisch Angeredete, den Drängenden die Hand reichend — und Kuri dachte im Stillen

daran, wie der gebietende Erlach dieselben Worte vor acht Tagen sprach, als er von Kuri's Schwert bedroht war — „daß Euch das Roß nit vertrappet".

„O, das Röß", rief der Aelteste verächtlich, „das cha gar nit vertrappe, wenn's au möcht'."

„Vatter, häscht eppüs mitbracht?" fragte die Kleinste und berührte damit ein Leitmotiv, das der Chor fortspann.

„Hä, lueg doch dä groß Ma*) da, Meieli, dä han i mitbracht."

„Aber doch nit für üs!" rief Meieli vorwurfsvoll.

In der Thür des Pfarrhauses stand eine kleine lebhafte Frau mit anmuthigen, energischen Zügen, die den Abgestiegenen mit „Guten Abe, Herr Pfarrer" grüßte, dann aber ihn ohne weitere Förmlichkeit umarmte und abküßte.

„Herr Kuri Rüdinger von Rheinfelden", stellte der Pfarrer vor, „mi Frau."

Kuri Rüdinger lüftete mit artiger Verbeugung den Hut und sah über die Züge der Frau, bei Nennung des Ortes Rheinfelden, dieselbe Unruhe und Besorgniß gleiten, die er in Sonceboz auf dem Antlitz ihres Gatten bemerkt. Offenbar stand die Frau im Geheimniß.

Ein junger Riese war aus einem großen Scheunenthor gegenüber dem Pfarrhaus hervorgekrochen und hatte sich der Zügel beider Rosse bemächtigt.

„Das Roß muß guet g'füttert si", sagte Kuri, sein Felleisen losschnallend, zu dem Giganten.

„Hä, klar", erwiderte dieser, mit den Thieren verschwindend.

Als Kuri, von dem Pfarrer zum Vortritt genöthigt, die Schwelle des Pfarrhauses überschreiten wollte gewahrte er im Innern der Thür, ein Windlicht in der Linken, eine junge, hohe Gestalt in hellem, losem, von farbigem Gürtel umschlossenem

*) Mann.

Kleid von fast antikem Schnitt, mit dunklem Kraushaar, feurigen schwarzen Augen und classisch schönem Profil, weiß wie in Marmor gemeißelt, aber von dem rosigen Wiederschein warmen Blutes überhaucht.

Betroffen von der Schönheit und Anmuth der Unbekannten, wich Kuri einen Schritt zurück und nahm grüßend den Hut ab.

„Herr Kuri Rüdinger von Rheinfelden — die Nichte meiner Frau", stellte der Pfarrer zögernd vor.

Die Vorgestellte machte einen vollendeten Knix. Kuri behalf sich, so gut er konnte, und ließ dabei sein trunkenes Auge noch einmal über Antlitz und Gestalt der Herrlichen schweifen.

Zu seinem Erstaunen aber ward die Nichte der Frau Pfarrerin bei dem Worte „Rheinfelden" noch weit tiefer erregt und ergriffen, als vorher die Frau Tante und deren Gatte. Tödtliche Blässe wechselte mit hoher Röthe auf dem Angesicht der Jungfrau; ihre Augen füllten sich mit feuchtschimmernden Perlen, und abwehrend streckte sich ihre Rechte nach Kuri aus, als wolle und könne sie dadurch Unheil bannen, das sie von dessen Eintritt zu befürchten schien.

Kuri konnte sich dies Benehmen, da er seinem Aeußern keinen abschreckenden Eindruck zutraute, nur so erklären, daß auch die Nichte der Frau Pfarrerin mit im Besitze des Geheimnisses des Pfarrers sei und nun als besonders gefühlvolle Person, die viel von dem edlen Herzog Rohan gelesen und gehört haben mochte, um dessen Schicksal bangte.

Zur Beseitigung dieser Bangniß des schönen Wesens sagte Kuri bestimmt: „Ich bringe nur gute Nachricht" — und ihm ward überaus wohl zu Muth, daß er mit solcher Gutthat gegen das Fräulein seinen Eintritt in dieses Haus halten durfte.

Das junge Wesen streckte die Hand nicht mehr abwehrend gegen ihn aus, sondern gebrauchte sie dazu, sich von der Anwesenheit ihres Herzens zu überzeugen, während sie sprach: „O, mon Dieu, je vous remercie.“ Dann streckte sie die Hand auch gegen Kuri aus und sagte feuchtschimmernden Auges mit bewegter Stimme in fremdartiger Aussprache: „Dank, mein Herr, merci!“

Der lebhaften Frau Pfarrer war, wiewohl sie eben im Treppenhals des ersten Stockes mit ihrem Gatten leise und eifrig sprach, die Scene nicht entgangen. Sie mochte Gründe haben, sie abzukürzen, oder angemessen finden, dem Gast ihre Theilnahme zuzuwenden. Denn sie stieg die Haustreppe wieder hinab, nahm der Nichte das Windlicht aus der Hand und begleitete Kuri persönlich nach oben.

„Gritli, beliebe nach dem Abendtisch zu schauen“, sagte sie mit einer gewissen Förmlichkeit zu der Nichte.

Also Gritli heißt sie, sagte sich Kuri, ihr nachblickend.

Aber die Frau Pfarrer gönnte ihm keine lange Betrachtung. Sie überlieferte ihn mit Hurtigkeit ihrem Gatten, dessen blaues Auge inzwischen für Kuri viel von seinem Reiz eingebüßt hatte, und legte Kuri's Durst dem Pfarrer ans Herz, unter Hinweis auf einen Wandschrank, der ziemliche Auswahl biete.

Dann eilte das hurtige Wesen aus dem lauschigen Hinterstübli hinaus; Kuri nahm an, jedenfalls zu Gritli. Wohin hätte auch sonst Jemand in diesem Hause eilen mögen?

„Die Nichte Eurer Gattin, Herr Pfarrer, scheint aus dem französischen Jura zu sein, da sie Französisch als Muttersprache und Deutsch mit welschem Accent spricht“, wagte Kuri zu fragen, als der Pfarrherr ihm den Rücken kehrte und sorgfältig die Etiketten der einzelnen Fläschlein im Wandschrank prüfte.

„Möget Ihr lieber Weiß oder Roth?“ fragte Helveticus zurück, sichtbarlich ohne Eile, auf die von Kuri gethane Frage zu antworten, wenn er sie, in seine kritische Exegese vertieft, überhaupt vernommen.

„Wie Ihr beliebet“, erwiderte Kuri kurz, verhoffend, die unerwünschte Zwischenfrage damit am ehesten abzuthun.

„Wohlan denn“, sagte Helveticus mit bedächtigem Ernst, „so versuchet diesen 31er Weißen aus twanner Reben.“ Er schänkte ein, stieß an, sie tranken. „Hm — was meinet Ihr?“

Kuri nickte beifällig und sagte: „Von Eurer Nichte fragt' ich —“

„Nicht wahr, der Wein hat etwas Eigenthümliches, Perlendes, fast Schäumendes?“

Kuri war bereit, auch dies zu bestätigen, und benutzte das ihm gegönnte Wort zu dem Zusatz: „Ich bemerkte vorhin, daß die Nichte —“

„Es entging mir nicht“, entgegnete der Pfarrer kurz. „Sie ist aus Frankreich.“

„Aus Frankreich?“ fragte Kuri, begierig, mehr zu hören.

„Ja. Ihre Mutter heirathete einen Franzosen, einen eifrigen Hugenoten, der Grund hat, den Zorn des allmächtigen Cardinals Richelieu zu fürchten. Auch für sein Kind. Deshalb ward es heimlich bei uns geborgen. Meine Frau ist vom Bodensee. Nun, da Herzog Bernhard den Oberrhein bis Konstanz besitzt, gedenke ich, das Kind mitzunehmen, wenn ich morgen zu Rohan ziehe, und es seinen Verwandten zu überbringen. Es wird dort mehr Kurzweil haben als im einsamen Pfarrhof Twann.“

Der Pfarrer, der sonst seine Worte mit steter Beobachtung der Angeredeten sprach, versenkte bei dieser Rede sein Auge auffallend oft in sein Gläslein — vermuthlich, um dem Spiel der winzigen Schaumbläschen zuzuschauen — aber sehr nach Kuri's Wunsch, da in dessen Antlitz bei der frohen Kunde, daß

Gritli zwei Tage lang dieselbe Straße an seiner Seite ziehen solle, hohe Röthe an die Schläfen stieg.

Um seine verrätherische Befangenheit nicht zu mehren, wollte Kuri nunmehr diesen Gegenstand ganz fallen lassen, da alles Wissenswerthe auf der herrlichen Rückreise ja an erster Quelle erfragt werden konnte, und lieber dem Weinbau von Twann u. s. w. bis in die sauersten Winkel des Bieler Sees mit liebevollem Antheil nachfragen.

Aber die Frau Pfarrerin ersparte ihm dies, indem sie an der Thür erschien, um mitzutheilen, das Zimmer des Herrn sei gerichtet, Herr Walter möge es ihm zeigen.

„Ihr müßt vorlieb nehmen", sagte der Pfarrer beim Aufsteigen in den zweiten Stock. „Euer Bett steht in einem Alkoven neben meinem Studirzimmer. Schaut, hier! Aber wir stören einander nicht. Ich werde nur morgen früh etwas arbeiten müssen, dem Herrn Amtsbruder von Ligerz während meiner Abwesenheit meine Pfarrgeschäfte ans Herz zu legen. Heut ist das Zimmer ganz Euer, und geht Ihr zur Ruhe, so schließt Ihr die Thür des Alkovens. Wollt Ihr lesen, ehe Ihr schlaft, so greifet nach einem Buch, einer Handschrift. Nun zum Abendbrot, mein Lieber!"

Kuri war geneigt, die Frau Pfarrerin nicht ganz frei von natürlicher Bosheit zu halten, als er bemerkte, daß er zwischen den Pfarrleuten sitzen solle, links die Pfarrerin, rechts der Pfarrer, neben diesem Gritli, Alle in einer Reihe, so daß er, ohne sich unschicklich vor- oder zurückzubeugen, vor Bart und Lockenhaar des Pfarrers Gritli kaum sehen konnte. Offenbar nur, um diese böse Absicht besser zu bergen, war die vorher wie vom Erdboden verschlungene Kinderschaar vollzählig über die anderen Seiten des Tisches vertheilt. „Aber wartet nur", sagte Kuri zu sich, als die Taktik der Frau Pfarrerin ihm Gritli's edles Profil unter den buschigen Außenwerken ihres Eheherrn vollständig verbarg. „Wartet nur!" Damit

meinte er keineswegs, daß er ihr rachsüchtig den Anblick ihres Eheliebsten einst durch ähnliche Veranstaltung bei Tafel zu entziehen gedenke, sondern daß morgen ein Tag anbreche, der ihm keine Schranke mehr ziehe.

Die Tafel war kurz, eingeleitet und beschlossen durch Gebet aus Kindermund. Dann zogen sich Kinder und Damen mit Gutenachtwunsch und Händedruck zurück. Wie flammte Kuri's Auge, als er Gritli's „Gute Nacht" erwiderte, die Spitzen ihrer schmalen Finger berührte! „Morgen, morgen!" jauchzte sein Herz. Dann wurde das letzte Glas eingeschänkt, getrunken. Da um sechs Uhr abgeritten werden sollte, trennten sich auch die Männer frühzeitig, ihr Lager aufzusuchen.

Kuri vermochte noch nicht zu schlafen. Die behagliche Wärme, die der große Kachelofen des Studirzimmers verbreitete, erschien ihm unerträglich. Er riß das Fenster auf und blickte träumerisch auf den mondbeglänzten See. In fernster Ferne glänzten aus Dunstschleiern geisterbleich, wie aus anderer Welt, die Alpen.

Die mächtigen Eindrücke des großen Tages wogten noch einmal an seiner Seele vorüber und hafteten dann an einem Wort und einer Erscheinung, an dem Wort: „Ich schaue den Frieden und will ihn heimtragen"; an der Erscheinung Gritli's. O, wie dünkte das Kuri nun so leicht, was der Pfarrer für etwas Schweres zu halten schien: durch Liebe zum Frieden zu gelangen! Nichts einfacher als das; wenn Gritli Ja sagte, vielleicht schon morgen.

Kuri schloß das Fenster.

Auf der Höhe des Glückes, auf der er wandelte, die schwerfällige Erde nur noch dann und wann mit den Fußspitzen berührend, im Uebrigen schwebend, den offenen Himmel über sich, gewann sein Blick, wie ihn dünkte, eine erstaunliche Weitsichtigkeit, auch in die Vergangenheit, in die Zukunft. Es schien ihm kein verächtlicher Zug, daß er sich auf seiner Höhe

Zeit nahm und herabließ, daran zu denken, wie viel Arbeit, Sorge, Noth, Trost, Erhebung dieses stille Arbeitszimmer im Laufe zweier Jahrhunderte geschaut haben mochte. Aber im Allgemeinen schien ihm doch, als ob selbst Herr Helveticus sich den Weg zum Frieden viel zu schwierig denke, insbesondere den durch die Liebe.

Kuri's Blick, beim Ausziehen seiner irdischen Bekleidung naturgemäß wieder mehr der Leibhaftigkeit zugewandt, streifte eine der Handschriften auf dem Tische, deren Einsicht sein Wirth ihm verstattet hatte. Es war eine Predigt über 1. Cor. 13, 13 mit der Ueberschrift „Die Liebe" — ein sehr anziehendes Thema, insbesondere für Kuri, zumal in diesem Augenblick. Das späte Heut konnte vielleicht für das frühe Morgen noch einigen Nutzen daraus ziehen. Die Predigt war in kleiner, deutlicher, aufrecht stehender, nirgends durchstrichener Schrift geschrieben und zweifellos von Helveticus, wie das Datum „Twann, 28. II. 1638" auswies. „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; — die größte aber unter diesen ist die Liebe." Ein ausgezeichnetes Thema. Kuri hätte sich selbst getraut, darüber zu predigen. Er versprach sich viel von Helvetici Arbeit. Aber entrüstet legte er sie nach den ersten Sätzen bei Seite. Denn da hieß es: „Da sage ich denn zuerst, darum ist die Liebe größer als Glaube und Hoffnung, weil sie noch schwerer ist als diese beiden."

„Schwerer!" rief Kuri empört. „Schwerer! Nein, das stellt Alles auf den Kopf."

Er legte die Predigt bei Seite; aus der konnte er nichts lernen, gar nichts; löschte das Licht und entschlief, ohne die Thür des Alkovens zu schließen.

Am Frühmorgen weckte ihn ein Räuspern, das Helveticus eigen war, und Kuri sah den Pfarrer mit weiten Schritten geräuschlos in Filzstiefeln durch das Gemach schreiten. Das

stetige Lächeln lag wieder an den Mundwinkeln, das blaue Auge strahlte wieder sinnend und forschend, und mehr als einmal dünkte Kuri, Blick und Lächeln wende sich ihm zu.

Er schlug die Augen ganz auf, und sofort schritt der Pfarrer auf ihn zu.

Als Kuri sich erheben wollte, winkte der Pfarrer ab, setzte sich neben den Liegenden und sagte:

„Wisset Ihr, daß die Rohans von königlichem Blute sind?"

„Ich hörte es", erwiderte Kuri, erstaunt über die Frage.

„Vernahmt Ihr auch davon, daß die Glieder des hohen Adels — so nennt man die Gemeinschaft fürstlichen Blutes — nur unter einander freien dürfen?"

Die Frage war noch erstaunlicher. War der Pfarrer von Twann etwa insgeheim nebenbei noch der Wappenherold oder Ceremonienmeister der Grafen von Vallangin oder anderer benachbarter Glieder hohen Adels, der sein Gastrecht behaglich mißbrauchte, um arglos eingegangene Wanderer auf die Folter genealogischer Difteleien zu spannen?

„Auch das vernahm ich", erwiderte Kuri kurz, mit einem Ton, der den Wunsch nicht barg, das Gespräch beendet zu sehen.

„Nun wohl", fuhr der Pfarrherr ruhig fort, „so höret auf, in Euren Gedanken die Jungfrau zu begehren, die wir, dem Wunsche ihrer Angehörigen gemäß, bisher unter dem Namen einer Nichte meiner Frau bei uns bargen und „Gritli" nannten. Denn sie ist die einzige Tochter und Erbin Dessen, der Euch sandte: die Prinzessin Marguerite von Rohan."

Kuri war froh, daß er lag; denn diese kaltsinnige Eröffnung hätte ihn, wäre er gestanden, voraussichtlich niedergestreckt. Aber dieser niederschmetternde Eindruck dauerte nicht lange. Er entsann sich im Nu vieler Historien, in denen wackere Degen von niederer Herkunft Königstöchter gewonnen hatten. Jetzt, wie noch nie, regierte Fortuna die Welt. Er,

der Lieutenant des Herzogs Bernhard von Weimar, war nicht geringer als irgend einer der faulen Prinzen, die auf der Bärenhaut lagen, während er für Weimars großes Lebensziel sein Blut einsetzte — o nein! Das würde die Prinzessin und ihr Vater schon erkennen — und dann?

Er hatte sich erhoben und starrte den Prediger rollenden Auges an, während diese Gedanken ihn durchstürmten. Er wollte nun sagen, was ihn bewegte, geradezu, kerndeutsch.

Da sprach Helveticus weich, aber fest: „Es thut mir leid um Euch. Ich weiß, was Ihr sagen wollt: Nichts sei dem Tapferen zu hoch. Aber ich muß Euch auch diese Hoffnung nehmen. Marguerite ist so gut wie versprochen."

„Versprochen?" rief Kuri wehklagend. „Mit wem?"

„Mit Eurem Herrn, dem Herzog Bernhard von Weimar."

Elftes Capitel.

Zwei Tage später, am Abend des 9. März, saßen im Prunkzimmer des Comthurs von Beuggen — der zur Zeit „mit den Herren von Schönaw und anderen Adelspersohnen“ in dem von Neuem „hart belegerten“ Rheinfelden verweilte — Herzog Bernhard von Weimar und Herzog Heinrich Rohan.

„Mein Kind bleibt lang aus“, sprach Rohan traurig.

„Sie kann noch nicht hier sein“, erwiderte Bernhard, an das westliche Fenster des Gemaches tretend, von dem aus die Straße nach Rheinfelden und Basel überschaut werden konnte.

„Der Abend steigt herauf mit den Schatten der Nacht bald meiner letzten“, fuhr Rohan schwermüthig fort.

„Was ist über Euch kommen, Mannhaftester, daß Ihr vom Ende redet, da Eure Wunden sich schließen und der Arzt uns die Stunden zuzählt, an deren Ende wir, Gott dankend, rufen: Er ist genesen!“ rief Bernhard weich und vorwurfsvoll, des Leidenden Hand erfassend.

„Er ist gewesen!“ beharrte Rohan. „Bernhard, hast Du diesen Arzt Signore Tamata schon lange?“

„Mehrere Jahre“, erwiderte Bernhard erstaunt. „Blandini, der vortrefflichste der Aerzte, empfahl ihn als seinen besten Schüler. Seit die Pest unseren Lagern folgt, mußte Blandini Hülfe werden. Wir riefen Tamata, und Ihr selbst erkanntet, wie rasch und sicher seine Hand ist, da er Euer Liebden die Kugel herauszog.“

„Bernhard“, flüsterte Rohan, „er versteht noch mehr. Du weißt, gestern kam der Courier aus Paris, der mir das Bei-

leidsschreiben Ludwig's XIII. brachte. Eine wunderbare, echt königliche Aufmerksamkeit, Bernhard, gegenüber einem Verbannten, der verbannt ist, weil er daheim nicht gestorben sein will. Noch wunderbarer, da man weiß, daß der Sohn Heinrich's IV. die Feder nicht ansetzen darf, ohne daß Richelieu ihm die Hand führt und liest, was er niederschreibt. Bernhard! Mein Todfeind klagt um meine Wunden, betet um meine Genesung — ein christlicher, edler Todfeind, Bernhard! Zumal, wenn man erwägt, daß ich seit zwei Jahren mit knapper Noth mich der Mörder erwehre, die er an meine Pfade legt. Nun leuchtet aus dem Cardinalspurpur, aus dem bisher erbarmungsloser als aus dem rothen Hemd des Henkers das Schwert der Rache hervorblitzte und die Häupter in Sand warf, versöhnende Liebe. Ein Courier muß vier Tage reiten, diese Liebesbotschaft von Paris hierher zu tragen. Und von der nämlichen Stunde an, da er eintrifft und ich den ersten neuen Trank von Signore Tamata nehme, fühl' ich meine Kraft bergab gehn. Meinest Du nicht, Bernhard, der sanfte Cardinal habe auch dem Signore noch ein heimlich Billet gesandt, das ihm meine Heilung dringend ans welsche Herz legt?"

„O Gott, theuerster Herr, wo hatt' ich meine Augen!" klagte Bernhard. Wild riß er an der Klingel.

„Der Commandant von Beuggen! Sogleich!" herrschte er den Diener an und maß in aufgeregten Schritten das Gemach.

Herr Oberst Kalenbach brauchte einige Minuten, um aus den Tiefen des Ordenskellers, in dem er mit Jeremias Umbreit Umschau hielt, in das Prunkzimmer emporzusteigen. Indessen gab die hohe Röthe seines Antlitzes Kunde von der Eile des Aufstieges.

„Laßt die Zugbrücke aufnehmen und Niemanden ein, noch aus! Dann holt weiteren Befehl!" gebot Bernhard aufgeregt.

Nach wenigen Minuten erschien der Oberst mit der Meldung von der Vollziehung des Befehls.

„Laßt mir alsbald den Dottore Tamata greifen und vorführen; getrennt von ihm den Courier des französischen Königs!“

Abermals nach wenigen Minuten erschien der Oberst, nicht ohne Verstörung in dem noch höher gerötheten Antlitz.

„Haltet zu Gnaden, Herr Herzog“, meldete er, „der Courier Seiner Majestät ritt bereits vor zwei Stunden ab, mit dem Vorgeben, dem Gesandten seines Herrn bei der eidgenössischen Tagsatzung zu Baden Botschaft bringen zu müssen.“

„Gott's Tod,“ rief Bernhard funkelnden Auges — „aber den Dottore habt Ihr doch, he?“

„Der Doctor Tamata ritt Mittags, nachdem er des Herzogs von Rohan Durchlaucht verbunden, rheinaufwärts gen Laufenburg.“

„Aus welchem Vorwand?“ donnerte Bernhard.

„Der Duca di Savelli, den Eure fürstliche Durchlaucht in Laufenburg auf Ehrenwort in Stadtbann hält, ließ den Signore zu sich bitten, da dem Duca so übel zu Muth sei, als ob ihm alle inneren Glieder sammt der Seele herausfahren möchten.“

„Lasset ihm nachsetzen, Oberst, sofort, legt mir den Signore in Eisen und gebet mir Acht, daß er nichts verschluckt, eh' ich ihn sprach. Und den Herrn Duca legt mir im Schlosse Laufenburg fest, unter guter Bewachung. Ihr und Jeder haftet mit seinem Kopf für den Vollzug meiner Befehle. Ans Werk!“

Der Oberst machte Kehrt und verschwand. Vergebens wartete drei Stockwerke tiefer Jeremias Umbreit bei goldigem Wein auf seine Wiederkehr.

„Sorge nicht um mich, Bernhard“, sagte Rohan mild. „Ich lebe und sterbe nach Gottes Willen. Nütze die Zeit, die

uns noch gegönnt ist, mir das Wichtigste zu sagen: wie stehst Du mit Frankreich?"

„Wie meinet das Euer Liebden?"

„Du schlossest Vertrag mit dem Cardinal. Verkünde mir dessen Inhalt; wortgetreu, Bernhard! Vieldeutig wählt Seine Eminenz die Worte ihrer Verträge. Und während ehrliche Deutung sagt: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders", sagt Seine Eminenz, wie die römische Curie: „Hier stehe ich, ich kann aber auch noch anders."

Herzog Bernhard verschwand, nach einer Verbeugung gegen Rohan, im Gemach zur Linken und kehrte mit zwei Pergamenten zurück, an welchen das große königliche Siegel Frankreichs in Wachs, ohne Kapsel, herabhing.

„Hier, leset selbst", sagte Bernhard, nachdem er die zu dem Prunkgemach führenden Thüren verschlossen hatte. „Euer Liebden sind der Erste, dem ein Blick in diese Verträge gegönnt ist. Und Sie werden mir zugestehen, daß auch jenes bekannte Gewissen, das so weit ist als ein Scheunenthor, ja, daß selbst der advocatus diaboli nichts an diesen Artikuln zu deuteln finden wird!"

Er sprach das stolz erhobenen Hauptes mit gerötheter Wange.

Der Herzog Rohan wog die schweren Pergamente in der zitternden Hand und sprach: „Muß ich das Alles lesen, Bernhard?"

„Scheiden wir den offenen Vertrag aus, den ich sammt dem geheimen am 27. October 1635 zu St. Germain schloß", sagte Bernhard, das eine der Pergamente bei Seite legend. „Sein Inhalt ist durch die Ereignisse der letzten Jahre zu errathen. Frankreich versprach mir darin, vier Millionen Livres das Jahr zu zahlen und so viel Truppen zu stellen, daß meine Armee stets zwölftausend Fußsoldaten und sechstausend Reiter

zählen würde. Beides hat es, wie Ihr wisset, nur zum geringsten Theile gehalten."

„Und was solltet Ihr dagegen leisten, Bernhard?" fragte Rohan forschenden Auges.

„Den Oberbefehl der Heere der evangelischen Union gegen das Haus Oesterreich und die Liga führen, sonst nichts."

„Sonst nichts, Bernhard?" fragte Rohan erstaunt.

„Nach diesem offenen Vertrag hier nichts Anderes", bestätigte Bernhard.

„Ihr wisset, daß ich damals bereits Generalissimus der Evangelischen Union war. Frankreich hatte sich dieser Union gegenüber schon ein Jahr zuvor mittelst Vertrages vom 1. November 1634 zu Hülfe verpflichtet, „zufrieden mit der Ehre, seinen Bundesgenossen aufrichtig und großmüthig beigestanden zu haben." Nach jenem Vertrage schon sollten „die französischen Besatzungstruppen deutscher Plätze dem Bund den Eid der Treue schwören, die Plätze selbst aber beim allgemeinen Frieden ohne Entschädigung restituiret werden." So versichert Frankreich denn auch in dem mit mir geschlossenen offenen Vertrag, „daß der einige Zweck Ihrer Königlichen Majestäten und dero Mitconföderirter die Erlangung eines allgemeinen Friedens, die Wiederbringung der Teutschen Freiheit sei."

„Glaubet Ihr das, Bernhard?" fragte Rohan, schmerzlich lächelnd.

„Ich bin kein Kind", versetzte Bernhard erregt, „und fürchte die schenkenden Danaer — aber hier steht zur Frage, ob die Verträge für mich sprechen oder nicht. Bricht sie Richelieu, so bin ich frei, ganz frei; dann mag Schwert und Macht zwischen uns entscheiden."

„Und der geheime Vertrag, Bernhard?" fragte Rohan weiter.

„Ihr haltet ihn. Er ist kurz, enthält wenige Hauptstellen. Les't hier!" sprach Bernhard, mit dem Finger auf das Pergament weisend.

Rohan las und erbleichte.

„Bernhard!" rief er sorgenvoll, „Du hast Dich in diesem geheimen Tractat verpflichtet, Deine Armee „„unter Autorität des Königs von Frankreich zu commandiren, auch demselben mit gemelter armée gegen und wider männiglich zu dienen, ungehindert aller orderes oder befelch, so deme zur entgegen gegeben werden möchten und selbige an alle ort und zu allen vorhaben, so Ihre Königl. Maj. begeren werden, anzuführen"" — Bernhard, Du bist Soldat im Dienst des Königs von Frankreich — nichts Anderes!" rief Rohan, schmerzlich bewegt, indem er das Blatt sinken ließ.

„Leset nur weiter", bat Bernhard, ruhig lächelnd.

„„Doch mit dem Beding"", las Rohan weiter, „„daß Ihre Fürstl. Gnaden die Direction der Kriegsactionen behalten, darinnen resolviren und exequiren sollen, wie Sie es jeder Weilen dem gemeinen Wesen zum Besten befinden werden."" —

„Was meinet Ihr nun?" — fragte Bernhard triumphirend.

„Ganz Richelieu", preßte Rohan seufzend hervor. „Vor- und Nachsatz unvereinbar mit einander, eine Quelle des Haders, der Verstimmung."

„Bisher nicht ein einzig Mal!" rief Bernhard.

„Aber in Zukunft, mein Lieber —"

„Auch in Zukunft nicht, Fürtrefflichster!" rief Weimar zuversichtlich. „Die Zukunft steht bei mir. Dieser Tractat ist nicht auf bestimmte Zeit geschlossen. Ich kann ihn lösen, wann mir beliebt, und werde es, so wie mein Ziel erreicht ist. Dieses Ziel ist mein Siegespreis, das Elsaß; das sichert mir dieser Tractat bestimmt, bedingungslos. Les't hier!"

Der Herzog Rohan las: „„Ueber das so geben und überlassen Ihre Königl. Maj. Ihr Fürstl. Gnaden die Landgraf-

schaft Elsas, darunder die Landvogtey Hagenow begriffen, so jetzmalen Ihre Königl. Maj. durch die Waffen in Handen haben, mit allen gerechtigkeiten, so hiebevor dem Hauß Oesterreich in berürtem Land zugehöret haben, under dem Titul eines Landgravens in Elsas zu geniessen.""

„Das ist deutlich", sagte Rohan befriedigter. „Kein Wort von Oberhoheit Frankreichs, französischen Besatzungen."

„Solche Bedingungen hätte ich nicht bewilligt. Ich bin ein deutscher Fürst, kein Unterthan Frankreichs!" rief Bernhard stolz.

Aber wieder lag eine Wolke auf Rohan's Stirn. „Ist das Alles?" fragte er, die übrigen Zeilen des geheimen Vertrags überfliegend.

„Euer Liebden wird nicht entgehen, daß mir Frankreich ferner zusagt, auch beim künftigen Friedensschluß das Elsaß und die mir von der Krone Schweden beschehenen Dotationen zu erhalten? Hier steht es", entgegnete Bernhard, dem Bedächtigen die Stelle des Tractats mit dem Finger weisend.

„Ich sehe das, Bernhard", sprach Rohan — „doch ist hier abermals nur das Elsaß genannt und Franken, das Euch Schweden schenkte. Nichts steht hier von Euren Eroberungen. Ihr wollet ein ansehnlich selbstständig Fürstenthum gründen, das außer dem Elsaß die österreichischen Vorlande des Oberrheins umfassen soll, auf denen wir stehen, den Breisgau mit der zu erobernden stärksten Festung des Südens, Breisach, sogar Hochburgund — von alledem steht nichts in dem Tractat."

„Um so besser", rief Bernhard freudig, „so ist es mein Eigenthum nach dem Recht des Eroberers. Uebrigens wird Breisach zu Elsaß gerechnet."

„Richelieu wird sagen, Breisach gehört zum Breisgau, und alle diese Eroberungen gehören Frankreich, da sie mit Frankreichs Geld und Truppen gemacht wurden."

„Das trifft schon nicht zu betreffs meiner jetzigen Eroberungen am Oberrhein“, entgegnete Bernhard. „Kein Franzmann und kein Franke stand mir bei.“

„Vor Breisach wirst Du ihrer nöthig haben“, warnte Rohan.

„Begehrt der Cardinal die deutsche Veste, so will ich Hochburgund an Frankreich lassen — hört wohl, ganz Hochburgund um das eine Breisach!“

„Und wenn der Cardinal das eine Breisach vorzieht?“

„Dann mag er's mit des Schwertes Schneide holen — in Güte laß ich's nicht an Fremde kommen!“ rief Bernhard flammenden Auges.

Rohan versank in längeres schmerzliches Nachsinnen.

„Bernhard“, sprach er dann mit mild vorwurfsvollem Ton — „Bernhard, Du bist ein deutscher Held, der beste Deutsche, den ich sah — bedachtest Du Eines nicht, als Du zuerst mit dem französischen Lügenmeister Dich einließest — daß Du mit Deutschlands Erbfeind unterhandeltest?“

Bernhard wurde dunkelroth, wilde Blitze schoß sein Auge, seine Brust wogte, und seine Hand zuckte. Dann entsann er sich, daß der beste Freund, ein gütiger Vater zu ihm rede. Das vertiefte seinen Schmerz, milderte aber die Leidenschaft der Gegenrede.

„Das ist der Vorwurf, den auch Werth erhob“, sagte er ruhig. „Euer Liebden vernahmen meine Vertheidigung vor ihm, die ihm überzeugend war. Euch kann ich mehr sagen, als dem General des Kaisers. Ihr hörtet vorhin, daß die Reichsstände der Evangelischen Union schon vor mir mit Frankreich sich verbündet hatten; unter lästigen, theilweise schmachvollen Bedingungen. Sie ließen Philippsburg und Benfeld unter des Königs Autorität von Franzosen besetzen, gaben das Elsaß und Breisach dem Belieben seiner bewaffneten Hand preis. Ich rettete durch meine Verträge, durch mein Schwert das Verlorene, Preisgegebene dem deutschen Reiche —“

„Mit dem Schwert wohl, Bernhard, nicht durch die Verträge. Es sind und bleiben Verträge mit dem Erbfeind Deines Landes.

„Nach dem unseligen Tag von Nördlingen mußte ich Frankreichs Hand erfassen!“

„Schuld bleibt Schuld, Bernhard; Richelieu bleibt Richelieu, Frankreich Frankreich: gierig nach Elsaß und Breisach, gleichviel was es Dir und Anderen gelobt. Vergiß das nie!“

„Gewiß nicht!“ rief Bernhard, das Haupt stolz emporrichtend. „Trage ich Schuld — so setzte ich Haupt und Leben, Ehre und Wort ein für Das, was ich that und noch zu vollbringen gedenke. Wenn aber Frankreich List und Treubruch ausspielen will gegen sein verpfändetes Wort, so will auch ich mit List und Gegenbündniß mich erwehren, um keine Scholle deutschen Landes in seine Hand fallen zu lassen.“

„Du ahnest richtig“, versetzte Rohan schwermüthig, „dann kämpfst Du um Dein Haupt, Dein Leben!“

„Es steht in Gottes Hand!“ rief Bernhard stark, „und im Schutze eines treuen starken Heeres. Auf sie vertrauend, trotzt Weimar dem Cardinal, ganz Frankreich!“

Rohan entgegnete nichts mehr. Seine Hand legte sich auf das unruhig klopfende Herz. Sein Athem ging schwer. Sein Auge suchte die letzte Röthe der niedergegangenen Sonne, und seine Lippe murmelte tonlos: „Sie bleibt so lang — so lang aus!“

Bernhard entriegelte leise die Thüren und verwahrte dann die Pergamente in der festen eisernen Truhe des Nebengemaches.

Er hörte dort nicht, daß wiederholt leise und dringlich an die Thür des Prunkgemaches geklopft wurde, und daß Rohan halblaut „Herein!“ rief. Wohl aber vernahm Bernhard plötzlich den lauten Ruf einer weiblichen Stimme, einen Ruf, der wie Schmerz und Freude zugleich klang und dessen Ton sein Herz im Innersten ergriff. Und als er wieder in das Prunkgemach

trat, lag Marguerite von Rohan zu den Füßen des Vaters ihr thränenüberströmtes marmorweißes Antlitz bald in seinem Schooße bergend, bald angstvoll in seinen welken Zügen lesend. Des Vaters Hand aber ruhte auf ihrem dunklen Haar, und seine Lippen murmelten heiße Segensworte.

Zwölftes Capitel.

„Ich hoffte Dich wohler zu finden, lieber Vater“, rief Marguerite endlich mit gepreßter Stimme, indem sie des Vaters Hals umfaßte und seine Lippen mit Küssen bedeckte.

„Es ging mir besser, mein Kind“, entgegnete der Herzog weich. „Seit gestern aber — weniger gut. Ich bin so froh, daß Du bei mir bist, mein Herz!“

Er preßte sie leidenschaftlich an sich. Vater und Kind weinten unbemerkt ihre Thränen.

Herzog Bernhard war auf dem dichten weichen smyrnaer Teppich, auf dem in sicheren Tagen die ansehnlichen Füße des ehrwürdigen Comthurs Schenk von Castell wandelten, unbemerkt näher getreten.

Mit innigster Liebe und doch zugleich mit herbem Schmerz haftete sein Auge an der edlen Jungfrau. Wenig hatte sein bewegtes, berühmtes Leben dem warmen Herzen geboten, das unter dem Panzer des Feldherrn schlug. Seit dem sechzehnten Jahre lebte er im Kriegszelt. In sagenhafter Ferne war ihm die grüne thüringische Heimath entschwunden. Die Brüder und Vettern hatten gezwungen ihren Frieden mit dem Kaiser gemacht, während er, der Jüngste, geächtet und seines Stammlandes verlustig, den Krieg gegen Oesterreich weiter führte. Die Lorbeeren von Lützen hatte der Tag von Nördlingen ihm von der Stirn gerissen. Der Held von Weimar ward auch unter den Glaubensgenossen beargwöhnt, seit er mit Frankreich Bündniß geschlossen. Einsam war er auf sich selbst gestellt in Jahren, da das Herz sich nach Liebe und Freundschaft sehnt.

Da, plötzlich, vor drei Jahren, hatte ihm die französische Hauptstadt unverhofft geboten, was er nirgend gefunden. Inmitten des großen Strudels von Festen und Vergnügungen aller Art, die der französische Hof dem jungen Helden darbrachte, um seinen nüchternen Sinn zu betäuben, den harten Soldaten zu verweichlichen, war in erster Jugendblüthe die Prinzessin Marguerite Rohan vor ihm erschienen. Ihr Anblick hatte all die Verlockungen vollends zu nichte gemacht, durch welche Richelieu den Helden von Weimar zu fesseln hoffte. Keusch und rein, wie die Lehre Calvin's, stand die einzige Tochter des großen Hugenoten vor Bernhard's Auge. In das Haus der geistvollen Gattin des Herzogs, der damals die Freiheit Bünden's mit dem Schwert erkämpfte, war der Held von Lützen geschritten, gern und oft. Sein Herz hatte hier das Eine gefunden, was es suchte: die Hoffnung, in dem gewaltigen Bau, den sein Schwert für Deutschland aufzurichten gedachte, auch einen Platz für ein eigenes Heim zu gewinnen, in dem er glücklich, friedlich leben konnte. In stiller Stunde hatte er sich mit Marguerite von Rohan verlobt. Doch war das Herzensbündniß das Geheimniß der Verlobten und der Aeltern der Braut geblieben; die Verlobten selbst trugen keine Ringe, nur ihre gemeinsamen Bilder hingen in schweren Goldkapseln an der Brust Bernhard's und Marguerite's. Bernhard war beseligt aus Paris ausgezogen. Die höchsten Preise fürstlichen Heldenlebens nahm er von dort mit. In den Verträgen, die er nun vor Rohan entfaltet hatte, war ihm das schöne Elsaß zu eigen gegeben. An seinem Herzen aber hing das Bild der herrlichen Braut aus Frankreichs edelstem Geschlechte!

Dann war Paris hinter ihm versunken. Der furchtbare Ernst des Krieges hatte wieder all sein Sinnen in Anspruch genommen, seine ganze Thatkraft. Und in dieser nüchternen rastlosen Arbeit schien ihm der Weg noch recht weit bis zu der Verwirklichung beider Träume, die in Paris schon greifbare

Gestalt gewonnen zu haben schienen: daß Bernhard, als Landgraf des Elsaß, Marguerite von Rohan heimführte. Denn zweideutig und zaudernd zeigte sich nach wie vor die Politik des Cardinals; wechselnd und unbeständig nach seiner Art, das Glück des Krieges.

So hatte denn Bernhard an die Mutter Marguerite's, die ebenbürtige Lebensgenossin Heinrich Rohan's, geschrieben, daß sein Herz immer nur das Bild Marguerite's bewahren, daß er ihren Besitz als seines Lebens höchstes Glück immer betrachten werde. Aber mit nichten wolle er Marguerite an sein wechselvolles Schicksal ketten. Kaum zur Jungfrau erblüht, habe ihm die Siebzehnjährige ihr Jawort gegeben. In Jahren werde er sie kaum wiedersehen. Er halte für Unrecht, sie in den Jahren schönster Jugendblüthe an einen Mann zu fesseln, den sie im Ganzen flüchtig gesehen, während die Edelsten, Besten ihres Volkes sie umwürben und ihr an Bernhard gegebenes Wort ihr oft leid werden könne. So gebe er sie denn frei und bitte, keine Antwort auf sein Schreiben zu erlassen.

Dieser Brief war bis zur Stunde das letzte Wort in der Angelegenheit seines Herzens geblieben. Mutter und Tochter hatten seinen Wunsch erfüllt und keine Zeile geantwortet. Die Gesandten des Königs, die häufig aus Paris im Feldlager Weimar's eintrafen, berichteten unaufgefordert seit Jahren das Nämliche: daß die Prinzessin sich in der Einsamkeit ihres Palastes vergrabe, in der Tracht und im herben Ernst einer Vestalin dort einherschreite. Ein neuerlicher Gesandter hatte Bernhard dagegen plötzlich mit der Kunde erschreckt — die Prinzessin sei insgeheim aus Paris verschwunden und nirgends wieder aufgetaucht. Die Gemüthsbewegung des Herzogs war bei dieser unbegreiflichen Nachricht so heftig und ungestüm hervorgebrochen, daß der Gesandte zuversichtlich und befriedigt an Richelieu berichten durfte, Herzog Bernhard stehe mit der Flucht der Prinzessin außer jeder Beziehung. Aber dem Ge-

sandten auf dem Fuße war die durch Erlach vermittelte geheime Botschaft gefolgt, Herzog Heinrich Rohan werde vom Cardinal am Leben bedroht und habe daher angemessen erachtet, sein einzig Kind der Rachehand des Gewaltigen zu entziehen und in ein befreundetes Pfarrhaus der Schweiz bringen zu lassen. Zwischen Herzog Rohan endlich und Bernhard war Marguerite nur einmal erwähnt worden. An jenem Morgen, als der verwundete Vater nach dem Anblick des einzigen Kindes verlangte, und Kuri zum Botenritt über den Jura entsandt wurde.

So blickte denn Bernhard auf die liebliche Erscheinung, die sich an der gebeugten Gestalt des Vaters emporrankte, mit schmerzlicher Innigkeit. Weit schöner, vollkommener, hoheitsvoller war sie noch geworden, seit sie vor drei Jahren dem feurigen Werber widerstrebend die Lippe zum ersten Kusse gereicht, das süße Liebeswort gesprochen hatte. Aber gehörte ihr Herz noch jetzt Bernhard?

Nicht diese Stunde, die dem kindlichen Schmerz allein gehörte, sollte ihm die bange Frage lösen. Nicht als Freier, nur als Tröster wollte er ihr nahen und sprach deshalb nur: „Muth, Marguerite, Muth!“

Die klangvolle, tiefe Stimme riß sie aus ihrem sich selbst vergessenden Gram. Sie wandte das weiße, feuchte Antlitz nach dem Sprecher, das in holder Unordnung schwarze kurze Locken umwallten. Jetzt richtete sie sich, in dunklem Reitkleid, das sich eng um Büste und Hüften schmiegte, zu ihrer vollen Höhe empor, Bernhard bis über die Schultern reichend. Ihre Hand ruhte noch in der des Vaters. Ihr Auge aber strahlte, noch thränenfeucht, mit wunderbar innigem Glanz und Feuer auf Bernhard. Hohe Röthe schoß in den marmorbleichen Zügen auf. Die feinen Lippen zuckten und riefen dann die von innigster Bewegung bebenden deutschen Worte:

„Bernhard — Du Einziger, Theuerster, schau' ich Dich wieder!“

„Marguerite!“ rief Bernhard beseligt, die Arme ausbreitend — „so vergaßest Du meiner nicht?“

„O, Bernhard!“ schluchzte sie an seiner Brust. „Konntest Du an Marguerite Rohan zweifeln?“

Die bis dahin so leidvollen Augen des Vaters schauten mit fast jugendlichem Feuer auf das hohe Paar, das in dem letzten Dämmerlicht, in langer Umschlingung verharrte und wortlos, in Küssen, seine tiefsten Gefühle tauschte. Und Rohan's Lippen murmelten unhörbar: „Sie ist glücklich, Du kannst in Frieden scheiden.“

Dann sagte er laut: „Geleitete Dich nicht der Pfarrer von Twann hierher, Marguerite? Wo ist er?“

Die Worte versetzten die Glücklichen wieder in die ernste irdische Wirklichkeit, und abermals eilte Marguerite zu den Füßen des Vaters. „Der Edle ist hier!“ rief sie. „Er wollte nicht Zeuge unseres Wiedersehens sein.“

„O, laß ihn ein, Bernhard“, bat Rohan.

Bernhard klingelte, und alsbald ward Licht gebracht, Helveticus eingeführt.

Bernhard schritt ihm entgegen und reichte ihm die Hand.

„Weimar dankt Euch, Ehrwürdiger, daß Ihr Euer Pfarrdorf dahinten ließet, um Euer an den Rheinschanzen gegebenes Wort zu lösen und dem Theuren die Tochter zuzuführen.“

Helveticus prüfte die Züge des hochberühmten evangelischen Heerführers mit aufmerksamem Wohlgefallen und drückte dann die Hand des Herzogs fester, als dieser von Leuten nichtfürstlichen Standes gewohnt war. Nur Erlach gab ähnlich kräftigen Handdruck. Auch der Rücken des berner Pfarrers schien wenig Biegsamkeit zu besitzen. Denn ohne erkennbare Verbeugung erwiderte er, sein Auge voll in das des Herzogs versenkend, mit lächelndem Munde:

„Ich konnte nicht ahnen, daß mir die Lösung meines vor Chur gegebenen Wortes die Freude bringen werde, den deutschen Rohan zu schauen, gar seinen Dank zu gewinnen.“

Mit sichtlichem Behagen ruhten die tiefen blauen Augen beider Männer ineinander. Herzog Bernhard ließ gelten, daß der Pfarrer aus der Republik Bern ihm im Gefühl und in den Formen menschlich-christlicher Gleichheit gegenübertrat, da sein Wort so treffend und sinnreich lautete. Und der Berner lächelte freudig, da das leibliche Bild des Vorkämpfers deutsch-evangelischer Freiheit so ganz der Gestalt entsprach, die er in den stillen Räumen seines Studirzimmers dem Helden von Weimar verliehen hatte, wenn neue Zeitungen vom großen deutschen Krieg bis nach Twann drangen und neue Thaten und Züge des Helden den alten zufügten.

Aber angstvoll flog jetzt der Blick des Pfarrers nach dem hohen Stuhl, in dem Rohan saß und vor dem Marguerite kniete. Er ließ Bernhard's Hand mit dem letzten Drucke aus der seinen. Bedächtig nahte er dem einst so unbeugsamen, kraftvollen Hugenotenhelden. Schmerzlichste Bewegung ergriff ihn, als er nun in die verfallenen edlen Züge blickte. Sie boten anderen Anblick als in den Rheinschanzen vor Chur. Damals war der Herzog von schwerer Krankheit genesen, und nur der tiefe Schmerz über Jürg Jenatsch's Verrath, über Richelieu's Tücke nagte, die Genesung hemmend, an Rohan's Herzen. Da waren die heilenden Trostesworte leicht gefunden. Jetzt fand der Pfarrer die Kraft des stahlharten Körpers gebrochen. Die Schatten des Todes zogen herauf. Er besaß an dieser Stätte keine Macht der Heilung mehr, nur Worte tröstlicher Ergebung. Und auch diese noch nicht unter dem jähen Eindruck des unerwarteten Anblicks. Wortlos reichte er dem Herzog die Rechte, während Rohan durch stummes Kopfnicken seinen Dank und zugleich die Bestätigung der Gedanken ausdrückte, die den Berner bewegten.

In peinvollem Schmerz hatte auch Marguerite des Pfarrers schwermüthigen Ernst beobachtet. Sie hatte in Twann oft erlebt, mit welch wunderbarer Sicherheit der Pfarrer den rasch aufschießenden Todeskeim an Menschen erkannte, welche von Anderen gesund, höchstens leicht erkrankt gehalten wurden. Sein Antlitz verrieth ihr, daß die furchtbare Ahnung, die sie schon beim ersten Anblick des Vaters erfaßt hatte, bei Helveticus zur Gewißheit geworden war. Und laut schluchzend versenkte sie ihr Haupt abermals in den Schooß des Vaters.

„Kinder, laßt uns allein", sprach Rohan zu Bernhard, Marguerite's Antlitz erhebend, sie auf die Stirn küssend.

Bernhard reichte der sich Erhebenden den Arm, ergriff mit der Linken einen der schweren silbernen Leuchter, die der Comthur mit Unlust in Beuggen dahinten gelassen, und führte die Fassungslose in das Seitengemach zur Linken, in dem er seine Urkunden, Cassen und Kostbarkeiten barg. Hier ließ er sie auf ein weiches Ruhebett nieder und setzte sich an ihre Seite, ihr schluchzendes Antlitz an seiner Brust bergend. Die goldenen Kapseln, die drei Jahre lang verschwiegen das Geheimniß der Liebenden bargen, klirrten mit feinem Ton aneinander.

„Muth, Marguerite, Muth!" wiederholte Bernhard.

„O Gott, er wird sterben, Bernhard, bald, bald sterben!" schluchzte sie.

„Ich fürchte, ja!" bestätigte er tonlos. „Ich kann Dir nicht lügen. Ich verliere so viel an ihm wie Du, ja, wohl noch mehr: einen Vater an Güte, einen Freund, Rathgeber, Helden, wie ich einen zweiten nie finden werde. Aber in Dir lebt er mir fort. Und auch mir sind in Herz und Haupt einige Strahlen seines Lichtes gefallen. Wir werden uns niemals wieder trennen, Marguerite! Laß mich der Stab sein, an dem Du Dich aufrichtest in Deiner Trübsal!"

„O, Du bist mir viel mehr, Bernhard!“ rief sie, ihn umfassend. „Du weißt es. Zitternd gewahrte mein Herz, wie die Damen des stolzen Adels Frankreichs, des Hofes, des königlichen Hauses an Deiner hohen Gestalt hingen, seit sie zum ersten Mal in Paris sichtbar ward. Wird er Dich einfaches Kind erschauen, ein schlichtes grünes Reis im reichen Schönheitskranze? fragte ich mich. Und Du schautest nach mir, Bernhard, Du wardst mein! Mir, der Siebzehnjährigen, verlobte sich der Held von Lützen; der Fürst, der trotz des Entsetzens der Höflinge vor Ludwig von Frankreich sich bedeckte, diesem zu zeigen, daß sein Blut nicht geringer sei als das des stolzesten Königs der Christenheit. Das Glück Deiner Liebe war unfaßbar groß für mich. Ich glaubte zu träumen. Da kam Dein Brief an meine Mutter, Bernhard“ — ihre Stimme schwankte. —

„— Und was las meine Marguerite aus diesem Brief?“ fragte Bernhard begierig.

„— Sie erwachte. Sie glaubte nun zu wissen, daß sie geträumt hatte. Bernhard gab sie frei. Suchte er nicht damit Freiheit für sich? Immer neue Lorbeeren schlang er um sein Haupt, immer höher stieg er auf seiner Bahn. Immer weiter, tiefer ward die Kluft, die Marguerite von ihm trennte —“

„— O, Marguerite, wie fehlsam war diese Auslegung meines Briefes! War das die Meinung Deiner Mutter?“

„— Im Gegentheil, nur meine eigene. Die Mutter widersprach mir vergebens. Da, mit einem Male jauchzte mein Herz wieder vor Hoffnung, als Du dem Vater Dich nahtest, ihn zu Dir ins Feldlager zogst. Ich dachte: so grausam könnest Du nicht sein, ihn an Dich zu fesseln, wenn Du mir das Herz brechen wolltest. Und so zog ich denn so freudig hierher — o, so freudig! Und nun — mein armer Vater!“

Wieder erstickte Rührung ihre Stimme, und lange saß das hohe Paar in andächtigem Schweigen.

„Marguerite, Du sprichst so gut deutsch“, sagte Bernhard, um sie aufzuheitern. „Wo lerntest Du das?“

„In Paris die Formen — reden in Twann, bei den herrlichen Pfarrersleuten. Ich machte ihnen so viel Mühe — aber ich gelobte mir, die schwere Sprache zu lernen, weil ich dachte — ich fände den Weg zu Bernhard's Herzen leichter.“

„Die Mühe war unnöthig, liebes Herz!“ versicherte Bernhard, sie umschlingend. „Aber Dein Deutsch erfreuet mich unendlich.“

Und abermals lag Schweigen auf dem trauten Gemach.

Da trat Helveticus in die Thür und sprach ernst: „Der Herr Vater wünschet Euch, Gritli!“

Marguerite flog dem Vater zu Füßen.

Bernhard mußte, trotz der Schwere des Augenblickes, fast lächeln über die treuherzige Vertraulichkeit des Berners zu der Prinzessin. Und da der Pfarrer durch sein Bleiben andeutete, daß Rohan mit der Tochter allein sein wolle, bat Bernhard den Pfarrer, im Lichtkreis Platz zu nehmen, und ließ Wein und Imbiß bringen.

Trotz des weiten Rittes und herrlichen Weines, in dem der Sachsen-Herzog dem Berner Bescheid that, benetzte dieser kaum die Lippen. Sichtbarlich nicht deshalb, weil er sich durch die Gegenwart des hohen Herrn gedrückt fühlte, sondern weil ihn die Ergriffenheit über die mit dem erlauchten Freunde gewechselten Worte noch unfähig machte, an irdischem Sinnengenuß sich zu freuen.

Bernhard bemerkte es wohl und fragte traurig: „Ihr gebet den theuren Herrn auf, Herr Pfarrer?“

„Sein Dasein gehet noch heute zu Ende“, sagte Helveticus bestimmt.

„Seid Ihr ein Arzt, ein Prophet, Solches zu wissen?“ fragte Bernhard erregt.

„Nur ein Arzt der Seele, Herr Herzog", erwiderte der Berner bescheiden. „Aber Einer, der bei Hunderten schon den Tod heranschleichen sah, wenn sie seiner nicht dachten, und dann bei ihnen stund, ehe das Auge brach. Und ein Prophet nur, wie ein Jeder von uns sein kann und soll."

„Wie meint Ihr das, Ehrwürden?" fragte Bernhard begierig.

„Fürs Erste nennet mich nicht Ehrwürden, Herr Herzog; ich hoffe, gar nichts von einem Päpstlein an mir zu haben."

„Wohlan denn, Herr Pfarrer", versetzte Bernhard gut gelaunt. „Nun stillet aber mein Verlangen, wie Ihr uns Alle zu Propheten rüsten wollt?"

Zum ersten Male lächelte Helveticus und sagte dann:

„Träume und Gesichte, besonders tiefe und schaurige prophetische Reden, geheimthuendes und gespreiztes Wahrsagen machen mit nichten den Propheten, reizen nur Spott. Einfache Wahrhaftigkeit, die haarscharf ihre Ueberzeugung kund giebt; Treue, welche zu dieser Ueberzeugung steht; Muth, der, was ihm recht und nothwendig erscheint, ohne Rücksicht auf Erfolg oder Mißerfolg in festem Gottvertrauen sagt und thut — das sind die Zeichen eines Propheten, Christen, Predigers."

„Ihr verallgemeinert mir zu sehr, wie mich dünkt, das hohe Amt des Propheten", warf Bernhard, andächtig lauschend, ein.

„Ein Amt ist es eben nicht", erwiderte lächelnd der Berner, sein tiefes Auge abermals in das des Herzogs versenkend. Aber greifet höher, wenn Euch beliebt. Saget, es seien Menschen, denen das Leben und Behagen dieser Welt nicht genügt; auch nicht Gesetz, Gewohnheit und Sitte; auch nicht der Gottesdienst mit seinen ständigen Formen, ja, nicht einmal das geschriebene Bibelwort; sondern die nach neuen Offenbarungen sich sehnen und wirklich auch solche haben und schauen in ihrem eigenen und ihres Volkes Leben; Menschen,

die da reden, weil sie glauben, in deren Mund das Alte wieder auflebt, jung und frisch wird, und das Neue wie eine altehrwürdige Wahrheit erscheint; Menschen des freien Wortes und der rücksichtslosen That in Wort und Schrift; Menschen, die nicht an künstlichen Canälen leben und daraus abgestandenes Wasser trinken, sondern im Frühroth aufsteigen zur allerersten Quelle und aus dieser, kalt und frisch, wie sie hervorsprudelt, mit der hohlen Hand schöpfen. Diese Quelle aber ist Gott."

„Ihr seid selbst ein Prophet, Ehr —, Herr Pfarrer!" rief Bernhard begeistert, „und gönnet uns Hoffnung, es zu werden."

„Unser Freund war es jedenfalls", fuhr der Pfarrer fort. „In dem Wahlspruch seiner Ahnen fand er die Worte: „Roy ne puys, Duc ne daygne, Rohan suis." *) Er machte zum Ziel seines Lebens nur die Worte: „Rohan suis" — Rohan bin ich — und erfüllte sie mit unvergänglichem Inhalt, herzstärkender Offenbarung seines Glaubens und Thatendurstes, allen kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung."

„O, möchte man einst von mir ein Gleiches sagen können!" rief Bernhard bewegt.

„Wir vertrauen dessen", versicherte Helveticus mit Nachdruck.

„Herr Pfarrer", bat Bernhard innig, indem er des Berners Rechte faßte, „bleibt bei mir, seid mein Kanzelredner, mein Freund! Ich begreife, was Rohan an Euch fand und hielt."

„Ich habe nur eine Wurzel", entgegnete der Berner, „und diese geht in die Tiefe meines Heimathbodens. Nicht in die Breite. Sie läßt sich nicht lösen von meinem Volke. Ihr haftet der Herdguscht **) des berner Bodens an. Anderswo

*) König kann ich nicht sein, Herzog will ich nicht sein, Rohan bin ich.

**) Erdgeschmack.

würde sie verdorren, verkümmern. Eure ehrenvolle Freundschaft aber nehme ich an."

Der Herzog blickte erstaunt auf den Sprecher, der gelassen ein Anerbieten ablehnte, nach dem die Besten sich drängten.

Doch fand er keine Zeit, dem Weigernden zuzureden.

Denn in der Eingangsthür erschien Marguerite's hohe Gestalt.

Sie bat Bernhard und den Pfarrer, ihr zum Vater zu folgen. Aber ihr ganzes Wesen erschien Beiden ein völlig anderes, als je zuvor.

Ihre Züge waren finster und streng. Ihr Athem rang nach Luft. Ungeheure Bewegung schien sie gewaltsam zu bemeistern.

Mit der letzten Anstrengung seiner Kraft hatte der Vater ihr Alles offenbart, ans Herz gelegt, was ihn in der Stunde des Todes bewegte: daß er, seiner Ueberzeugung nach, an Gift Richelieu's sterbe; daß auch Bernhard das Racheopfer der blutigen Eminenz sein werde, wenn nicht gelinge, zwischen ihm und Richelieu über die gemeinsamen Ziele sich friedlich zu vergleichen. Dahin zu wirken — nicht etwa Rache zu nehmen für seinen eigenen Tod — müsse fortan ihr einzig Streben sein. Davon hänge ihr Glück, hänge Leben und Tod Bernhard's ab. Denn Keinen schone die Eminenz, der ihr im Wege sei. Zu allen ihren Opfern wisse sie mit Gift oder Dolch zu dringen.

Wie Maifrost waren diese Worte auf die junge Liebesblüthe gefallen. Die Hoffnung, daß Bernhard's Kampfesziel nahezu gewonnen, der Tag nicht fern sei, wo der Landgraf des Elsaß sie heimführen werde, war ihr plötzlich in unendliche Ferne gerückt. Nicht um Land und Heim, um sein nacktes Leben kämpfte er — sie sah das jetzt mit den Augen des Vaters, klar und scharf; Bernhard nicht. Je näher er seinem

Ziele sich glaubte, um so drohender streckte sich die Hand des tückischen Feindes nach seinem jungen Herzen. Dieses Verhängniß galt es abzuwenden. Das konnte Marguerite nimmermehr erreichen, wenn sie, wie Bernhard und sie selbst gehofft, in seinem Heerlager blieb. Sie mußte nach Paris zurück, zu einer noch viel härteren Prüfung, als sie in den vergangenen drei Jahren durch ihren Unglauben an Bernhard's Liebe durchgemacht. Sie mußte den mächtigsten, schlauesten, gewandtesten, rücksichtslosesten Staatsmann der Zeit überwachen, überreden, überlisten, versöhnen mit Bernhard's Plänen — immer die furchtbare Entscheidung vor Augen, daß von ihrer Klugheit, ihrem Erfolg das Leben des Theuersten abhing.

Marguerite hatte die schwere Aufgabe übernommen. Wer konnte es sonst thun? Niemand auf Erden außer ihr. Der Ernst und die Schwere dieses Entschlusses gaben ihren Zügen den Ausdruck eherner Strenge und Festigkeit, auf welche Bernhard und der Pfarrer mit Staunen blickten. In demselben Augenblick, da Helveticus aus dem alten Wappenspruch ihres Hauses die Heldenlaufbahn ihres Vaters erklärte, sprach die gesammelte Kraft und das stolze Vertrauen ihrer Heldenväter aus ihren Zügen die Worte: „Rohan suis."

So war sie in des Herzogs Gemach getreten. Aber die alte Weichheit und innige Wärme sprachen aus ihren Zügen, als sie mit Bernhard vor dem sterbenden Vater kniete, dessen Segen zu empfangen.

Leise und fast unverständlich murmelten seine Lippen; sein Auge war fast geschlossen. Da leuchtete letztes Leben auf seinem Antlitz. Den Glaubenstrost seines Lebens begehrte er noch einmal zu hören. „Bestätiget uns die Hoffnung des Wiedersehens!" bat er vernehmlich, Helveticus mit den erlöschenden Augen suchend.

„Ich erwähnte vorhin das Kreuzeswort „Unverloren", Vieledler", sagte Helveticus, dem Sterbenden näher tretend.

„Ferne sei von mir, Euch mehr sagen zu wollen, als ich selber weiß. Aber Ihr lerntet hienieden einen Gott kennen, der nie fertig machte, sondern stets neue Wege aufthat, der nie Etwas verloren gab, in dessen Händen nie Etwas, auch nicht das Kleinste, umsonst war, dem Alles lebte, auch das für die Menschen Todte. Meint Ihr, dieser Gott werde für den Menschen, sobald er verathmet hat, auf einmal ein Anderer sein? Der Gott des Lebens auf einmal der schweigende König eines ungeheuren Gräberfeldes? Blos um uns zu begraben, rufe er uns ins Leben, helfe er uns und rette uns immer neu? Nein, so denken wir nicht. Wir wissen nicht, wo unsere Todten sind, aber Gott leben sie Alle. Da thut sich das große Vaterhaus uns auf, in welchem es keinen Tod mehr giebt. Da weilt unser Herr und Meister. Hier ist gut sein. Durch die weite Halle tönt es: unverloren, unverloren —"

„Unverloren", rief Rohan mit letzter Kraft — und sein Athem stockte, sein Herz stand still.

Dreizehntes Capitel.

Lange hielt Marguerite die erkaltende Hand des Vaters in der ihrigen und zollte dem Geschiedenen die Thränen des Kindes, des Weibes.

Dann erhob sie sich. Ihr Antlitz war thränenlos. Sie hatte, wie Helveticus zu sagen pflegte, „fertig gemacht" mit Allem, was des Vaters Leben und Liebe ihr geboten; für Jahre auch mit Allem, was weich und weiblich war in ihren Empfindungen. Nur die Erfüllung des schweren, letzten Gelübdes, das sie dem Vater gegeben, stand vor ihrer starken Seele. Und den letzten Blick auf seine theuren Züge richtend, murmelte sie: „Rohan suis!"

Bernhard leitete sie zu ihren Gemächern, wo Vroni sie mit liebevoller Theilnahme und Hingebung empfing.

Dann versenkte sich der Herzog mit andächtiger, eifriger Arbeit in seine letzte Liebespflicht gegen den verstorbenen Freund und Vater. Rohan hatte oft den Wunsch geäußert, in derselben Stadt Genf einst begraben zu werden, in welcher der Verkünder seines Bekenntnisses, Calvin, einst lebte, lehrte, wirkte und starb. Bernhard ordnete nun das fürstliche Grabesgeleit des todten Feldhauptmanns der Hugenoten. Von den Ufern des Rheins sollte der stattliche Trauerzug sich bewegen durch die glaubensverwandten Cantone der Schweiz bis zum Ausfluß der Rhone aus dem Genfer See. Zum letzten Male sollte der Grabeszug den Getreuen der Schweiz Gelegenheit bieten, in Schaaren mit entblößtem Haupte auf dem langen Wege den Edlen zu grüßen, dessen Schwert allzeit dem reinen Glauben

diente, dessen Tod noch Blutzeugniß gab für die evangelische Freiheit.

Mitternacht war herangekommen über diesen Anordnungen des Herzogs. Bote auf Bote ritt über die Zugbrücke von Beuggen, der Schweiz zu, mit immer ferner gestecktem Reiseziel. Aber in Bernhard's Herzen war noch keine Ruhe eingekehrt.

Dieser Tag, dieser Tod schied ihn für immer von Frankreich.

Wie lange immer sein Leben währen mochte, es sollte den Kampf gelten gegen den Allmächtigen, der Heinrich Rohan den Tod gegeben, gegen das Frankreich Richelieu's.

„List um List, Täuschung um Täuschung!“ murmelte Bernhard. „Bis dieses Ziel gewonnen ist.“

Ja, nach unmittelbarer Rache gegen die Werkzeuge des Cardinals lechzte die Seele Bernhard's. So geheimnißvoll und sicher, wie der Unheimliche von der Seine aus seine Opfer traf, so offen und abschreckend wollte Bernhard die Schuldigen treffen.

Da dröhnte nach Mitternacht eiliger Huftritt von außen über die Zugbrücke.

Vor Bernhard trat Kuri, bestaubt und beschmutzt von langem Ritt. Ihn hatte Oberst Kalenbach als der Zuverlässigsten einen nach Laufenburg entsendet, des Herzogs Befehle auszurichten. Der Herzog hatte gern zugestimmt.

„Was bringt Ihr von Laufenburg, Kuri?“ fragte Bernhard begierig den finstern, jungen Officier.

„Nichts Gutes fürstliche Gnaden. Der Duca di Savelli hat sich aus Laufenburg ausgelassen. Der Signor Tamata mit ihm.“

„Gott's Tod!“ rief Bernhard mit finsterem Ungestüm. „Wer half ihnen zur Flucht?“

„Der Priester, einige Bürger und Soldaten, eine Waschfrau. Sieben im Ganzen.“

„Sie liegen hoffentlich in Eisen?“

„Unter strenger Bewachung, Durchlaucht.“

„Oberst Kalenbach“, wandte sich Bernhard an den Schloßcommandanten, „die Sieben sterben heut bei Sonnenaufgang durch das Schwert.“

„— Herr Herzog!“ rief Kalenbach entsetzt. „Schlafet darüber!“

„— Kein Widerspruch! Beim Eid, sie sterben beim Frühroth!“

„— Auch der Priester — die Frau?“ wagte Kalenbach bebend.

„— Alle! Genug davon. Hinaus!“ — —

Tiefes Entsetzen verbreitete der folgende Tag über die Lande des Oberrheins. Sieben Häupter hatte das Henkerschwert in Laufenburg in den Sand geworfen, darunter das eines Priesters, einer Frau. Zum ersten Male trübte diese Bluthat das Bild des gütigen Herzogs. Die Bevölkerung der eroberten Lande, welche bisher bewundernd auf die strenge Mannszucht im Heere des Herzogs geblickt und seine Milde dankbar empfunden hatte, begann vor ihm zu zittern. Die Väter des Ordens Jesu und die Sendlinge Spaniens und Oesterreichs schürten den Funken des Hasses und der Erbitterung, den die harte That in das Volk geworfen, zur Flamme, die unter der Asche fortfrißt. Bernhard's eigene Officiere, vor Allem der unglückliche Vollstrecker der Bluthat, Oberst Kalenbach, blickten zum ersten Male mit stillem Grauen auf den Herzog. Mit tiefem Gram im blauen Auge nahm Helveticus schweigend Abschied von Bernhard, als der Pfarrer zur Seite von Marguerite's Sänfte hinter dem Katafalk Rohan's einherritt. Und Marguerite selbst rief entsetzt, als sie beim Erwachen die unheimliche Kunde vernommen: „Gott, bewahre Ihn vor Vergeltung!“

Nur Cardinal Richelieu sprach bei der Nachricht von Rohan's Tod und den laufenburger Hinrichtungen lächelnd zu seinem Vertrautesten, dem Pater Josef: „Bernhard fängt an, Etwas von mir zu lernen, lieber Bruder — wie gut, daß wir ihm nicht näher wohnen!“

Auch in dem belagerten Rheinfelden wurde die Kunde ruchbar und verbreitete zugleich wilden Racheruf, tiefe Niedergeschlagenheit, schmerzliche Enttäuschung über des Herzogs Wesen unter der wehrhaften Bevölkerung. Auf keinen Entsatz mehr durfte die umschlossene Stadt rechnen. Sechzehn Stücke groben Geschützes, die vom Hohentwiel und von Benfeld herangekommen, hatten neue Breschen in die Mauern gelegt. Aber immer noch wehrte sich Stadt und Festung. Da forderte Bernhard zum letzten Male die Uebergabe gegen freien Abzug mit der Drohung: wenn sie diese Gnade nicht annähmen, möchten sie anderswo Gnade suchen; bei ihm fänden sie keine mehr.

Die Richtstätte von Laufenburg gab diesen Worten schauerlichen Nachdruck. Der wilde Rachemuth der Heißblütigen und Bigotten, deren unversöhnlichen Glaubenshaß der ehrwürdige Pater Molitor schürte, stumpfte sich ab an der angstvollen Verzweiflung der Mehrzahl, verstummte dann ganz vor der Gewißheit, daß der unselige Savelli Rheinfelden nicht einmal mit Schießbedarf versorgt habe, daß fast kein Pulver mehr vorhanden sei. Auch der letzte Bissen war aufgezehrt.

So griffen denn Stadt und Besatzung nach der Gnade des Ueberwinders, der den Truppen freien Abzug über Basel nach Breisach, der Einwohnerschaft freie Uebung ihres Glaubens und Gottesdienstes gelobte. Die Farben Habsburgs verschwanden von Thürmen und Mauern und von der uralten, wellenumbrausten Felsenfeste inmitten des Rheinstroms, und Weimar's Banner wurden an ihrer Stelle aufgezogen.

Am Morgen des fünfundzwanzigsten März, einem herrlichen Frühlingstage, so warm und lenzgrün, wie ihn nur der

sonnige Süden des Oberrheins schenkt, ritt Herzog Bernhard an der Spitze seines Gefolges und Heeres über die niedergelassene Zugbrücke des Brückenkopfes von Rheinfelden.

Ihm zur Rechten ritt bleich und ernst, in tiefstem Schwarz, die hohe Gestalt Marguerite's von Rohan. Sie war von Genf zurück, in ihrem Schmerz erhoben durch die rührende Theilnahme des ganzen protestantischen Schweizervolkes an ihrem Verlust. Ein Triumphzug von unvergleichlicher Größe in seinem weihevollen Schweigen, durch die lebendigen Mauern Tausender an allen Wegen, war dieser Trauerzug gewesen. Genf hatte die Gebeine des Todten als theuerste Reliquien übernommen und zu bewahren gelobt und im Münster von St. Peter neben dem Chor beigesetzt. Marguerite's Herz war erstarkt auf der frommen Reise.

Am Thor des Brückenkopfes nahte der Befehlshaber der Rheinfestung, des „Steins", und überreichte Bernhard kniend die Schlüssel zu Thor und Festung. Der Herzog nahm sie huldvoll entgegen, zog den Knienden, dessen Rechte fassend, vom Boden und lobte seine und seiner Truppen Tapferkeit. Dann hieß er ihn zu Roß sitzen und ritt an seiner Seite über die ersten Joche der Brücke nach der Felseninsel, auf welcher die Festung ragte, deren Grundmauern Julius Cäsar einst gelegt, und die in siebzehn Jahrhunderten heute erst zum zweiten Mal vom Feind bezwungen wurde.

In dem großen Hof der Festung stand die Besatzung, zum Abmarsch bereit. Bernhard's Achtung vor den Tapferen wuchs, als er das kleine Häuflein musterte, das seinen Tausenden getrotzt hatte. Er hob den Hut, als es unter den treuen Führern mit Waffen und Gepäck abzog. Diese Leutseligkeit des Gefürchteten blieb nicht ohne Eindruck, zumal Bernhard den Ausrückenden am Ufer noch Brot und Wein spenden ließ: in Basel nahm die Mehrzahl der rheinfelder Besatzung Handgeld von Weimar's Werbern.

Dem langen Wagentroß der ausziehenden Besatzung schlossen sich die nach Rheinfelden Eingeflohenen an.

An ihrer Spitze ritt ein feister Herr in hochgeistlicher Ordenstracht, neben ihm zwei blasse Junker, hinter den Dreien mehrere Priester, wovon einer in der Gewandung der Gesellschaft Jesu.

„Das muß unser Comthur sein“, sagte Bernhard lachend zu den Obersten Ehm und Kalenbach, als der stattliche Leibesumfang des geistlichen Herrn unter dem Dunkel des Brückendaches von der Stadt her sichtbar ward.

„Er ist es“, nickte Kalenbach.

„Vermuthlich neben Denen von Schönau oder anderen Adelspersonen“, ergänzte Ehm lächelnd.

Bernhard hob den Hut vor der umfänglichen Gestalt. „Gewiß begehret Hochehrwürden, nachdem Sie glücklich aus Rheinfelden ußgeraist, nunmehro wiederum von dem Gotteshaus Beuggen Besitz zu nehmen und allda beim Brotkeller Jeremias Umbreit einzusehen, wieviel mit seinen Mannen und Gesind Herzog Bernhard an Speis' und Trank verschwelget habe?“

Der Comthur war bei dieser Anrede schrecklich bleich geworden. Satan, der große Affe Gottes, hatte oftmals auch die göttliche Allwissenheit sich zuzulegen unterstanden. Nur solcher Teufelskunst konnte der — wie Schenk von Castell vermeinte, nun höhnisch grinsende — Herzog Bernhard von Weimar die Kunde der geheimen Botschaft verdanken, die der Comthur seinem Brotkeller hatte zugehen lassen.

Aber mehr noch als diese Vertrautheit des siegreichen Ketzers mit der höllischen Majestät beunruhigte den hohen geistlichen Herrn das Gedächtniß an das Hochgericht zu Laufenburg. Wenn die fromme Societas Jesu als ein gottgefällig Werk verkündete, Ketzern Wort und Eid zu brechen, und von diesem rühmlichen Grundsatz oftmalen, zum Exempel in der

gesegneten Bartholomäusnacht des Heilsjahres 1572 zu Paris und in ganz Frankreich fürtrefflichen Gebrauch gemacht hatte: so konnte ein Ketzer unter nichtigen Vorwänden wohl sein Wort brechen und Verhaßte, denen er freien Abzug gelobt, auf das Blutgerüst schleppen. Anerwogen dieser Eventualität, resolvirte sich der Comthur, ganz und gar nicht in den gelegten Fallstrick zu trappen, und erwiderte daher, noch sichtlich bebend:

Eure fürstliche Durchlaucht geruhen meine Intention zu verkennen. Das Gotteshaus Beuggen ist Euer nach dem Rechte des Krieges. Ich begehre keineswegs dorthin zu gelangen mit meinen Begleitern."

„Gewiß die edlen Herren von Schönau?" fragte Bernhard lächelnd, auf die Begleiter blickend.

„Dieselben", bestätigte der Comthur, „nebst meinen Priestern."

Die Herren von Schönau wußten dem Comthur wenig Dank für die Nennung ihres erlauchten Namens an diesem Ort und zu dieser Stunde und wurden fahl wie das Haupt von Beuggen.

„Wohin denn ziehen die Herren ihre Straße?" fragte Bernhard wieder.

„Nach Mellingen", versetzte der Comthur.

„Ihr meinet wohl Memmingen?" rief der Herzog launig, und sein Gefolge erhob ein kräftiges Lachen, während Pater Molitor die scharfen Blitze seines stechenden Auges aus Behutsamkeit auf seinen Sattelknopf fallen ließ, statt sie unzeitig ins Antlitz des Gebietenden zu schleudern.

„Nein, Mellingen, mit Verlaub", wiederholte Castell schüchtern.

„Und welche Stücke des langen Trosses sind Euer?" fragte Bernhard weiter, die Viehheerde musternd, die sich

hinter dem Gefolge des Comthurs unter den Brückenbogen drängte.

Der Comthur meinte abermals, des Leibes Sicherheit durch Hintanlassung des Ordenseigenthums an den Sieger erkaufen zu können und sprach, von Lebensnoth erleichtert: „Das annoch habende Roß und Vich zählt drei junge ufgestellte Reitpferd, zween Fohlen, sieben Zugpferd, siebenzehn Stuck groß und klein Vich und etwas weniges Hausrath. Mit denen hofft ich sicherlich in Mellingen einzukomen.“

„Die Hoffnung wird Euch bei meinem fürstlichen Wort, das Euch mit dem Eurigen freien Abzug verhieß, nicht trügen, Herr Comthur! Erstaunlich ist mir nur, daß Ihr den Bettel nicht zur Linderung der Noth der Stadt hingabt, die Euch fütterte. Zieht getrost fürbaß!“

In grimmiger Verachtung waren die Worte dem Herzog entfahren und bereits von einer Schaar rheinfelder Bürger beifällig vernommen worden, die sich neugierig mit dem Haufen der abziehenden Flüchtlinge bis zum „Burgstell“, der Felseninsel, vorgewagt hatten, um das Angesicht des Ueberwinders zu schauen.

Der Comthur aber mit den Herren von Schönau, seinen Priestern, dem tückisch rückwärts blickenden Pater Molitor und dem nachhaltig, aber ohne Parteinahme brüllenden Groß- und Kleinvieh zog eiligen Schrittes über die Brücke dem rechten Rheinufer zu.

Ihm folgte der Zug der übrigen Eingeflohenen mit ihrer Habe.

Als sie vorüber waren, ritt Bernhard mit Marguerite und seinem Gefolge über die groben, knirschenden Balken der sich abwärts neigenden Rheinbrücke dem linken Rheinufer, dem Eintritt zur Stadt Rheinfelden zu.

Er konnte nicht mehr hören, daß jenseits des Brückenkopfes am anderen Rheinufer der Comthur, behutsam rückwärts nach

dem Pater Molitor spähend, leise fragte „Sahet Ihr, viel-lieber Bruder, das junge Weib an seiner Rechten? Besaß es nicht alle Züge der großen Dame von Babel, so uns die Offenbarung Johannis kündet?“

Herzog Bernhard konnte auch nicht mehr sehen, daß der vielliebe Pater, die tapferen Herren von Schönau und die Priester des Hauses Beuggen unmuthig Beifall nickten.

Was kümmerte Bernhard an der Schwelle des Eingangs zu der heißumworbenen lieblichen Rheinstadt feige, ohnmächtige Verleumdung, selbst wenn er sie vernommen hätte?

In engem Raume drängte sich hier die amtliche Vertretung der Stadt, die dichtgeschaarte Bürgerschaft vor dem neuen Herrn.

Der Schultheiß, umgeben von den Herren des Raths, der Zünfte und der Stiftsgeistlichkeit, trug auf seidenem Kissen die Schlüssel der jungfräulichen Rheinstadt, die, im Gegensatz zur Feste, zum ersten Male dem Sieger Einlaß bot.

Bernhard wehrte den Kniefall des Bürgermeisters und vernichtete durch diese unvorhergesehene Gnade vollständig die gediegene Anrede des Gestrengen. Denn dieser wollte, auf den Knien liegend, mit dem Riesen Antäus beginnen und den Mythus dieses Sohnes Poseidon's und der Erde, welchen Hercules in der Luft erdrosselte, ehe er die kraftspendende Mutter Erde wieder berühren konnte, zu gar lieblichen Bildern verweben, welche dem fürstlichen Sieger eben so hohen Respect für des Redners Belesenheit in der antiken Mythologia abgenöthigt, als mit Wohlmeinenheit gegen die überwundene Stadt erfüllt haben würden. Der Träger der städtischen Ehrenkette gedachte Rheinfelden mit dem Riesen Antäus zu vergleichen, da es, geschützt durch seinen Vater, den Wassergott des Rheins, und den harten Felsboden der Mutter Erde, bisher Jeden, der mit ihm gerungen, niedergeworfen, durch die Berührung des heiligen Mutterbodens immer neue Kraft gewonnen

habe, gleich dem Antäo. So meine auch er, der Schultheiß der Stadt, durch Beugung seiner Kniee zum Mutterboden sich nicht zu erniedrigen, sondern zu dem in diesem Momento schwersten Ringen zu stählen, dem Ringen seiner blöden Zunge nach wohlgesetzten, dem fürstlichen Sieger Herculi genehmen, dem gemeinen Wesen der Stadt nützlichen Worten u. s. w.

Ach, die wunderbare Anrede, welche der Schultheiß schon im anderen Jahre im Theatro Europaeo zu lesen und als perennirendes Monument fricktalischer Eloquenz auf die fernsten Enkel fortzuerben erhoffte, ward durch des Herzogs unzeitige Herablassung bereits in der Geburt erdrückt. Nur einige unverständliche Worte über den Riesen Antäus, den Wassergott, die Mutter Erde und den fürstlichen Hercules, sowie vom Erwürgen in der Luft drangen über die stotternden Lippen; dann schien dem Gestrengen selbst die Kehle zugeschnürt, immer dunkler wurde das Roth seines wohlgerundeten Antlitzes, immer qualvoller der Ausdruck seiner Augen, als wolle er selbst den nach Luft schnappenden Antäum agiren.

Da trat Herr Hilarius Schrütter aus dem Kreise der Stiftsgeistlichkeit mit freiem Anstand auf den Herzog zu und endete die peinvolle Scene, indem er sprach:

„Jedem Rheinfelder fällt schwer, den ersten Herrn zu grüßen, der als Feind sich die Thore der Stadt öffnete. Auch mir, Herr Herzog, nicht minder als dem ehrenfesten Haupt unserer Stadt. Wir dünken uns der hohen Ahnen nicht mehr werth, die bis anhero diese Mauern und Thürme hielten gegen Jeden, der sie berannte. Wir gedenken der Zeiten, da die Könige deutscher Nation aus dem Hause der Staufer und Habsburger im Schooße unserer Stadt und Veste ihr und ihrer Kinder Haupt bargen und die Kleinodien des Reiches, Krone, Apfel und Scepter, wissend, daß die äußerste Vormauer Deutschlands ihre sicherste Hut sei! Auch jenen Zeiten sinnen wir nach in dieser Stunde, da des Kaisers

Ferdinand des Ersten höchstselige Majestät im Jahre des Heils 1562 den sieben Sternen unseres Stadtwappens annoch zwei neue hinzugefügt mit diesen allergnädigsten Worten: „„Behaltet Euer guet Lob wie bishero!““ Wir fühlen uns klein und schwach, Herr Herzog, gegen der Altvordern zähe Standhaftigkeit.“

Des Redners Stimme zitterte vor innerer Bewegung. Aber Bernhard unterbrach ihn nicht, da der tapfere Redner die Lippen bewegte, als wolle er nach Bezwingung seines Schmerzes weiter sprechen. Und er fuhr fort:

„Nun habt Ihr Rheinfelden, Herr Herzog! Sein Geschick ruhet in Eurer starken Hand; allezeit aber auch in der stärkeren des alten Gottes, der auch Fürsten regiert, der diesen Tag zuließ und allein weiß, welche Zukunft Euch und uns beschieden ist. Ihr seid ein deutscher Fürst, Herr Bernhard! Ihr werdet nicht als Feind bei uns einziehen. Das Köstlichste verhieß uns schon Euer fürstlich Wort: die Erhaltung unseres theuren Glaubens. Unser Haß und Kampf gegen Euch entstammte unsrer alten Treue gegen das Erzhaus Oesterreich, nicht persönlichem Widerwillen gegen Euch. Achtet diese Treue, Herr Herzog, und sie wird Euch segnen.“

Der Herzog war tief ergriffen.

Er faßte lebhaft die Hand des Sprechers und rief laut:

„Beim ewigen Gott, so fromme, herzergreifende Worte hörte ich nie zuvor, wenn ich in eine eroberte Stadt einzog. Sie dringen mir zum Innersten, wie der erste Gruß der Heimath dem Wanderer nach Jahren der Fremde. Hier soll meine Heimath sein von heute an, bis Gott mich scheiden heißt. Um die Liebe dieser treuen, tapfern Bürger, die sich ihrer Ahnen wohl werth zeigten, will ich werben. Ueber ihr Wohl will ich wachen, wie über meinen Augapfel. Das gelobe ich Euch Allen in dieser Stunde.“

Fast allgemeine freudige Bewegung erregten diese Worte des Herzogs in der dichtgeschaarten Menge. Die warme Märzsonne schien auch aus den Herzen der Vielbedrängten zu neuer Frühlingshoffnung wiederzustrahlen. Nur einige Fanatiker beiderlei Geschlechts, deren Seelenheil Pater Molitor noch vor seinem Auszug vor allen Anfechtungen ketzerischer Teufelei eindringlich verwarnt hatte, schüttelten höhnisch lächelnd einander die hellsehenden Köpfe zu und murmelten zwischen den scharfen Lippen ein Stoßgebetlein oder einen Fluch, je nach Gemüthsart.

Der Schultheiß hatte sich vom Mythus Antäi losgewickelt und reichte nun mit kurzen Worten dem Herzog auf seidenem Kissen die Schlüssel der Stadt. Der Säckelmeister bot altem Brauche gemäß dem einziehenden Sieger auf silbernem Brett den Ehrentrunk in goldenem Pocal.

Der Herzog hob den im Sonnenlicht blitzenden Becher. „Auf Rheinfeldens Wohl!" rief er und trank. Dann reichte er den Becher Marguerite, deren Antlitz von der Bewegung der ernsten Stunde fein geröthet war und sich nun noch höher färbte, da Aller Augen ihr zuflogen und insbesondere die Weiblein in den Fenstern der Häuser und auf der Straße mit seltener Einhelligkeit ihre Schönheit und Feinheit anerkannten und sich über ihre Beziehungen zu Bernhard in hastigen Muthmaßungen ergingen.

Bernhard verfolgte lächelnd das Wortgebraus und gewahrte rückwärts des Volksgedränges, an die Wand eines Eckhauses gelehnt, eine schlichte Bürgersfrau in Schwarz, die ein Kind auf den Prellstein des Hauses gestellt hatte, damit es schauen könne, und es umschlungen hielt. Mutter und Kind folgten, wie es schien, verlangend dem Becher, der nun unter den Rathsverwandten kreiste.

„Wer ist die Frau?" fragte Bernhard leise Kuri, der in glücklichster Stimmung den Begebenheiten des Einzuges gefolgt war.

„Ihr Mann ward bei Sprengung Eurer Mine zerrissen. Sie ist blutarm.“

„Holt sie und das Kind, Kuri“, befahl der Herzog leise, und laut bat er:

„Mir noch einmal den Becher, mit Verlaub, Ihr Herren!“

Er reichte ihn der Wittwe und dem Kinde und ließ, als die Mutter ihm verwirrt den Pocal zurückreichte, einige Goldstücke in ihre Hand gleiten.

Dicht umdrängt verließ die Glückstrahlende die Hauptstraße.

Bernhard aber reichte dem Säckelmeister den Becher mit dem Ersuchen, ihm alsbald auf dem Rathhause zu verrechnen, welcher Bestände an Brot, Wein, Fleisch, Milch und dergleichen die Bürgerschaft fürs Erste bedürfe.

Die Beichtkinder des Pater Molitor hatten einen harten Stand, seinen Warnungen vor den Fallstricken des Ketzers noch Glauben und Herzen zu behaupten nach dieser Verheißung Bernhard's.

Durch die überall auf den Bürgersteigen, in Fenstern und Thüren von Neugierigen dicht besetzte Hauptstraße zog Bernhard nun hinter Rath und Geistlichkeit weiter. Ungemein wohlthuend berührte ihn der Anblick der sauberen, bald hochgiebligen, bald in seltsamen Winkeln und Erkern vorspringenden uralten Bürgerhäuser der Stadt, aus deren dunkeln vortretenden Dachfirsten meist ein Krahn zum Aufwinden von Waaren oder Vorräthen in ansehnlicher Höhe fast über die halbe Straße ragte.

Am Rathhause hielt der Zug.

Ungebrochen stand der viereckige, zinnengekrönte Thurm, der sich zur Rechten des Hauptgebäudes erhob. Dieses selbst war nach der Straßenseite schmucklos. Es zeigte eine schlichte, röthlich getünchte Giebelwand, aus der im ersten Stock vier Fenster mit Butzenscheiben nach der Straße schauten, höher nach dem Dachgiebel nur noch einzelne Fenster. Unvollkommene, grelle Fresken, eine Justitia und andere allegorische Frauen-

gestalten mit überaus entwickeltem Busen darstellend, füllten die Wand bis zum ersten Stock. Bernhard hatte schon Schöneres gesehen.

Da öffnete sich das breite Hofthor, und der Rath hieß den neuen Gebieter an seiner nunmehrigen Heimstätte willkommen. Die sämmtlichen Räume seien dem Herzog verfügbar, da die Geschäfte der Stadt schon längst von den Zunftstuben aus besorgt würden. Als der Herzog durch das niedrige Thor in den ansehnlichen viereckigen Hof ritt und das zierliche Schnitzwerk seiner Lauben, die edle gothische Steinmetzarbeit am Geländer der breiten Freitreppe bewunderte, die in der rechten Ecke des Hofes in grader Richtung zu den Prunkgemächern des dem Rhein zugekehrten Hintergebäudes emporstieg, gewahrte er auf der Spitze der Freitreppe eine kraftvolle, hohe Männergestalt in Scharlachuniform.

„Erlach!“ rief er freudig hinauf — „Ihr hier!“ und sprang vom Pferde, dem Berner entgegeneilend.

Auf der Treppe umarmte er ihn.

„Ich mußte Euer fürstlichen Gnaden den alten Bau doch ein wenig heimelig machen“, lachte Erlach.

Vierzehntes Capitel.

Im großen Rathhaussaale zu Rheinfelden saßen am Mittag desselben Tages die Geladenen Herzog Bernhard's bei Tafel: Marguerite, die Väter der Stadt, sein Stab, die Stiftsgeistlichkeit, Erlach. Die Männer, welche Glauben und Parteiung bis zum heutigen Tage auf den Tod getrennt, gesellten sich in bunter Reihe zu menschlich brüderlicher Eintracht, plauderten zwanglos und eifrig. Die Heerführer des Herzogs, ohne Stolz und Prunk die Tage der Schlachten und Belagerung auf Befragen der Rheinfelder berichtend, nach den Bedürfnissen der Stadt eingehend forschend. Die Rheinfelder mit ihrer dem Herzog so wohlgefälligen Zurückhaltung ihre heldenmüthige Vertheidigung, die Noth der Bürgerschaft in ergreifenden Einzelheiten als schlichte Pflichterfüllung hinstellend, ohne Erwähnung der Thorheiten Savelli's, ohne Murren gegen die Wendung des Schlachtenglücks, die sie an dieser Stätte zu Gästen ihres Bezwingers machte.

Den Berner Erlach und den tapferen Schrütter, der Bernhard's Herz im Sturm für sich gewonnen, hatte der Herzog sich gegenüber 'gesetzt, ihrer Reden vornehmlich theilhaftig zu sein. Auch Schrütter befleißigte sich, eingedenk seines guten, in Treuen gegen Habsburg zum Alter gebrachten Lebens, bescheidener, fast wortkarger Zurückhaltung. Aber es ward ihm schwer, des Auges Feuer und des Herzens wärmeren Schlag zu meistern, wenn Bernhard die Duldung anderer Glaubensmeinung als Pflicht jedes Christen, insbesondere jedes Fürsten forderte und dem Prediger von St. Martin mit königlicher

Freigebigkeit jeden Betrag zur Verfügung stellte, dessen dieser bedürfen sollte, um die Armen und Kranken der Stadt zu Kräften kommen zu lassen; ja, wenn der Herzog, weiter schauend, die Tafelrunde gemahnte, Aecker und Rebberg von Neuem zu bestellen, Vieh einzutreiben, wüste Höfe aufzubauen, da für das arme Land sein Arm den Frieden bringe. Wie Osterglockenklang rauschten diese Worte im tiefen Gemüth Schrütter's. Am liebsten wäre er hinausgestürzt, um seinen Armen und Kranken die frohe Botschaft sogleich zu künden, daß ihre Noth ein Ende habe, statt daß er hier in ungewohnten Genüssen schwelgte. Und selbst eine nur ganz wenig eigensüchtige Hoffnung erweckten ihm die Worte des Herzogs: vielleicht bescheerte der Herbst ihm im Pfarr-Rebgarten des Adelberges, am steilen Bergabhang des jenseitigen Rheinufers, zum ersten Male wieder seit langen Jahren, einen Tropfen des köstlichen Stoffes, dessen letzte Bestände heute zum Ehrentrunk für den Herzog hatten herhalten müssen. Seit vielen Jahren hatten Soldaten die Trauben gegessen, verwüstet. Aber er hielt an sich; denn ein Blick auf die Wände und Scheiben des Saales erinnerte ihn an die wunderbare Wandlung der Dinge, deren Zeuge sein Leben gewesen, an die Vergänglichkeit menschlicher Macht und Herrlichkeit im Allgemeinen, und dämpfte die Springfluth von Hoffnungen, die sich an den Worten des jungen Siegers emporrichtete. Dort, auf dem breiten Rathstisch mit den kunstvoll gedrehten Füßen, hatte die Stadt, zur stillen Mahnung ihres Bezwingers, die Freiheitsbriefe ausgelegt, welche seit den Tagen des Rothbarts jeder deutsche König der reisigen Waldstadt mit Siegel und Unterschrift bekräftigt hatte. Von den Wänden blickten die Bildnisse der Herrscher seit Karl V., die sich Alle Mehrer des Reiches genannt und Schirmherren Rheinfeldens gewesen waren. Wohin war ihre Allmacht gerathen? Der nachgeborene Sohn eines kleinen norddeutschen Fürsten saß heute hier an ihrer statt.

Dieselbe Mahnung ging von den herrlichen, farbigen Scheiben des Saales aus. Sie alle stammten aus der höchsten Glanzzeit der schweizerisch-deutschen Glasmalerei, aus den dreißiger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts. In wunderbar schöner Zeichnung, in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit der umrahmenden Theile entfaltete sich hier die sprudelnde Formenfülle der deutschen Renaissance. Zum höchsten Können ausgebildet, zeigte sich die Technik, unnachahmlich die Feinheit gebrochener Töne, die Behandlung der Ueberfanggläser, die Verwendung der Schmelzfarben. „Kein Wunder", sann Schrütter, „da vielleicht ein Hans Holbein, Urs Graf oder Niklaus Manuel die Zeichnungen entworfen, ein Karl von Aegeri, Jakob Sprüngli oder Jakob Murer die Scheiben gemalt hat?" „Aber wohin ist diese Kunst heute gekommen?" fragte er sich, und eine jämmerlich verschnörkelte und verschmierte Scheibe des berühmtesten Glasmalers der Zeit, Jakob Nüscheler von Zürich, die er jüngst zu Basel gesehen, stand abschreckend vor seinem Auge. „Und was ward aus all den Helden und Bestellern, welche diese Scheiben einst schaffen ließen? Aus Carolus dem Fünften, Ferdinand dem Ersten, den edlen Herren von Schönau, von Sulz, von Truchseß, Itteleck von Krischach? Staub, Staub! Was aus den vier Waldstädten des Rheins, deren Wappen die glänzende Märzsonne auf den farbigen Scheiben wiederstrahlte?" Herzog Bernhard's Vorsitz an dieser Tafel gab Antwort auf die Frage.

Immer dieselbe Lehre von allen Seiten in jeder Weise! Wenn die Musik draußen schwieg, die zur Ergötzung der Tafelrunde und der dichtgedrängten Gasse vor dem Rathhause auf der bedeckten Laube des Hofes ihre Weisen spielte, klang vom Fuße des Rathhausgärtchens herauf des Rheines uraltes Lied, das Jahrtausende hörten, ehe das heutige Geschlecht athmete. Eintönig klang es und bei Weitem weniger kurzweilig als die Pauken, Cymbeln, Hörner und Drommeten der herzoglichen

Capelle. Aber es gab einen Begriff von Unvergänglichkeit, Ewigkeit.

„Also gemach, Hilarius, gemach", sagte sich Schrütter — „auch der junge Feuerkopf Bernhard wird die Welt nicht ändern."

Noch lebendiger ging's im „Herrenstübli" des Gasthofs zur „Sonne" zu, der neben dem Rathhaus stand. Hier tafelten die jüngeren Officiere Bernhard's mit den Häuptern der Zünfte. Schmucklos und ergreifend erzählte Kuri auf Begehr seiner Mitbürger und vormaligen Mitkämpfer sein Schicksal seit der Schlacht vom dritten März. Sein Eintritt in des Herzogs Dienst, Bernhard's Kriegführung, selbst die Blutthat von Laufenburg erschien den Lauschenden nun in wesentlich günstigerem Lichte als bisher.

Am leichtesten gelang Bernhard — wenigstens für den Augenblick — die Eroberung der Herzen der Armen und Unmündigen der Stadt.

Auf allen Plätzen Rheinfeldens hatte er große Vorräthe von Wein und Brot auffahren lassen, von denen den Armen, den Kindern und überhaupt Jedem, der Zuspruch begehrte, nach Verlangen gereicht wurde.

Seit vielen Wochen zum ersten Male legte sich an diesem Abend jeder Bewohner der hartbedrängten Stadt mit dem behaglichen Gefühle der Sättigung zur Ruhe.

Bernhard hielt mit Marguerite, Erlach und kleinem Gefolge nach Beendigung der Tafel Rundgang durch die Stadt und um ihre Mauern und genoß mit Behagen der bezaubernden Ausblicke auf Schwarzwald, Rheinstrom und Jura, welche die Schanzen der alten Stadt gewährten.

Gegen Sonnenuntergang stieg Bernhard mit Marguerite allein auf die westliche Mauerzinne der Rheinfestung, des „Burgstells", und schaute, an die Braut geschmiegt, zugleich mit ihr auf das von der scheidenden Sonne goldig überhauchte breite Strombett, auf die schön geschwungenen blauen Linien der

Juraberge und des noch ferneren Vogesenkammes. Die grünen Wogen des Rheins, die schäumend und donnernd an der goldig schimmernden Stadt vorbei durch die Felsenjoche der Brücke jagten, glätteten sich unterhalb Rheinfeldens zu sanftem, strahlendem Spiegel. Die Glocken läuteten zum Abendsegen. Heiliger Friede lag über dem bis heute friedlosen Land.

„Ein Sinnbild unseres bisherigen Schicksals", sagte Bernhard leise zu Marguerite, auf den Strom deutend. „Bis Rheinfelden war es wild und friedlos, wie der junge Rhein. Von hier ab wird es sanft und glatt weiterlaufen, ohne verborgene Felsenriffe und niederziehende Strudel."

Eine Thräne löste sich aus ihrer seidenen Wimper.

Bernhard meinte, sie sinne der leidvollen jüngsten Vergangenheit nach, küßte ihr Auge und sprach:

„Laß es die letzte Thräne sein, Marguerite! Du hörtest den wackeren Schrütter sagen, daß hier in diesem Felsenbau einst die Staufer und Habsburger mit Weib und Kind ihr Haupt niederlegten und ruhig schliefen. Ein neues Herrschergeschlecht — ja Marguerite, laß mich in dieser hohen Stunde Dir die geheimste Hoffnung meines Herzens bekennen — ein neues Kaisergeschlecht soll abermals hier seine Heimstätte finden, soll von hier aus emporsteigen über Deutschland."

Bernhard fühlte, daß Marguerite in seinen Armen heftig erschauerte bei diesen Worten.

Aus welchem Grunde? Unter dem kühlen Abendwinde? Oder aus jungfräulicher Scham? Oder in der Besorgniß, abermals aus dem schützenden Arm des Herzogs gerissen zu werden, ehe dieser nach dem höchsten, geheimsten Ziel seines Lebens die Siegerhand ausstreckte?

Bernhard hüllte die Braut in ein weiches Tuch, das auf seinem linken Arm hing, und meinte dem Frosthauch ihrer Seele zu wehren, indem er sprach:

„Ich lasse Dich nicht mehr aus dem Schutz dieses Armes, nicht aus dieser Stadt, die mein Auge hütet, Theuerste, bis zu dem unfernen Tage, da das Land von den Donauquellen und dem Hohentwiel an bis nach Straßburg Dir und mir als seinem Herrscherpaar huldigt."

Marguerite erschauerte noch einmal. Dann löste sie sich aus seinem Arm, trat hoheitsvoll und entschlossen ihm gegenüber, das weiße Antlitz vom Purpur der sinkenden Sonne bestrahlt, und sagte bestimmt:

„Wir scheiden morgen, Bernhard! Ich hoffe, mich Deinem Gesandten Erlach bis Paris anschließen zu dürfen."

Der Herzog glaubte nicht recht zu verstehen. „Scheiden willst Du vón mir, Marguerite — scheiden? Nach Paris?" stammelte er, verwirrt und erstaunt.

„Ja, mein Bernhard", erwiderte sie mild, seine Hand fassend — „nicht lange, so Gott will, um dann für immer bei Dir zu bleiben!"

„Scheiden?" wiederholte Bernhard, noch immer fassungslos gegenüber dem plötzlichen, seltsamen Entschlusse der Braut.

„Weshalb willst Du mich verlassen, Marguerite, in den Tagen der Vollendung meiner Pläne? Schwere Arbeit steht noch vor mir. Nach dem Donner der Schlachten, nach dem harten Tagewerk des Feldherrn hoffte ich an Deiner Seite immer ein Stündlein friedlichglücklicher Ruhe zu finden. Ein Gruß und Wort aus Deinem Munde wäre mir köstlicher gewesen als alle Lorbeern des Sieges, lieber als Orgelklang unter den Säulenhallen eroberter Dome und Ehrensalven aus dem dröhnenden Munde eroberter Geschütze. Hier, am Heimathsitze unserer künftigen Herrschaft, hättest Du statt meiner die Herzen der Bewohner liebreich an uns gefesselt. Ueberall, wohin Du mir auf dem Wege gefolgt wärest, den mein Schwert sich bahnt, hätte bei Deinem lieben Anblick das überwundene Land empfunden, daß mein Sinn nicht steht auf dem

Recht des blutigen Eisens, der Härte des Eroberers, sondern auf liebewerbender, landesväterlicher Huld, die auch Besiegte umschlingt mit dem heiligen Band der Familie, des Volkes eines großen Staates. Deshalb ersehnte ich Dein Bleiben, Marguerite — und Du willst scheiden, weshalb?"

Immer inniger und mächtiger waren die Worte aus Bernhard's warmem Herzen hervorgequollen, und hatten Marguerite in peinvolle Erregung versetzt. Wie freudig und glücklich hätte sie seinem bittenden, mahnenden Worte nachgegeben, wenn es anging! Aber des sterbenden Vaters klare, letzte Worte tönten zu ihr herauf aus den Strudeln des Rheinstroms, so deutlich und gebietend, als würden sie eben gesprochen. Und ihr innerstes Gefühl bezwingend, antwortete sie fest:

„Ich erfülle ein meinem sterbenden Vater gegebenes Gelübde.'

„Ein Gelübde gegen Deinen Vater?" rief Bernhard erstaunt. „Ich kann mir nicht denken —"

„Meine theure Mutter bedarf meiner in Paris" — versetzte Marguerite, unter der unschuldigen Nothlüge erröthend. „Sie hat ein Recht, von mir des Vaters letzte Stunden, meine Wallfahrt an seine letzte Ruhestätte zu vernehmen."

„Erlach mag sie hierher geleiten! Sie soll Freude und Kümmerniß immer mit uns theilen", rief der Herzog.

„Nein, Bernhard! Sie kann Paris nicht verlassen. Zu wichtig und bedeutend ist des Vaters Besitzthum."

„Du bist sein einzig Kind."

„Gewiß", sagte Marguerite verwundert.

„Mir würde also Alles zufließen, was Ihr von Eurem Eigen behaupten könnt", sprach Bernhard gelassen. „Ich begehre nichts davon."

„Du sprichst wie ein deutscher Minnesänger, Bernhard", lächelte Marguerite. „Eine Rohan kann nicht mit leeren Händen kommen."

„Laß Alles Richelieu oder dem König, ich will Dich und die Mutter fürstlich entschädigen", drängte Bernhard.

In Marguerite blitzte ein neuer kühner Gedanke auf bei diesem Wort. Der unerschöpfliche Reichthum des Hauses Rohan konnte bei dem schweren Werke, das sie zu vollbringen hatte, in der That Großes ausrichten. Mit dem Golde Frankreichs hatte der allmächtige Cardinal sich daheim Alles dienstbar gemacht, im Ausland Fürsten und Feldherrn insgeheim an seine Pläne gekettet. Das Gold des Hauses Rohan besaß denselben Glanz, denselben Zauberklang — es konnte den Plänen Marguerite's nicht minder einflußreiche geheime Freunde gewinnen, als das Gold Richelieu's. Lächelnd erwiderte sie daher:

„Ich werde Deinem klugen Rathe folgen, Bernhard! Ich werde Frankreichs Große durch goldene Fäden an Bernhard's Sache fesseln. Aber um das zu vollbringen, muß ich selbst nach Paris. Sonst nehmen sie das Gold der Rohan's ohne Gegenleistung."

„Du hast Recht, Theure!" rief er, sie umfangend. „Diese Arbeit mußt Du persönlich thun. Sie wird bald gethan sein, Marguerite" — lachte er —, „und leichter als die Arbeit, die meinem Schwert und Haupt noch bevorsteht."

Einträchtig stiegen sie die Wendeltreppe zu Erlach und dem Gefolge hinab.

Fünfzehntes Capitel.

Inzwischen hatte Vroni wehmüthig-glückliche Stunden verlebt.

Vom Mittag bis zur Nacht hatte Marguerite ihr Muße gegeben, nach langer Trennung wieder die Stätten und Menschen zu besuchen, die ihr theuer seien. Vroni hatte die Gelegenheit freudig ergriffen. Sie hatte einige gute Dinge zum Schmausen nebst einem Fläschlein alten Affenthalers in ein Körbchen gepackt, einige der Kronenthaler aber, mit welchen sie die Freigebigkeit Herzog Rohan's und Marguerite's so reichlich beschenkt, in ihr Sacktüchlein geschnürt und gleichfalls in das Körbchen gelegt. So versehen, war sie, züchtiglich und erröthend, durch die vor dem Rathhaus dichtgedrängten Volksgruppen geschritten, und, die halblauten, verwunderten Anreden junger Burschen und Mädchen, die sie erkannten und zu halten suchten, nur flüchtig erwidernd, dem Hause der einzigen Verwandten zugeeilt, die sie in Rheinfelden besaß.

Es war dies eine jüngere Schwester ihrer Mutter, die kinderlose ehrsame Apothekers-Wittib Ursula Strüblin, welche den oberen Stock eines hochragenden Hauses mit burgdicken Mauern gegenüber der Stiftskirche zu St. Martin bewohnte. Die Apotheke hatte sie nach dem frühen Tode des Mannes verkauft. Von diesem Erlös und der Miethe, den der Apotheker für Geschäfts- und Wohnräume zahlte, führte sie ein knappes Dasein. Während der Kriegsläufte hatte stets irgend ein hoher Officier in ihren behaglichen, weiten Räumen Quartier genommen und männiglich, wer immer die Sporen unter ihren Tisch gestreckt, die Kunst und Sauberkeit ihrer Küche gelobt.

Von diesem bis zu dem fürsichtigen Brotkeller Jeremias Umbreit gen Beuggen gedrungenen und von diesem dem günstigen Oberst Kalenbach vermittelten trefflichen Ruf der Wittib Strüblin, ihres Quartiers und ihrer Küche angelockt, hatte Herr Oberst Kalenbach heutigen Tages hier Quartier genommen, sich aber alsbald, nachdem er Rößlein und Burschen eingestellt und die angenehme Gestalt der Wittib nebst den fröhlichen Zimmern seines Quartiers in Augenschein genommen, zur Tafel des Herzogs begeben.

Der hohe Besuch hatte Frau Ursula Strüblin wider Neigung auch nach des Obersten Weggang im Hause gehalten, als sie sich plötzlich durch Vroni's Erscheinen für ihr Fernbleiben von dem heute so kurzweiligen Treiben der Straße überreich belohnt sah.

In trauten Gesprächen, Thränen und Erinnerungen, im Genuß der Herrlichkeiten, die Vroni mitgebracht, wußte die Vielredende mit mehreren Stunden des Nachmittags mühelos aufzuräumen. Dann aber hatte ihre Magd dafür gesorgt, daß die Kunde von Vroni's Anwesenheit bei der Tante auch in die weitesten Kreise theilnehmender Nachbarschaft dringe, und in Folge dessen füllte sich lange vor der Vesperzeit das Gemach der Wittwe Ursula Strüblin mit einem erlesenen Kranz liebevoller Weiblein der Umgegend, welche des Herzens Drang, über Vroni's Schicksal und ihrer seligen Mutter Heimgang Näheres zu vernehmen, nicht mehr daheim gelitten hatte. Die Rufe: „E aber nei!“ — „He, myn Gott!“ — „Jesus, Maria und Joseph!“ wollten, während Vroni ihr und ihrer Mutter Geschick erzählte, kein Ende nehmen, und selbst der ganz unerhörte Hochgenuß einer Tasse Chocolade, welchen Frau Ursula Strüblin ihrem zahlreichen Besuch heute, Dank Vroni's Körbchen, aufzuwarten vermochte, konnte die Thränen der mitleidvollen Wesen nicht bannen, wenn diese auch die Salzfluth wenigstens in so weit einzudämmen verstunden, daß letztere von dem

dunkelbraunen, duftigen Naß der Täßlein absolut fern gehalten wurde.

In athemloses Erstaunen, unterbrochen nur durch Rufe beifälliger Bewunderung und neidloser Glückwünsche, schlug aber die Stimmung der Klageweiblein um, als Vroni dann von der Huld Herzog Bernhard's und Herzog Rohan's und seiner Tochter gegen sie erzählte. Hier, bei Frau Wittwe Strüblin, wurden dem Herzog von Weimar in dieser Stunde in den regen Zungen der versammelten Schönen, welche Vroni lauschten und von ihrer Chocolade schlürften, mindestens eben so wirksame Lobredner gewonnen, als durch Bernhard's Wort im Rathhaus und durch Kuri's Bericht im Herrenstübli unter den Männern und Jünglingen Rheinfeldens gewonnen worden waren. Und die Weiblein genossen vor den Mannsbildern den Vorzug, die Huld der hohen Herrschaften die dem Vroni widerfahren, mit mancherlei Sinn wahrnehmen und nachprüfen zu können. Geschmack und Geruch labte sich an dem fremdartigen Trank; Auge und Ohr an dem feinen Glanz und Klang der Kronen, welche Vroni der Tante bescheert; dem noch feineren der Dublonen, die Vroni in einem ansehnlichen seidenen Beutelchen erklingen ließ. Keine Rathstochter der Stadt brauchte sich solcher Mitgift zu schämen in der geldarmen Zeit. Vroni hatte die glänzende Gabe von Marguerite in Genf nach des Herzogs Beisetzung erhalten, als Vermächtniß des Geschiedenen für seine treue Pflegerin. Der Tastsinn der Nachbarinnen fand endlich angenehme Beschäftigung beim Befühlen und Umwenden der feinen Stoffe, in denen Vroni einherging. So waren alle fünf Sinne einig in dem Urtheil, daß der lebende und der todte Herzog anständige Herren gewesen seien und sein würden. Und auch Herz und Gemüth der Weiblein sprachen beim Anblick Vroni's, ihres völlig unschuldigen Wesens, dasselbe Urtheil.

Selbstverständlich war die Neugier der weiblichen Nachbarschaft der Wittwe Ursula Strüblin keineswegs befriedigt mit umständlicher Erzählung alles Dessen, was Vroni bis dahin erlebt, sondern begehrte sich theils durch zartere, theils durch kräftig bohrende Anspielungen auch darüber Klarheit zu verschaffen, ob etwa bereits ein Mann — und bejahenden Falles welcher? — von den Augen der Jungfrau dazu ausersehen sei, ihr überaus günstig Schicksal hinfort mit ihr zu theilen. In dieser Beziehung zerfielen die Meinungen des bis dahin einigen Nachbarinnenkreises der Wittwe Ursula Strüblin in drei Lager, welche nur das Eine gemeinsam hatten, das Ohr der Jungfrau mit allem Nachdruck sich zu gewinnen. Die kühnsten, einbildungskräftigsten der Nachbarinnen nämlich wagten die Frage, ob Vroni nicht unter einem der berühmten Kriegshelden des Herzogs Bernhard die Wahl getroffen? Die größere Mittelpartei spielte dagegen unverkennbar auf Kuri Rüdinger an. Und die dritte Meinung, welche Vroni vor unbedachter Voreiligkeit bei dem wichtigsten Schritte des Lebens verwarnte, nannte durcheinander die heirathsfähigen Jünglinge, Männer und jungen Wittwer der Stadt, jeden der Genannten als den Besten und Schönsten preisend. Erbittert und im Einzelnen kaum mehr vernehmbar, wogte der Widerstreit der Meinungen durcheinander — Vroni brauchte dabei nichts zu thun, als fortgesetzt zu erröthen — als ein unvorhergesehenes Ereigniß die erregten Wogen plötzlich glättete.

An der Thür des Gemaches der Wittwe Ursula Strüblin erschien nämlich plötzlich mit fackelfeuerrothem Gesicht, den Federhut verwogen über das linke Ohr gedrückt, bei jedem Schritt über den widrigen, langen Raufdegen stolpernd, mit der tastenden Rechten nach jedem Stützpunkt begierig greifend, an der linken Schulter von Kuri gehalten, der gestrenge Oberst Kalenbach. Herr Oberst Ehm hatte ihm zu unguter Stunde zugesprochen, nach der Tafel im Rathhaus noch im Herren-

stübli der Sonne die Eroberung der Herzen der rheinfelder Bürger in der Weise fortzusetzen, in der sich Oberst Ehm der gesammten schweizer Tagsatzung gegenüber als Meister erwiesen hatte. Ein wildes Zechgelage mit zahllosen vollen Humpen und ausgetrunkenen Brüderschaften war losgegangen. Und während Herr Oberst Ehm in der männermordenden Weinschlacht mit kaum mild geröthetem Antlitz das initium fidelitatis verkündete, war bereits die Blüthe der rheinfelder Jugend außer Gefecht gesetzt. Einer lallte schwermüthig: „Ach, wenn i numme no chönnt!“ Und Oberst Kalenbach ward von Kuri schwer genug überredet, den Heimweg anzutreten. Durch die dunkelsten, ödesten Gäßchen der Stadt hatte der Lieutenant den ansehnlichen, schwankenden Obersten in das steile Quartier geschleppt.

So viel Anmuth, als der Oberst im Stübli seiner Wirthin versammelt fand, erforderte aber doch besondere Begrüßung. So hob er denn mit Vorsicht den schiefen Federhut vom Haupte, schüttelte die lenkende Hand Kuri's von sich, brachte den Degen weitab von der Linie seines Ganges und that dann zwei kleine, fast gerade Schrittlein in den nachbarlichen Kreis. Ein flammend Lächeln spielte um seinen Mund, als er sagte: „Schön, schön. Guten Abend! Ich werde mich zu Euch setzen, Ihr lieben Schwestern!“ Und bereits hatte er die hohe Lehne eines Stuhles ergriffen, um sich auf der leeren Innenseite kräftig niederzulassen.

Aber Frau Ursula Strüblin begriff von seinem ersten Erscheinen an durchaus die Lage der Dinge. Sie war keineswegs gewillt, die Bewohner ihres Hauses mehr, als ohnehin geschah, in den redebedürftigen Mund ihrer liebevollen Nachbarinnen zu bringen, selbst wenn ihre Einquartierung, wie im vorliegenden Fall, nicht von ihr begehrt war. So sprach sie denn, indem sie Kuri beim Wiedersehen die Hand drückte und ihm einen klugen Blick zuwarf, zum Obersten: „Ich weiß, Ihr suchet Euer Quartier, Herr Oberst! Folget mir!“

Damit ergriff sie einen Schlüsselbund. Kuri bemächtigte sich von Neuem der linken Schulter des Widerstrebenden, und draußen verklangen die Schritte auf den Steinstufen der Wendeltreppe des Hauses in höchst unregelmäßigem Tacte.

Den zurückgebliebenen „lieben Schwestern" des Herrn Obersten erklärte Vroni plötzlich, daß sie zu ihrer Herrin, Marguerite von Rohan, zurückmüsse, verschwand nach herzlichem Abschied gegen Alle aus der Thür, versprach der Tante, deren sie draußen flüchtig habhaft wurde, morgen ein Wiedersehen und trippelte dann eilig aus dem Hause, ohne Kuri's ansichtig zu werden, der seinem Oberst beim Ausziehen namhafte Dienste leistete.

Als aber Vroni den Blicken der nachschauenden lieben Schwestern hinter der Kirche von St. Martin entschwunden war, richtete sie ihre Schritte keineswegs zur Linken abwärts, dem Rathhause zu, wo Marguerite in den der Hauptstraße zugekehrten Gemächern wohnte, sondern eilte unbemerkt durch Nebengassen nach dem oberen Thor, überschritt die Zugbrücke und den Stadtbach und befand sich nach wenigen Minuten im Bann des untergegangenen Ortes Höflingen, an der Trümmerstätte ihres Aelternhauses.

Sie stand zum ersten Male wieder an dieser Stelle, seit sie in der kalten Januarnacht mit der Mutter geflohen. Tiefes Weh ergriff sie beim Anblick der Verwüstung der trauten Heimstätte. Alles Herzeleid der letzten Monde machte er neu, besiegelte er. Das herbe Gefühl der Vereinsamung, das Vroni beim Tode der Mutter niedergebeugt, beschlich sie abermals vor den schwarzen Ruinen der letzten Nachbarhäuser des Ortes Höflingen. Auch ihr Blick — wie vor drei Wochen derjenige Kuri's — haftete mit besonderer Wehmuth an dem verkohlten Geäst des Pfirsichbaumes, der sonst um diese Jahreszeit das alte Gemäuer mit Blüthen bedeckte, und an dem geschwärzten

stillen Räderwerk von Kuri's Mühle. Aber ihr junges, frisches Herz ließ sich nicht dauernd beugen. Ihr Auge gewahrte mit Entzücken, daß dem Stamm des verbrannten Pfirsichbaumes, nahe dem Erdboden, kräftige grüne Sprößlinge entstiegen; daß Blumen und Gemüse in dem verwüsteten Garten aufschossen, wie in alten Tagen; daß Vögel ihr Nest bauten am Gemäuer der in Asche gesunkenen Häuser, als vermöchten sie keine Veränderung daran zu bemerken; daß die ewige Sonne im Niedergang die alten Giebel so zauberhaft röthete, wie Vroni Solches nur in den goldenen Tagen der Kindheit geschaut. Und neben der Trübsal der vergangenen Monde stieg auch die Erinnerung an die Fülle von Liebe und Güte, die Vroni in derselben Zeit gefunden, in ihr auf, und in ihrem Ohr tönten wieder all' die guten lieben Worte, die sie von der Mutter, von Kuri, von Bernhard und Rohan und Marguerite vernommen. Und wenn darunter auch ein Wort nicht war, das der Lieutenant Kuri Rüdinger recht wohl hätte sprechen können, so war Vroni doch, Alles in Allem betrachtet, geneigt, der theilnehmenden Nachbarschaft der Tante Strüblin Glauben zu schenken und sich für ein vom Glücke über Verdienst begünstigtes Wesen zu halten. Die Mittel, Haus, Hof und Garten schöner als zuvor aus Asche und Verwüstung erstehen zu lassen — ja, auch Kuri's Mühle und Heimwesen, wenn — nun, wenn der Anblick dieser Ruinen ihr Schönheitsgefühl zu tief verletzen sollte, diese Mittel besaß sie, Dank der fürstlichen Freigebigkeit der Rohans, schon jetzt. Solcher Mitgift brauche sich kein rheinfelder Rathstöchterlein zu schämen, hatten die Frau Basen der Tante Strüblin versichert. Die mußten es wissen.

Der Lieutenant Kuri Rüdinger hatte allerdings das eine Wort, das Vroni für so leicht und einfach zu halten schien, bisher zu ihr noch nicht gesprochen. Aber das konnte seiner Ansicht nach, bei den überaus verwickelten Verhältnissen seines Innern, bisher auch gar nicht erwartet werden.

Seiner an Marguerite's Anblick rasch entzündeten Liebesflamme war er allerdings mit leidlicher Schnelligkeit und Unversehrtheit Herr geworden. Nicht in Folge des reichlichen kalten Wassers, das der rücksichtslose Pfarrer von Twann so plötzlich in die Flamme geschüttet — o nein, das that sie nicht aus, sagte Kuri, das zischte blos und that weh. Nein, er hatte sich seiner Ueberzeugung nach ganz allein bezwungen.

Er war am Morgen des achten März zur Linken Marguerite's die Jurawand hinangeritten, Anfangs mit dem herben Gefühl eines Mönchleins, dem das Gelübde versagt, Schönheit schön zu finden. Ja, dieses Gefühl bereitete ihm noch größere Bitterniß, als in solchem Falle dem Mönchlein, da er selbst gar kein Gelübde abgelegt hatte, sondern durch seines Herrn und der Prinzessin Gelübde ihm alle Hoffnung benommen war. Und, je höher er stieg, je weiter er sich vom Bieler See entfernte, desto weniger war er in der Lage, das erprobte Mittel des heiligen Augustinus anzuwenden, der nach der Legende jedesmal im nächsten Wasser untertauchte, wenn ihm ein Jungfräulein oder Weiblein begegnete und seine Gedanken von der himmlischen Krone abzog. Die Wässerlein, an denen Kuri bergauf vorüberkam, waren nämlich zwar einerseits fast so seicht, wie der Staatsschatz Seiner kaiserlich königlich römisch-apostolischen Majestät zu Wien, so daß ein erwachsener Mann nicht bis zu den Knien darin hätte waten können — aber andererseits so reißend, daß auch der heilige Augustinus nur ein einziges Mal hineinzuspringen gebraucht hätte, weil er unfehlbar sofort in die Ewigkeit befördert worden wäre.

Es gab aber andere Mittel der Ernüchterung genug für Kuri. Marguerite war eine Andere als Abends zuvor. Kühl, vornehm, unnahbar fand sie Kuri heute, als gefalle ihr, im Gegensatz zu ihrer falschen gestrigen Rolle als Nichte der Frau Pfarrerin, nun die Prinzessin recht fühlbar auszuspielen.

Jede Frühlingsblume, die Kuri ihr brach, jede Dienstleistung, die er aufmerksam darbot, wurde mit kaum merklichem Lächeln und geringem Neigen des Kopfes entgegengenommen; die Blume wohl gar weggeworfen. Dabei schien das forschende Auge des Pfarrers in stillem Einverständniß mit dem Thun der Prinzessin. Das Lächeln verließ seine Mundwinkel auf dem ganzen Wege nicht. Kuri fröstelte, ohne irgend weiterer Erfrischung in den Jurawassern zu bedürfen. Er fand Marguerite auch bei Weitem nicht mehr so schön, als im trügerischen Schein des Lampenlichtes. Sie war so bleich wie die echte Mondscheinprinzessin des Märchens — ja, sichtbarlich ohne warmes Gefühl, sagte sich Kuri.

Nach wenigen Stunden der Reise schon ritt Kuri vorauf, überdrüssig der übersinnlichen Gespräche, welche der Pfarrer mit seiner Pflegebefohlenen führte. Das Letzte, was Kuri aus seinem Munde vernahm, war die Gegenrede auf einen entzückten Ruf Marguerite's: daß der von der Frühsonne bestrahlte ferne Alpenkranz um so höher über die Niederung emporwachse, je höher man steige. Da hatte Helveticus lächelnd erwidert: „Man muß schon hoch gestiegen sein, um wahre Größe zu erkennen.“

Das war ganz in seiner Art gesprochen, leicht und tief zugleich, ohne Zwang. Aber Kuri wollte sich ihm und ihr nicht abermals gefangen geben, ganz frei über sich selbst bestimmen. So ritt er voraus, weiter und weiter, unter dem Vorwande, in Sonzeboz das Frühstück zu bestellen. Man ließ ihn reiten.

Zum ersten Male trat Vroni's Bild wieder glückverheißend vor sein Auge. Im Geiste verglich er das ihrige mit dem der Prinzessin. Namhafte Vorzüge, welche er bis zur Stunde kaum beachtet, durfte die Jugendgenossin beanspruchen: die kräftige Farbe und Gestalt gesunden ländlichen Lebens, warme, rückhaltlose Empfindung, vollkommene Eintracht mit seinen

eigenen Erinnerungen, Hoffnungen, Zukunftsgedanken. Kein weiblich Wesen ließ sein Herz so laut und heftig schlagen wie sie. Und schön war Vroni doch auch, das mußte ihr der Neid lassen. Nur die Erinnerung an das versteckte Lächeln des Pfarrers, als Kuri auf dessen Frage nach dem Verhältniß zu Vroni erwidert hatte: „Wir stehen wie Schwester und Bruder", hielt den Lieutenant Herzog Bernhard's noch zurück, während der Anwesenheit des Pfarrers in Beuggen ihm den Triumph zu gönnen, daß sein Lächeln Recht behalte, daß Helveticus ihm etwa vor Zeugen sagen könne: „Sehet Ihr wohl, Herr Rüdinger, ich, der Herzenskündiger von Twann, durchdrang mit meinem Adlerauge die Sprühnebel Eurer Tiefe und gratulire nunmehro zu Eurer Verlobung."

Auch wollte Kuri, ehe er das entscheidende Wort sprach, Vroni wenigstens einige Tage lang für mehrere Stunden allein sprechen, beobachten, erforschen, wie dies in früherer Zeit ohne so große Absicht ihm stets geboten war. Aber grade das war ihm versagt worden. Kaum zurück nach Beuggen von der langen Jurareise, hatte er, auf Oberst Kalenbach's Befehl, den Ritt nach Laufenburg gethan. Am Frühmorgen des nächsten Tages war Vroni mit Marguerite gen Genf gezogen. Seit ihrer Rückkehr von dort hatte er sie kaum zweimal flüchtig gesehen. So war das Verlangen, sie einmal allein zu sprechen, zu gährender Ungeduld gewachsen, als er am Tage des Einzugs seines Herzogs in Rheinfelden, nachdem er den vom Bacchus überwältigten tapferen Oberst Kalenbach glücklich zu Bett gebracht, gegen Sonnenuntergang durch das mittlere Thor über den Kapuzinerberg schritt, um seine in Asche gesunkene Mühle noch einmal zu schauen, ehe ihn, vielleicht morgen schon, des Herzogs Befehl zu weiteren Kriegsthaten rheinabwärts schickte.

Auch Kuri blickte von der Höhe der Schanzen Weimar's heute mit anderen Gefühlen auf das Werk der Zerstörung seiner vormaligen kroatischen Mitkämpfer als vor drei Wochen.

Auch er besaß jetzt, Dank der Freigebigkeit Rohan's und Herzog Bernhard's, die Mittel, die Trümmerstätte in ein schönes Heimwesen zu verwandeln. Damals hatte er um die entschwundene Vroni getrauert. Er hatte sie unversehrt wiedergefunden; dieselbe starke Hand hatte sie und ihn an sich gekettet. Und er wußte besser als Alle, daß des Herzogs Auge, so lange es über dem Oberrhein leuchtete, hier Frieden und Wohlfahrt werde gedeihen lassen. Wie nahe lag dies ersehnte Ziel nach des Herzogs Verheißung nun vor Kuri! Vielleicht nur noch ein blutiges Jahr trennte ihn von dem seligen Frieden, den er zum ersten Male in den steilen Klüften des Jura geschaut. Damals so neu, so ungewohnt, für sein Heimathland kaum geträumt — nun in nahen Bereich schöner Hoffnung gerückt. Und trotz allen Mißtrauens und Unbehagens gegen den Pfarrer von Twann, trat ihm auch jetzt dessen Wort auf die Lippe: „Durch Liebe zum Frieden!“

Da schaute er in der Tiefe ein flatternd Band, das der Abendwind bewegte. Das Band war schwarz; wem gehörte es? Kuri's Herz klopfte und wenige Minuten später stand er vor der Trägerin des Bandes, vor Vroni.

In den beiden jungen Leuten schoß hohe Röthe auf, als sie so plötzlich einander gewahrten. Jedes der Beiden ersah die Röthe des Anderen und zog daraus den zutreffenden Schluß, daß dessen Gedanken bei dem Erröthenden verweilt hatten.

Kuri überwand die Befangenheit zuerst. „Vroni, Du hier?“ sagte er freudig. „Die alte Heimath zieht uns gleich mächtig an.“

Er setzte sich neben sie auf ein größeres Stück Mauer, das die Wuth der Flamme hierher geschleudert hatte, und faßte Vroni's Hand.

„Unsere Heimath liegt in Trümmern“, sagte Vroni traurig.

„Gleichwohl ist sie uns theuer, Vroni, gelt? Keinem von uns ist dies Stück Erde feil, nicht um Alles. Hier waren

wir Kinder. Hier wollen wir zu Jahren kommen, wir Beide, Vroni — aber in einem Heimwesen, das wir gemeinsam erstellen und ausstatten. Vroni, willst Du?"

„Kuri — was sprichst Du?" rief sie, feuchtschimmernden Auges.

„Du verstehst mich schon, Vroni! Wir sind die Kinder nicht mehr, die wir waren; nicht mehr Bruder und Schwester; aber wir gehören uns fürs Leben — ich bin Dein für immer, Vroni, Du die Meine, gelt?" Er umfaßte sie, und ein heißer Kuß ward gewechselt — der erste, seit sie die Kinderschuhe ausgetreten.

Die Sonne war gesunken. Aber die letzten Kinder von Höflingen fröstelte nicht. Sie hielten sich stillglücklich, schweigend umschlungen.

Das schmetternde Abendlied einer Amsel riß sie plötzlich aus süßem Selbstvergessen. Sie erhoben sich und schritten Hand in Hand dem oberen Thore zu im nämlichen Augenblick, als Bernhard und Marguerite vom Söller der Rheinfestung niederstiegen.

In Kuri's Ohr summte die lachende Frage des Pfarrers von Twann auf Kuri's Versicherung, er und Vroni stünden wie Bruder und Schwester — „Meinet Ihr?" Aber Kuri zürnte dem Tiefblickenden nicht mehr.

Sechzehntes Capitel.

Ein Jahr war vergangen.

Ein Jahr voll der erstaunlichsten Waffenthaten Bernhard's von Weimar, das ruhmreichste Jahr seines Lebens.

Als Marguerite von Rohan am 26. März 1638 mit Vroni, nun der erklärten Braut des Lieutenants Kuri Rüdinger, unter Obhut des herzoglichen Generalmajors Ludwig von Erlach nach Paris gezogen war, hatte es auch den Herzog nicht länger im lieblichen Rheinfelden gelitten. Er hatte Stadt und Festung unter dem milden Regimente des Obersten Kalenbach zurückgelassen, der am Morgen nach dem Einzuge Bernhard's öfters mit Nachdruck beide Hände an den harten Schädel preßte und möglichst lange im Freien zubrachte, ehe er bei der trefflichen Wittib Ursula Strüblin ein saures Leberlein genoß, das ihm überaus zeitgemäß erschien und ihm in Verbindung mit einem längeren Mittagsschlaf sein berühmtes Wohlsein zurückgab.

Herzog Bernhard hatte vor dem Wegritt von Rheinfelden herzlichen Abschied von Schrütter genommen mit der Bitte, jedes Anliegen der Stadt und ihrer Bürger unmittelbar und rückhaltlos ihm selbst, dem Herzog, vorzutragen oder zu schreiben.

Dann hatte das Schwert Weimar's neuen Siegeslauf begonnen. Denn unerträglich dünkte Bernhard der Gedanke, daß, während die geliebte Braut für ihn in Paris thätig sein werde, er die Hand in den Schooß lege. Das feste Schloß Rötteln im Wiesenthal hatte er schon am 28. März erstürmt; die wegen des Rheinpasses nach dem Elsaß wichtige Stadt Neuenburg am Rhein, unweit Müllheim, am folgenden Tag genommen. Am ersten April war er vor Freiburg im Breisgau erschienen,

am elften schon hielt er seinen Einzug in die Stadt. Die Obersten Rosen und Taupadel unterwarfen die Thäler des Breisgaus und Schwarzwaldes der Gewalt Weimar's, schrieben Kriegssteuern aus; dann rückte Rosen an die Quellen der Donau: Tuttlingen, Bahlingen, Hechingen erobernd, Hohenzollern umschließend. Taupadel aber drang bis zu den Quellen des Neckar vor: Rottweil, Rotenburg und Tübingen besetzend.

Am 12. April empfingen ihn Stuttgarts Bewohner mit lautem Jubel. Tausende wackerer Schwaben eilten zu Bernhard's Fahnen.

So war in wenigen Wochen Alles über Erwarten glücklich vorbereitet, um den Hauptschlag gegen des Kaisers stärkste Veste in Südwestdeutschland, gegen Breisach, zu führen. Seit Mitte April hielt sie Bernhard umschlossen, alle Zufuhr ihr abschneidend. Dann wurde im Laufe vieler Monde eine zweite Festung um die belagerte feste Stadt angelegt. Vier kaiserliche Heere, die nacheinander unter Götz, Savelli, Herzog Karl von Lothringen und Mercy heranzogen, um die nothleidende Stadt von beiden Ufern des Rheins zu entsetzen, mit Mundvorrath zu versehen, wurden von Juni bis October geschlagen. Ein Vorwerk nach dem anderen fiel in Bernhard's Hände. Unbeschreiblich war die Noth des Hungers gewachsen in der unseligen Stadt. Ekelhafte Thiere, Thierleichen, Menschen selbst wurden verzehrt. Der Fluch der Jahrhunderte lastet auf dem herzlosen Fanatiker Reinach, dem Doppelgänger Tilly's in Gestalt und Gemüth, der Breisach vertheidigte, unbekümmert um das grauenvolle Hungersterben der Bürgerschaft, bis seine eigenen Soldaten zu Gerippen abgezehrt waren. Da endlich, am 17. December, unterzeichnete er die Uebergabe der Festung an Bernhard. Zwei Tage darauf zog Bernhard in Breisach ein. Bis auf den letzten Tropfen war der Wein vorher aufgezehrt. Nicht einmal den üblichen Ehrentrunk konnte der Rath der Stadt dem siegreichen Feldherrn bieten. Statt dessen brachte

er Bernhard einen Scheffel Goldmünzen dar, die das Bild des Herzogs als Herrn von Breisach zeigten, auf der Rückseite die bewältigte Veste.

Liebevoll sorgte Bernhard hier, wie bei seinem Einzug in Rheinfelden, für die Bedürfnisse der abziehenden Besatzung, der ausgehungerten Bürgerschaft. Kein Opfer war ihm zu schwer. Die Herzen flogen ihm stürmisch entgegen. Jeder ahnte, daß kein blutiger Gewaltherrscher, vielmehr ein liebevoller Landesvater mit ihm erschienen sei. Und als am zweiten Weihnachtsfeiertage des Jahres 1638 im Dom zu Breisach Bernhard in feierlichem Dankfest Gott huldigte für die überreiche Gnade, da vereinte sich alles Volk mit ihm zu heißem Dankgebet für den schwer-errungenen Frieden unter Bernhard's reinem, schirmendem Schild.

Rheinfelden, das Frickthal und der Oberrhein fühlten sich nun schon fast ein Jahr lang frei und glücklich unter diesem starken Herrn. Die Ernte ward zum ersten Mal seit vielen Jahren wieder friedlich heimgebracht. Die Ställe standen voll Viehhäupter, die Niemand wegtrieb. Pfarrer Schrütter hatte trefflichen Adelberger gekeltert. In Magden, Maisprach und Zeiningen hing zum ersten Mal wieder seit Menschengedenken der grüne Rebkranz aus den Häusern, die Nachbarn zum Mit-genuß des gefährlichen Sausers ladend. Ein seliges Gefühl der Sicherheit war nach zwanzig Jahren des Krieges über die verzweifelnde Bevölkerung gekommen. In Rheinfelden nahm der Herzog seinen Sitz so oft, so lang er konnte.

Wundersame Mär betreffs seines Kriegsobersten Kalenbach drang hier an sein Ohr. Untadelig, ja viel belobt war dessen Verhalten gegenüber der Bürgerschaft, wie für seines Herzogs Interesse. Aber das Gerücht wagte bestimmt zu behaupten, daß der trotzige Junggeselle, der sein Leben lang nur das Schwert seine Braut genannt und den Wein seine Liebe, von den sanften Fesseln der Wittib Ursula Strüblin umgarnt sei und in ihre weiche Hand für künftige Friedenstage sogar etwas

derart wie ein Eheversprechen abgelegt habe. Das unternehmende Weiblein hatte draußen vor der Stadt, wo der Weg nach Möhlin zur Linken und nach dem verschollenen Orte Höflingen zur Rechten sich gabelte, eine vielbesuchte Trankstätte angelegt, die der Volksmund „Zum letzten Batzen“ nannte, weil dicht daneben eine Wegezoll-Hebestätte sich aufthat, welche dem Wanderer die Kupfermünze abnahm. Den letzten Batzen hob man sich für den Schoppen bei Wittwe Strüblin auf. In diesem ländlichen Wirthshaus*) das von Garten und Wald begrenzt war, saß allabendlich der gestrenge Oberst Kalenbach, nachdem er und die rheinfelder Bürgerschaft sich tagsüber das Regieren und Regiertwerden nicht allzu schwer gemacht, als angesehener Stammgast. Das von dem Herrn Obersten mehr und mehr gemiedene Herrenstübli der „Sonne“ rächte sich durch das Witzwort, daß Frau Ursula Strübli die „Sonne“ des Herrn Obersten und bei ihm die „angesehenste“ Wirthin sei. Solche Scherze gediehen zu allen Zeiten üppig im Herrenstübli und drangen bis zum Ohr des Herzogs, behaglich von ihm belacht. Er nahm den Oberst ins Gebet und versprach dem Erschrockenen, selbst den Brautführer zu machen.

Das Versprechen wurde durch Frau Strüblin's liebevolle Nachbarinnen eilig herumgetragen und bildete neuen Kitt für das Bündniß der Herzen der Bürgerschaft mit Bernhard. Die Beichtkinder Pater Molitor's hatten längst allen Einfluß, ja, fast allen Glauben an die finsteren Worte des fernen Beichtvaters verloren. Der lutherische Herzog hatte noch niemals die Glaubensübung des katholischen Volkes gestört. Niemand von den Siegern hatte je den tapfern Schrütter gefragt, was er predigen werde, gepredigt habe. Weit unabhängiger fühlte sich dessen freier Geist unter Herzog Bernhard's Regiment als unter dem Spürauge der Jesuiten, die vordem, mit Empfehlungen hoher kaiser-

*) Heute Gasthof „Dreikönig.“

licher Beamten und Kirchenfürsten versehen, voll sichtlicher Bedenken sich unter Schrütter's Kanzel gesetzt und bedeutsam angeschaut, dann dieselbe Kanzel zur Abhaltung der Fastenpredigten für sich begehrt hatten. Nun saß Herzog Bernhard häufig zu Füßen dieser Kanzel und lauschte andachtsvoll und erbaut dem mächtigen Wort des milden, gedankenreichen Katholiken. Und Schrütter's Herz wurde weit, sein Glaube an eine durch Bernhard verbürgte bessere Zukunft verstärkte sich, wenn ihm der Herzog nach der Predigt kräftig die Hand drückte und freudig bewegt aussprach, wie noch heute die Bekenntnisse ungetrennt sich einten in den Grundwahrheiten des Christenthums.

Ja — was Bernhard für sich selbst begehrte, hatte das Jahr 1638 ihm gebracht. Das Land des Oberrheins, vom Hohentwiel bis gegen Straßburg, die Veste Breisach, das Elsaß war sein eigen; die Herzen des Volkes huldigten ihm freudig. Ueberall schaltete er als Landesherr in geordneter Verwaltung. Jeder Landstrich, jeder Ort, der ihm eigen ward, spürte die ungewohnte Segnung des Friedens.

Ungeheuer war der Eindruck dieser Kriegsthaten, dieses ruhig-sicheren, staatengründenden Friedenswerkes in ganz Deutschland. Die Länder des protestantischen Bekenntnisses blickten jubelnd und mit neuer Zuversicht für ihre Sache auf den jungen Helden. Selbst die stolze Tochter Gustav Adolf's, die Königin Christine von Schweden, deren Canzler Oxenstjerna der kühnen Selbstständigkeit Weimar's mit neidischem Mißtrauen zusah, schrieb ihm nach Einnahme Breisachs begeisterten Glückwunsch. Tiefgebeugt war durch den Verlust seiner stärksten Festung, die Niederlage aller seiner Heere Kaiser Ferdinand. Durch den schlauen Savelli ließ er Bernhard Huld und Verzeihung, die Gewähr des Besitzes der eroberten Lande, die höchsten Stellungen im kaiserlichen Heere bieten, wenn Bernhard der Sache seiner Glaubensgenossen entsage. Der Herzog

würdigte den wortbrüchigen Flüchtling von Laufenburg nicht einmal einer Antwort.

Da brach Bernhard, Allen unvermuthet im tiefen Winter, Januar 1639, plötzlich zur Eroberung von Hochburgund, der spanischen Franche-Comté auf. Nach furchtbarem, blutigem Ringen gegen den heldenmüthigen Widerstand der von Glaubenshaß glühenden Bevölkerung und der felderprobten Besatzungen lag in anderthalb Monaten die reiche Grafschaft in Bernhard's Hand. Von der Festung Landskrona hinter Basel bis zum mächtigen Felsenschlosse Joux, das an der Hauptstraße der Freigrafschaft nach der Schweiz aufragt, wehten Weimar's Fahnen von den festen Plätzen des Doubs, auch von dem wichtigen Pontarlier. Ungeheure Vorräthe aller Art, gewaltige Beute an Geschütz, Geld, Kriegsbedarf gab dieser kurze Feldzug an Bernhard.

Dennoch erregte er die Verwunderung der meisten Zeitgenossen. Welche Pläne mochte Bernhard verfolgen durch Eroberung der Freigrafschaft, die seinen ohnehin langgestreckten Besitz noch um einen langen dünnen Streifen nach Westen verlängerte, ihn zwang, im steten Kampf mit einem muthigen, haßerfüllten Bergvolk seine Truppen zu zersplittern?

Die Unterredung Bernhard's mit dem Herzog Rohan im Schlosse Beuggen am Abend vor Rohan's Tod hat uns schon die Antwort auf diese Fragen gegeben.

Bernhard trachtete durch den Besitz von Hochburgund Frankreich eine Gegenleistung für das von Richelieu heiß begehrte Breisach zu gewinnen. Zugleich aber auch, wenn Richelieu auf den Handel einzugehen verschmähte, die wichtige Bundesgenossenschaft der Schweiz, die Bernhard durch diese Eroberung ganz von Frankreich abgedrängt, sich zuzuführen.

Das Verhältniß Bernhard's zu Frankreich war durch die Einnahme Breisachs, wie Rohan's klarer Geist vorausgesehen, ernst und bedrohlich geworden.

Günstigen Bericht hatte Erlach im August 1638 noch von seiner Sendung aus Paris gebracht.

Der derbe Schweizer, der sich vortrefflich darauf verstand, schlichter und offener zu scheinen, als er in Wirklichkeit war, hatte beim König in St. Germain, bei Richelieu und dem Pater Josef herzliche Aufnahme gefunden. Der scheinbaren Einfalt Erlach's offenbarte der überlegene Cardinal ohne Rückhalt die Absicht, Breisach ausschließlich durch ein französisches Heer belagern und wegnehmen zu lassen. Dieser Absicht gegenüber mahnten die Versicherungen des Ministers Bullion an Erlach: „man werde Bernhard das Elsaß einräumen; man begehre nicht, ihm Breisach aus den Händen zu reißen; kein Friede werde hinter seinem Rücken mit Bernhard's Feinden von Frankreich geschlossen werden", zu großer Vorsicht. Erlach erlaubte sich sogar, im Stillen darüber zu lachen. Und Bernhard, dem Erlach getreulich jedes dieser Worte berichtete, hatte seine Anstrengungen verdoppelt, Breisach selbst mit vorwiegend deutschen Truppen zu erobern.

So lauteten die Berichte Erlach's in den ersten Monaten seiner pariser Gesandtschaft. Ja, sein gepreßtes Herz hatte sogar über den schnöden Versuch des Ministers des Noyers zu klagen, ihm, dem freien Schweizer, dem Herrn von Castelen, eine französische Bestechungssumme in Gestalt einer Jahresrente aufzudringen. „Der Herzog möge daraus erkennen, wie man seinen Dienern das Maul stopfen wolle", schrieb Erlach. Er habe indessen den Versucher kurz abgewiesen mit der Rede: „daß er Solches um den König nicht meritiret habe."

Diese treue Hingebung des Schweizers in der käuflichen Zeit hatte Bernhard über alle Hiobsposten getröstet, die Erlach Anfangs zu melden hatte.

Mit einem Male aber hatte sich der Wind in Paris gedreht. Erlach vermochte nicht zu sagen, aus welcher Ursache. Unzweifelhaft aber blies der neue Wind in Bernhard's Segel

und führte sein glückhaft Schiff dem heißersehnten Port entgegen. Richelieu allein verharrte unter den französischen Staatsmännern in der alten kühlen Zurückhaltung gegenüber dem berner Fürsprech für Bernhard's Rechte und Interessen. Ja, es kam Erlach vor, als ob auch der Uebermächtige im Cardinalpurpur mißgünstig den neuen Wind verspüre; daß der Allwissende gleich Erlach sich den Kopf zerbreche, von wannen er wehe.

Bernhard aber ahnte die Wahrheit. Marguerite hatte ihre Arbeit begonnen; so verschwiegen und behutsam, daß weder sein Vertrauter Erlach, noch der Allwissende an der Seine ihren Antheil an der neuen Windströmung vermuthete. Nicht eine einzige Zeile schrieb sie an Bernhard, als sei Alles zu Ende und abgethan zwischen ihnen.

Erlach war ungemein erstaunt und neugierig, als die allmächtige Eminenz Ende Juli seufzend und gesenkten Hauptes den Ausspruch that: „Der Herr Generalmajor Seiner fürstlichen Gnaden, des Herzogs Bernhard von Weimar, werde die entscheidende Antwort auf des Herzogs Anträge und Sollicitationen bei Richelieu's liebem Freund und Bruder, dem Père Josef, erfahren.

Das Gerücht ging, daß der Cardinal schon oftmals Antworten und Entscheidungen, die selbst seinem starken Herzmuskel zu schwer wurden, dem merkwürdigen Pater mit dem grauen Gesicht, dem ewig grauen Gewand und den stechend schwarzen Augen zugeschoben habe, ihm, dem Einzigen in ganz Frankreich, ja, auf dem ganzen Erdenrund, der sich rühmen durfte, den Willen des eisernen Cardinals zu lenken. Weiter meldete die Sage, daß Mancher schon aus dem schwarzen Augenblitz des grauen Paters tödtlichen Schreck davongetragen, durch sein Wort zermalmt von dannen geschlichen sei.

Aber nun ließ der Seufzer, den Richelieu ausstieß, Erlach ganz anderen Ausgang erwarten. Der Berner hatte in den feinen Schlichen und Tücken und dem fast venetianischen

Mißtrauen des Geschlechterregimentes seiner Vaterstadt so tiefe Studien gemacht, daß er sich wohl getraute, diesen Seufzer zu deuten. Er sagte ihm: „Der graue Pater ist zur Zeit der Richelieu, für den mich die Welt hält. Er spricht Bernhard das Urtheil, nicht ich. Vernimm es dort!“

Und Erlach hatte zu Füßen des Unheimlichen gesessen, dessen rastloser Geist und fressender Ehrgeiz die letzte Kraft des siechen, leichenfahlen Körpers vorzeitig aufzehrte, und der Gefürchtete hatte mit weicher, von innerer Bewegung häufig bebender Stimme einen Heldengesang in Prosa angestimmt auf Bernhard's Thaten und Fürstentugenden, der Erlach völlig kalt ließ, weil er meinte, nun werde der übliche französische Nachsatz kommen: „Solchem Manne muß Lorbeer und Ehre genug sein, die Eroberungen seines Schwertes begehrt Frankreich.“ Aber es kam nichts derart. Vielmehr wurde die milde Stimme noch weicher und leiser, als der graue Pater schloß: „Bernhard soll den Preis seiner Siege haben: den Oberrhein, das Elsaß, den Breisgau, selbst Breisach. Frankreichs Wort und Ehre ist dafür verpfändet. Aber er mag seinem besten Freund in Frankreich den Liebesdienst erweisen, mit der Belehnung des Elsaß sich zu gedulden, bis der Purpur des Cardinals meine Schultern umfließt. Rom mißtraut dem Ketzer, fürchtet, er werde den alten Glauben in Hagenau und anderen katholischen Orten vergewaltigen. Laßt ihn das Gegentheil beweisen, dann ist der Purpur mein. Dann soll er Alles haben, was er fordert. Das ist der Wille des Königs.“

Diesen großen Erfolg seiner Sendung hatte Erlach im August Bernhard vor Breisach gebracht. Von Marguerite nur Grüße.

In höflicher Dankbarkeit gegen den französischen Monarchen und den seltsamen grauen Pater, welche die hoffnungsreichsten jugendlichen französischen Heerführer, den Grafen Guébriant und Türenne, den späteren Schlachtenmeister Lud-

wig's XIV., unter Bernhard's Oberbefehl vor Breisach mit erlesenen französischen Truppen fechten ließen, hatte Bernhard wie nach der rheinfelder Schlacht vom 3. März auch die Trophäen und Fahnen aus allen Schlachten, die er vor Breisach schlug, nach Paris geschickt.

Aber keineswegs die Fahnen und Trophäen, die er in Breisach selbst erbeutete. Als Herzog Bernhard von Weimar, nicht als Bundesgenosse oder gar als Heerführer Frankreichs hatte er die Urkunde der Uebergabe Breisachs unterzeichnet, die Stadt in Besitz genommen. Als Landesherr hatte er den Eid gefordert und erhalten. Deutsche allein hielten die Stadt. Erlach ward dort Bernhard's Statthalter.

In Richelieu's Herzen schoß wilde Gährung auf bei dieser Nachricht.

Der seltsame Mann, der bis dahin allein Richelieu bezwungen, weilte nicht mehr unter den Lebenden, als Bernhard in Breisach einzog. Pater Josef hatte den Traum seines Lebens am Rande des Grabes verwirklicht gesehen. Der Cardinalspurpur schmückte seine Schultern, aber auch als Cardinal nannte ihn der Pariser beharrlich nur die „graue Eminenz“. Grade als Josef das Haupt zum Sterben neigte, traf Bernhard's Nachricht in Paris ein, daß Breisach sich ergeben wolle.

„Muth, mein Bruder, Muth“, rief Richelieu, „Breisach ist unser!“

Da hob sich Pater Josef mit letzter Kraft vom Lager. Noch einmal leuchtete in geisterhaft dunkler Gluth sein Auge. Noch einmal faßte seine Rechte die Hand, die Allen gebot, außer ihm selbst. „Nicht unser ist Breisach“ — röchelte seine Stimme. „Bernhard's — Bernhard's, Armand du Plessis, hörst Du? Versprich es mir!“

Richelieu versprach es dem Sterbenden, und der Cardinal Josef entschlief in Frieden.

Aber das Versprechen hielt Richelieu mit nichten. War es doch nur dem Todten gegeben. Niemandem sonst. Wehe den Augen- und Ohrenzeugen, die ihn daran erinnert hätten! Sie thaten es nicht.

Der tapfere Graf von Guébriant, ein ritterlicher Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, der bewundernd in Bernhard den größten Feldherrn der Zeit ehrte, nachdem er seit Jahren, insbesondere vor Breisach, unter Weimar's Befehl gefochten, erhielt von Richelieu den peinlichen Auftrag, dem geliebten Feldherrn mit Versuchung und Drohung zu nahen, um ihn zu bewegen, Breisach an Frankreich zu geben.

Zuvor hatte Bernhard schon zweimal den unbedeutenden königlichen Kammerherrn de Lisle mit leeren Redensarten abgespeist und heimgesandt.

Als aber Guébriant sich, statt wie bisher nur als treuer Kampfgenosse, nun als Gesandter seines Königs und des Cardinals bei Bernhard vorstellte, da stand — das fühlte Bernhard wohl — die letzte Entscheidung vor der Thür. Dem liebwerthen Kameraden konnte der Herzog nicht durch gewundene Rede und süße Ergebenheitsbetheuerung ausweichen, wie dem nichtigen Hofmann. Jetzt mußte auf beiden Seiten Farbe bekannt werden. „Ja, Richelieu versteht seine Leute zu wählen“, sagte sich Bernhard, als er Guébriant vorließ.

„Warum übernahmt Ihr diese Sendung?“ rief Bernhard vorwurfsvoll dem Eintretenden zu.

„Ich bin Franzose, fürstliche Gnaden!“

„Gut, daß Ihr mich daran erinnert, Graf Guébriant! Ich meinte, ich müßte, wie wir sagen, deutsch reden mit dem braven Kameraden. Nun, da Ihr als Franzose kommt, genügt ja eine Antwort in französischer Manier.“

Guébriant biß sich auf die Lippen. „Sie haben Recht, Gnaden“, sprach er schnell gefaßt, lächelnd. „Französisch ist die Sprache der Klarheit. Das wird uns fördern.“

„Ich nehme Euch beim Wort“, lächelte auch Bernhard. „Also klar und offen: was begehrt Euer Meister?“

Bernhard sagte nicht König. Guébriant fühlte den Stich und antwortete deshalb mit Betonung: „Meines Königs Majestät begehrt wenig, fast nichts. Nur das Eine: daß Sie Breisach nebst den übrigen Eroberungen unter derselben Bedingung bewachen, unter welcher Sie den Feldherrnstab tragen, unter Seiner Hoheit. Das heißt, meint mein König, Ihnen den Leib geben und für sich selbst den Schatten behalten.“

„Was heißt das?“ fuhr Bernhard zornglühend heraus. „Mir den Schatten zuwerfen, heißt es. So Schlimmes mir zumuthen, als wenn Ihr von Mann oder Weib die Ehre fordert. Ich bin nicht der Sclave Eures Königs. Ich kämpfe für die Freiheit meines Glaubens und Vaterlandes. Ich bin durch Vertrag mit Eurer Krone und mein Schwert Herr und Fürst des Oberrheins, des Elsasses, Breisachs, Hochburgunds. Nimmermehr wird Bernhard von Weimar sich dem Vorwurf aussetzen, das deutsche Reich zuerst zerstückelt zu haben!“

„Wer redet von Zerstückeln?“ warf Guébriant leicht hin. „Elsaß und Breisach waren vorgeschobene Posten, kaum haltbare Erbstücke des Hauses Oesterreich. Das große deutsche Reich kann ohne sie bestehen, mächtig sein. Bernhard von Weimar würde auch ohne sie der mächtigste Kaiser Deutschlands werden seit den Hohenstaufen, wenn Frankreich sich für seine Wahl bemühte.“

„Es mag sich die Mühe nicht geben“, erwiderte Bernhard schneidend. „Wenn ich die Krone Deutschlands begehrte — ich sage wenn, Herr Graf —, so müßte Deutschland mich zu seinem Kaiser küren, nicht Frankreich. Sonst wäre ich kein deutscher Kaiser. Das ist Euch gewiß klar genug gesprochen?“

„Was die Absicht anlangt, wohl“, sprach Guébriant mit feinem Lächeln; „aber ohne alle Andeutung der Mittel.

Frankreich bot sie bisher Eurer fürstlichen Gnaden. Wer sollte künftig —?“

Bernhard bezwang nur mit Widerstreben die bereite Antwort auf die lauernde Frage. Er fühlte, er habe schon lange genug „ganz deutsch“ gesprochen.

„Das wird meine Sorge sein“, sagte er kurz. „Es mag Eurem König und seinem Cardinal genügen, daß ich meine Eroberungen nur so weit zu behalten gedenke, als sie zum Reich gehören. Von der Freigrafschaft bedarf ich nur der festen Plätze. Das ganze übrige reiche Land der Franche-Comté bin ich erbötig, gegen Erstattung der Eroberungskosten an Frankreich abzutreten. Meldet das Eurem Meister, Graf! Wir Beide haben uns ausgesprochen.“

Er winkte zum Abschied. Guébriant zögerte, sich zu entfernen.

„Ein Wort noch, Durchlaucht“, bat er. „Der Cardinal wählte in dem graden Soldaten ein übel Werkzeug für seine Sendung und mochte den Ausgang unserer Zwiesprache im Voraus ahnen. Denn er gebot mir, wenn Sie seine Bedingungen ablehnen würden, Sie nach Paris zu leichter Verständigung zu laden. Der Palast Bourbon ist für Sie geschmückt. Der Palast Blainville soll Ihr Gefolge aufnehmen. Ballets, Feuerwerke, Schauspiele, wie nur Paris sie bietet, harren mit ihren berauschenden Ergötzlichkeiten Eurer fürstlichen Gnaden.“

„Ein Stück Schwarzbrot und Kanonendonner sind mir lieber, Graf! Ich danke Seiner Eminenz für die gütige Einladung. Ich werde ihr nicht folgen.“

„Guébriant verrieth unwilliges Erstaunen.

„Nein, Graf — ich bleibe hier. Der Feldherr trennt sich nicht von seinen Eroberungen, zumal, wenn er gewahrt, wie auffallend nahe an Breisach Ihr Eure Truppen um Kolmar geschaart habt, Graf!“

Guébriant erbleichte.

„Ich denke, wir sagten uns nun Alles“, lächelte Bernhard.

Guébriant ging, mit tiefer Verbeugung, aber die Lippen fest aneinander pressend.

Bernhard ließ den treuen, gewandten Erlach rufen und gab ihm Kenntniß von der soeben beendeten Unterredung.

Erlach schien ernstlich bekümmert. „Auf wessen Hülfe rechnet Eure fürstliche Gnaden hinfort, wenn Frankreich versagt?“ fragte der kühle Rechner.

„Euch will ich's sagen, Erlach!“ rief Bernhard zuversichtlich. „Der Kaiser und Spanien werben bei mir um den Frieden. Bern zeigt mir die Ankunft eines Unterhändlers an, ein ewig Bündniß mit der Schweiz zu schließen. Schweden vereinigt sich mit mir in alter Waffenbrüderschaft, meine Eroberungen mir zu schützen gegen Jeden. England bietet mir dieselben Hülfsmittel wie Frankreich, wenn ich von Richelieu lasse. Die edle Wittwe Wilhelm's von Hessen-Kassel führt mir die Heerkraft der deutschen Glaubensverwandten zu. Selbst mein grimmigster Feind, Karl von Lothringen, bietet mir Bündniß zum Schutze Elsaß-Lothringens gegen Richelieu.“

„Genug, übergenug, mit Frankreich abzuthun!“ rief Erlach erstaunt. „Aber dennoch rathe ich, Richelieu vertraute Botschaft zu senden.“

„Gewiß“, lachte Bernhard. „Deshalb rief ich Euch, Mannhafter! Ihr ziehet mit dem Hauptmann Kuri Rüdinger morgen gen Paris!“

So war ein Jahr vergangen, seit Bernhard von Marguerite Abschied genommen.

Siebzehntes Capitel.

Margarethe von Rohan blickte gleichfalls auf ein Jahr erfolgreichster Arbeit, glänzender, aber unblutiger Siege zurück.

Sie lebte seit ihrem Wiedereintreffen in Paris zu Anfang April 1638 scheinbar zurückgezogener als je zuvor. Die tiefe Trauer um den edlen Vater, die Pflege der kränkelnden Mutter ließ diese Weltflucht durchaus natürlich erscheinen. Paris vernahm mit Neugier noch einen dritten Grund dieses einsamweltscheuen Lebens der Prinzessin. Freunde ihres Hauses, welche die unverbrüchliche Verschwiegenheit der Geheimnisse des Palais Rohan nicht so weit trieben, alles das geheim zu halten, was Paris interessirte, ließen unter einem winzigen Zipfel des gelüfteten Schleiers das ihnen von Marguerite bei Eiden in treue Obhut vertraute Geheimniß entschlüpfen, daß die Prinzessin mit wenig Hoffnung für künftiges gutes Einvernehmen von Bernhard geschieden sei. Alles habe sich Anfangs aufs Beste angelassen. Aber eine Unterredung, die sie kurz vor der Trennung mit dem Herzog gehabt, habe Klüfte der Meinungen und Sentiments aufgedeckt, über welche auf diesem Stern wohl kaum eine Brücke führen werde.

Die zahlreichen Nebenbuhlerinnen der Prinzessin um Weimar's Gunst vernahmen diese Kunde mit behaglicher Schadenfreude und neuer Hoffnung. Ueber die Klüfte der anspruchsvollen Kleinen lächelten sie. Denn ihre Baukunst verstand von Herz zu Herz stets Brücken zu schlagen, wenn das Ziel der Mühe lohnte.

Der argwöhnische Cardinal dagegen vernahm in seinem Landsitz in Rueil an der Seine die Nachricht von der Rückkehr

der Prinzessin und ihrer Zurückgezogenheit mit Unbehagen und Zweifel. Die Kunde von der Lösung ihrer Liebe zu Weimar war er geneigt für ein von ihr gezüchtetes Entlein zu halten. Er ließ sie und ihr Haus scharf beobachten. Jeder Brief, der von dort ausging, sollte ihm gebracht werden. Aber seine Späher hatten nur von Seufzern und Gebeten der Prinzessin zu melden. Briefe versendete das Haus Rohan gar nicht. Da zog der Cardinal gelangweilt seine Späher ein und sagte gähnend zum Pater Josef: „Alles überlebt sich. Das Haus Rohan selbst ist zu einem Gänsestall geworden und hat die angenehme Aufregung, die es ehedem verbreitete, in Genf begraben. Ich begreife, daß unser Freund Weimar sich von diesem Kinde im Flügelkleide zurückzog. Er kannte sie eher und besser als ich."

Pater Josef hatte nicht geantwortet. Er blickte durchs Fenster und schien an seinen künftigen Cardinalshut zu denken. In Wahrheit aber gedachte er der merkwürdigen Fügung, daß der berühmteste Feind Bernhard's von Weimar, der General Johann von Werth, den Weimar sammt den ihm abgenommenen Fahnen so rücksichtslos den Parisern zur Ergötzlichkeit gesandt, desselbigen Morgens beim Pater Josef erschienen war und diesem nebst warmer Fürsprache für Bernhard eine labende Spende der goldenen Eier überbracht hatte, welche der „Gänsestall" des Hauses Rohan beherbergte. Pater Josef fand es nicht angemessen, dem Cardinal von diesem Vorkommniß zu sprechen, jedenfalls nur deshalb nicht, weil er dem Räthsel der Verbindung des wilden Werth mit dem angenehmen Hause Rohan selbst erst nachspüren wollte. Aber sein wachsendes Leiden benahm ihm die Zeit und Lust zu diesen Nachforschungen; um so mehr, als jeder Besuch Werth's bei ihm von einer neuen glänzenden Spende aus dem „Gänsestall" begleitet war. Als er starb, war er Weimar's bester, einflußreichster Freund in Paris, dessen Wort und Beispiel auch nach seinem Tode noch die Minister des Königs Desnoyers und Bullion pietätvoll

beseelte, mehr als die herbe Abneigung gegen Bernhard's Pläne, die Richelieu forderte.

Auch in ihre Hand waren auf unsichtbaren Wegen die goldenen runden Dinger aus dem Hause Rohan gerollt, welche das Wort und Beispiel der höchstseligen „grauen Eminenz“ in Betreff Bernhard's wachhielten. Dem Minister Bullion, der neben seinen ausgezeichneten staatsmännischen Talenten auch den Ruf besaß, ein Borgkünstler ersten Ranges zu sein und die Verdrießlichkeit zu scheuen, welche die Bezahlung fälliger Verbindlichkeiten insgemein erzeugt, übergab der wunderhübsche Lieutenant des Generals Johann von Werth, Herr Johann Jakob Grimmelshausen, eines Morgens, mit ergebenem Gruße von der Prinzessin Rohan, ein ansehnliches versiegeltes Packet. Und als der Mächtige es öffnete, geschah ihm Etwas, zu dem er sich kaum mehr fähig hielt: er erröthete bis in die Schläfen. Denn das Packet enthielt die Schuldverschreibungen, die er bei den Lieblingswucherern des Hofadels der Hauptstadt zurückgelassen. Und als der Minister, schnell gefaßt über die ungeahnte Bescheerung, die Blätter durchflog und darin einige der bedeutsamsten, seinem fühlenden Herzen besonders begehrenswerthen vermißte, sagte der reizende deutsche Krieger mit dem Mädchengesicht gelassen:

„Prinzessin meldet, das etwa hier Fehlende sei in den Händen des Herzogs Bernhard von Weimar, der sich Euer Excellenz zu Gnaden empfiehlt.“

„Das etwa Fehlende“ war genug, den Herrn Minister sofort in die Bastille zu schicken, wenn es „dem Herzog Bernhard“ beliebte, und wenn des Königs Majestät nicht ein Machtwort sprach. War auf dieses zu hoffen? Kaum.

Denn auch bei Hofe war seit Marguerite's Rückkehr nach Paris ein wunderbarer Umschwung der Meinungen der allerhöchsten Kreise in Betreff der Pläne Bernhard's von Weimar

vor sich gegangen. Niemand wußte zu sagen, woher dieser Umschwung kam.

Stadtbekannt war, daß „tout Paris“, das weiblich declinirt wurde, seit dem ersten Auftauchen des Generals von Werth und seines Adjutanten, des Lieutenants Grimmelshausen, in Paris, den wilden Reitergeneral und seinen schönen Begleiter in tausend feine Netze zu ziehen suchte. Aber eben so bekannt war, daß der grimmige Raufdegen mit hohnvollem Lachen, sein Adjutant mit blöder Schüchternheit, alle diese Netze durchbrach. Um so mehr Ursach natürlich, daß ihnen nach wie vor dieselbe Anzahl verborgener Fallen gestellt wurde, und daß jede, der sie sich nahten, aus ihrer Annäherung große Hoffnung schöpfte, wenn auch das Gerücht ging, daß der liebreizende, junge Deutsche, „le bel Allemand“, wie Paris ihn nannte, der schönen Kammerzofe der Prinzessin Rohan, die den seltsamen Namen Vroni trug, ungebührlich häufige Besuche abstatte. Eine größere Anzahl besonders beliebter Hoffräulein stimmte nun mit einem Mal zu Ohren des Königs und der Königin das Lob Bernhard's von Weimar an und erklärte einstimmig, daß dieser seltene Held werth sei, von der Krone Frankreich in Dem gestützt zu werden, was er erstrebe: ein festes Reich gegen Oesterreich zu gründen im Elsaß, am Oberrhein, hauptsächlich aber mit der Veste Breisach. Zum Glück für die Schönen fragte sie Niemand, wo diese Dinge lägen.

Dabei blieb es aber nicht einmal. Die Kirchen Frankreichs erflehten seit der Rückkehr Marguerite's nach Paris allsonntäglich die Gnade Gottes zur Erfüllung der heißen Hoffnung des Landes, daß dem erlauchten Königshause endlich ein Thronfolger geboren werde. Seit dreiundzwanzig Jahren war diese Ehe ohne Nachkommen gewesen. Nun durfte das Land hoffen. Ihren ersten Schritt aus dem Hause der Trauer that Marguerite an den Hof zu St. Germain, um dem König für seinen letzten Brief an den Vater zu danken, der Königin Glück zu

wünschen. Anna von Oesterreich empfing die Prinzessin allein. Niemand erfuhr, was sie miteinander sprachen. Aber häufig begehrte die schöne, einsame Königin den Besuch der schönen einsamen Waise.

Richelieu's Verdacht ward sofort wieder rege bei dieser Nachricht. Was hatte die Königin von Frankreich, die Gattin Ludwig's des Dreizehnten, für welchen Richelieu regierte, mit der Tochter des todten Hugenoten, mit der vormaligen Braut Bernhard's von Weimar im Geheimen zu plaudern? Lange, lange zurück in der Vergangenheit lag allerdings die Zeit, in der auch die junge, schöne Königin den stolzen Traum geträumt hatte, in Frankreich einen Willen haben zu dürfen in Staatsgeschäften. Aber mit kaltsinnigem, grausamem Hohn hatte der allmächtige Cardinal dieses Unterfangen gedemüthigt. Hatte die Königin nicht genug für ihr Leben an dieser Demüthigung? Wagte sie etwa, mit der Tochter des Hugenoten Pläne zu schmieden gegen die Staatslenkung und Politik der eisernen Eminenz?

O nein, nichts derart ward Richelieu von seinen Lauschern hinterbracht. Die Prinzessin erzählte immer nur von ihrem ehemaligen Aufenthalt in dem Pfarrhause eines schweizer Ortes Namens Twann und dessen höchst langweiligen Bewohnern; von ihrer Reise an das Sterbebett ihres Vaters, dessen Tod und Begräbnißzug und von ihrem letzten Tag an Bernhard's Seite: Alles ohne jede Anspielung auf Richelieu, ohne jedes politische Interesse. Und die Königin sprach zum hundertsten Male die Ueberzeugung aus, daß sie einem Prinzen das Leben schenken werde und daß dessen Dasein des Königs Majestät mehr als bisher von Jagd und Ballspiel abziehen und inniger als jemals an sie selbst, an Anna von Oesterreich, ketten werde.

Unter allen menschlichen Schwächen verachtete Richelieu die Gefühlsseligkeit am meisten. Menschen solcher Art waren ebenso unbrauchbar für jedes Staatsgeschäft, wie völlig ungefährlich als Gegner. Sowie Seiner Eminenz daher ge-

meldet wurde, daß die Königin und Prinzessin sich ausschließlich an so gefühlvollen Gesprächen erlabten, rief Richelieu mit boshaftem Lachen: „Sapristi, daß sich keiner meiner Myrmidonen mehr untersteht, die hohen Damen zu belauschen! Denn das hieße Jene der unwiderstehlichen Versuchung aussetzen, auf ihrem Beobachtungsposten einzuschlafen!"

Die hohen Damen machten von ihrer sicheren Einsamkeit reichen Gebrauch. Bald war nur Bernhard, sein Staats- und Lebenszweck auf Marguerite's Lippen, wenn sie mit der Königin sprach. Und im Auge der Königin wurde die Parteinahme für Bernhard immer bestimmter und klarer das Stichwort und der Prüfstein für das große Wagniß, dem König wieder die Zügel der Herrschaft in die Hand zu spielen und die Lenkung dann in ehelicher Gemeinschaft mit ihm zu theilen.

Anfangs neigte Ludwig der Dreizehnte sein Ohr widerwillig den verlockenden Worten der Königin, um Bernhards willen sich gegen Richelieu aufzulehnen. Bernhard war allerdings der behendeste Ballspieler und flotteste Jäger, den Ludwig gesehen. Aber daneben besaß er recht verdrießliche Eigenschaften. Er war Ketzer — wie allerdings Ludwig's Vater auch einst gewesen; er brauchte sehr viel französisches Geld — viel mehr, als er wirklich bekam, da immer ein guter Theil in Paris und unterwegs hängen blieb — aber doch viel zu viel von dem schönen Geld, mit dem der König selbst so sparsam umgehen mußte. Und endlich handelten die heftigsten und widerwärtigsten Scenen, welche der Cardinal dem König machte, immer nur von Bernhard, seinem maßlosen Stolz, seiner schwerfälligen deutschen Ungefügigkeit.

Aber mit einem Schlage hatte Anna von Oesterreich ganz das Ohr ihres Gatten für Bernhard gewonnen. Seit jenem 5. September 1638, als sie dem König den Dauphin bescheerte, der schon als Neugeborener wie ein Weltwunder besungen wurde, da er mit Zähnen auf die Welt kam, und der

päter als Ludwig der Vierzehnte die Bewunderung und den Fluch seines Landes und Europas auf seinem Scheitel vereinen sollte. Von diesem fünften September an hing das lenksame, grundgute Herz des Königs widerspruchslos an dem Munde der Gattin, die ihn und Frankreich so glücklich gemacht. — —

Am Mittwoch, dem elften April 1639, saß Cardinal Richelieu in seinem Landhause zu Rueil und blickte vom Lehnstuhl aus mit freudigem Behagen durch die bis zur halben Höhe von grünseidenen Vorhängen gedämpften Scheiben in die reiche Landschaft zu seinen Füßen. Die waldigen Abhänge des Mont Valerien streckten sich bis zu dem inselreichen vielgewundenen Silberband der Seine. Liebliche Landhäuser und Ortschaften ragten aus der baumreichen Ebene jenseits des Stromes. Zur Linken begrenzten die Höhen von St. Germain, von denen das Königsschloß Heinrich's des Vierten schimmerte, den Blick, gradeaus nach Norden die blauen Höhenzüge von Lafrette und Cormeil, zur Rechten nach Osten, über dem See von Montmorency, die steilen Waldgipfel von Enghien und Montmagny.

Aber der Cardinal gönnte sich auch in Rueil nie lange Muße, seiner großen Freude am Naturgenuß nachzuhängen. Er wandte das scharfgeschnittene Antlitz hastig rückwärts nach der Tiefe des Gemaches und verweilte hier mit freudigem Aufblitz an einer hohen Gestalt, deren geistlich Kleid in seltsamem Widerspruch stand zu den wettergebräunten Zügen und sprühenden, dunklen Augen ihres Trägers.

„Signore Mazarini", sagte Richelieu wohlwollend, fast liebkosend. „Tretet näher, Liebwerther, Vertrauter! Reicht mir Eure feine Hand! So. Ihr seid nun ganz der Unsere. Seine Heiligkeit der Papst entließ Euch auf meine Fürbitte aus seiner Mission als päpstlicher Legat zu Paris, um Euch ganz dem Dienst der Krone Frankreich zu überlassen. Meine

Augen ruhten schon auf Euren Thaten, da Ihr als vierundzwanzigjähriger Hauptmann im Veltlin fochtet, dann, als der Dreißigjährige den Frieden zu Cherasco zwischen Frankreich und Spanien vermittelte. Jules Mazarin, mein einsam Herz war verwaist seit dem Tode des Père Josef, und Ihr füllet die Lücke schon heute. Ich bat Euch, dem Empfang des Gesandten Herzog Bernhards von Weimar, des Generalmajors von Erlach, am königlichen Hoflager zu St. Germain beizuwohnen. Erzählt, was Ihr dort gehört, gesehen!"

Mazarin hatte die aus diesem Munde so seltenen Betheuerungen freundschaftlicher Zuneigung mit inbrünstigen Küssen auf die welke Hand des Cardinals beantwortet und ließ nun, zum Reden aufgefordert, diese Hand mit letztem Druck entgleiten. Dann gab er mit dem angeborenen theatralischen Talent des Italieners in Stimme, Stellung und Mimik ein Abbild der in St. Germain erlebten Scene, welche den gichtbrüchigen, an den Lehnstuhl gefesselten Cardinal häufig zu lautem Lachen hinriß und seine klatschenden Hände mit dem Rufe „Bravo! Bravissimo!" aneinanderführte.

Jetzt agirte Mazarin in Stimme, Haltung und Bewegung aufs Treueste den Generalmajor Bernhard's und wiederholte dessen Worte an die Majestäten Frankreichs:

„Ihre fürstliche Gnaden, Herzog Bernhard, haben eine solche Freude über die Geburt des Dauphins empfunden, daß sie solche Ihren Majestäten zu bezeugen niemand Anderem als Ihrer eigenen Person anzuvertrauen gesinnt gewesen. Aber durch Geschäfte und eingetretene Krankheit verhindert —"

„Kann Der lügen!" warf Richelieu unmuthig dazwischen —

— „wollten dermalen Ihre Fürstlichen Gnaden keine weitere Zeit verlieren, Ihren Königlichen Majestäten ihre Schuldigkeit und große Freude, so sie ob einer solchen herrlichen und der ganzen Christenheit nützlichen Zeitung empfangen, zu beweisen,

und haben deswegen Ihren Generalmajor abgefertiget, um Denselben zu congratuliren und zu versichern, daß gleich wie Ihro Fürstliche Gnaden in dieser Action der Letzte sei, Ihro Majestäten dero Schuldigkeit zu erweisen, Ihre Fürstliche Gnaden jedoch in der Affection, so sie zu Ihro Majestät tragen, und in der Freude, so sie von einer so fröhlichen Zeitung empfangen, der Erste seien."

Richelieu lachte laut auf, als der Italiener mit einem an Kehllauten reichen Tremulando in der Stimme und mit einer rührungsschweren zitternden Bewegung des Armes die bewegte Rede des Berners verdeutlichte. „Und was erwiderte Seine Majestät?" fragte er neugierig.

„Die Antwort Seiner Majestät ward im ersten Werden erstickt durch dessen erlauchte Gemahlin", erwiderte ironisch lächelnd Mazarin, während eine Wolke des Unmuths auf Richelieu's Stirn aufstieg. „Sie nahm den Dauphin vom Arm der Prinzessin Marguerite von Rohan —"

„Von wessen Arm?" fragte der Cardinal scharf —

„Vom Arm der Prinzessin Rohan, zeigte ihn dem Herrn von Erlach und sprach: „Mein Sohn wird dereinst mit Herzog Bernhard ins Feld ziehen und bei ihm das Kriegshandwerk erlernen."

Die Wolke auf Richelieu's Stirn verdichtete sich, dann rief er spöttisch: „Wechsel auf die Zukunft, die Niemand einlösen wird!"

In diesem Augenblick meldete ein Diener den Generalmajor von Erlach vom Hof- und Feldlager des Herzogs Bernhard von Weimar zu Rheinfelden.

Richelieu ließ ihn eintreten. Mazarin zog sich in den Hintergrund.

Erlach erschien in Begleitung des Hauptmanns Kuri Rüdinger, den er vorstellte, und der alsbald wieder gegen die Eingangsthür zurücktrat.

Dann entledigte sich Erlach seines Auftrages gegen den Cardinal, indem er sprach: „Ihro Fürstliche Gnaden, mein erlauchter Herr, würde von Herzen Leid tragen, wenn Ihre Eminenz gegen dieselben den Wahn gefaßt haben sollten, als ob Ihro Fürstliche Gnaden einig Mecontentement bewahre. Da doch Ihro Fürstliche Gnaden sich jeder Zeit höchsten Fleiß haben lassen angelegen sein, bei allen Gelegenheiten zu bezeigen, was für eine anständige Affection sie gegen Ihre Eminenz getragen haben und noch tragen.“

„Nun, ich muß Euch statt des Herzogs begrüßen, dem wir einen Empfang ohne Gleichen bereiten wollten“, murrte Richelieu. „Das ist indeß nicht zu ändern. Was hat Euer Herzog betreffs Breisachs zu melden?“

„Nichts Besonderes, Eminenz; dasselbe, was Vicomte de Guébriant schon berichtet haben dürfte, maßen Ihro Fürstliche Gnaden dafür halten, daß, wenn die Festung Breisach Ihrer Majestät von Frankreich eingeräumt werden würde, schädliche Consequenzen daraus entsprungen sein würden.“

„Schädliche Consequenzen!“ rief Richelieu zornig und aufgeregt und versuchte sich zu erheben, um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben. Aber sein siecher Körper versagte die Kraft.

Und während er bewegt halblaute Worte murmelte, traten seine vornehmsten Diener gleichzeitig ein und meldeten, der König selbst begehre Einlaß.

Völlig erstaunt über den plötzlichen, seltenen Besuch des Monarchen, rückte der Cardinal sein schwarzes Sammetkäppchen zurecht, prüfte hastig, aber wohlgefällig die schwere Purpurseide seines Morgengewandes und das köstliche Spitzenwerk, das ihm Schultern und Hände umfloß, und winkte dann zwei seiner Schweizer heran, ihn bei des Königs Eintritt aufzurichten und zu stützen.

Aber sobald der eingetretene Herrscher die Absicht des Kranken erkannte, ihn stehend zu empfangen, eilte er auf ihn zu, bat ihn dringend, sitzen zu bleiben, das vom kahlen Scheitel genommene Käpplein wieder aufzusetzen, und ließ sich dann selbst zu den Füßen des Cardinals auf einem gestickten Tabouret nieder.

„Welcher Anlaß verschafft mir diese seltene Gnade?“ fragte Richelieu mit schwankender Stimme, wobei unentschieden blieb, ob der schwankende Ton aus der Rührung seines Herzens oder aus der Erregung über die Plötzlichkeit des königlichen Besuches stamme. „Geruhen Eure Majestät nicht, die Hörer unserer Worte abtreten zu lassen?“

„Nein, Eminenz, danke! Sie sollen hören, welchen Antheil Ludwig von Frankreich an dem Befinden seines treuesten Dieners nimmt.“

Richelieu war noch erstaunter. Noch schwankender vor Rührung oder Erregung klang der Tonfall seines Dankes für diesen Beweis königlicher Huld. Aber während die Lippen von Ergebenheit überflossen, wiederholte er im Geiste immer wieder die unerhörten Worte: „seines treuesten Dieners“. Er konnte sich nicht entsinnen, jemals aus dem Munde des Königs daran erinnert worden zu sein, daß er, der allmächtige Minister, dem Monarchen gegenüber auch nur ein Diener sei. Wenn er sich selbst so genannt, geschah es aus christlicher Demuth oder aus Berechnung. Aber der König hatte nie ermangelt, dem Cardinal die Titel und Anreden zu bieten, die einem höheren, überlegenen Wesen zukommen. Wohin zielte nun dieser völlig veränderte Ausdruck? Richelieu mußte dies erfahren.

„Eure königliche Majestät kann Ihre Huld nicht so weit treiben, nur deshalb Ihre Schritte unter dieses Dach gelenkt zu haben, um nach der bedauerlichen Gesundheit Ihres geringen Knechtes zu fragen?“

„Nun doch, Fürtrefflichster, das war der Anlaß — der einzige Anlaß“ — erwiderte Ludwig etwas stockend und gesenkten Auges. „Indessen — da ich die ansehnlichen Boten Herzog Bernhard's von Weimar hier gewahre“ — sein Auge verweilte, vom Banne des durchdringenden Blickes Richelieu's befreit, auf den Gestalten Erlach's und Kuri's —, „so beliebt mir, die Gelegenheit wahrzunehmen, um Eurer Eminenz auszusprechen, daß ich wünsche und befehle, Eure Eminenz wollen des Herzogs Vorschläge genehmigen.“

Die Augen des Cardinals hingen starr und entsetzt an dem Munde, dem diese Worte entflohen waren. „Ich wünsche und befehle“, hatte der König gesprochen. War denn die Welt über Nacht verwandelt, daß dieser König es wagte, diesem Manne zu „befehlen“? Richelieu meinte zu träumen.

„Eurer Majestät Wunsch ist schon Befehl“, sagte der Cardinal tonlos. „Indessen — wissen Eure Majestät recht wohl — Millionen Ihres Schatzes stehen auf dem Spiel bei Bernhards Forderungen, weite Länder, feste Plätze — die Ehre Frankreichs, Majestät!“

„Ich weiß“, sagte der König, indem er gelassen eine Prise nahm und sein Auge auf die Diamanten der Dose heftete. „Die Ehre Frankreichs, bemerkten Eure Eminenz?“ fuhr er mit erhobener Stimme fort. „Ganz richtig, die Ehre Frankreichs ist an Bernhard verpfändet durch unsere Verträge mit ihm und haftet ihm für die Erfüllung seiner Forderungen. Das bedenket und handelt danach, Herr Cardinal! Ich will es!“

Immer lauter hatte der König gesprochen. Sein blasses Antlitz hatte sich geröthet. Zuletzt hatte er sich erhoben und dem Manne, unter dessen Lenkung er sich so lange Jahre widerspruchslos gebeugt, sein „Ich will es“ mit königlicher Hoheit zugerufen.

Richelieu hatte ausgeträumt. Klar und scharf faßte sein Ohr die Worte, sein Geist die verborgenen Fäden, welche diese

Stunde herbeiführten. Aber zu gewaltig war die Aenderung, welche dieser Augenblick vollzog — unabsehbar dessen Folgen. Die Grundlage des stolzen Gebäudes, das Richelieu aufgeführt, wankte. Das Unerwartetste war geschehen: der König wollte — der König befahl — und Richelieu sollte gehorchen!

Je länger die Eminenz dieser urplötzlich hereingebrochenen Umwälzung alles Bestehenden nachdachte, um so mehr ward ihr zu Sinn, sie selbst versinke mit den Fundamenten des französischen Staatsgebäudes in schwarze, bodenlose Tiefe. Zu Ewigkeiten wurden ihr die Secunden. Dann umfing schwarze Nacht ihr Auge.

„Seine Eminenz sinkt — der Cardinal fiel in Ohnmacht!" riefen Mazarin und die Hofbeamten Richelieu's gleichzeitig und stürzten dem Besinnungslosen zu Hülfe. Aber lange waren ihre Anstrengungen vergeblich. — —

Als Richelieu matt die Augen aufschlug, stand Mazarin allein vor ihm.

Marmorbleich war noch immer der Cardinal. Und auch so ruhig und kalt wie Marmor blieben seine Züge, als er sagte:

„Giulio Mazarini, nicht wahr, Ihr erblicktet das Licht der Welt in den Abruzzen?"

„Ja, zu Pescina", erwiderte Mazarin, erstaunt über die Frage.

„Und das Volk der Abruzzen lebt schlicht und einfach, nicht wahr, und theilt sich in die ehrsamen Berufe des Hirten, Bettlers, Räubers, Bravo und Condottiere?"

„Je nach Zeit und Gemüthsart, ja", lächelte Mazarin.

„Aber jedes dieser Gewerbe hält auf feste, unverbrüchliche Standesgesetze, nicht wahr?", fuhr der seltsame Frager fort.

„Unerschütterlich fest."

„Wohlan, was hat ein Condottiere verwirkt, wenn er den Herrn verräth, der ihn dang?"

„Das Leben.“

„Das Leben“, wiederholte Richelieu langsam, mit boshaftem Lächeln. „Ein weises Volk, das Volk der Abruzzen. Es gab auch fürstliche Condottieri: Franz von Carmagnola und Franz Sforza, ja freilich — auch für sie gilt das blutige Standesgesetz der Abruzzen, Signore?“

„Für Alle.“

„Wohlan, Herr Bernhard von Weimar, Frankreichs Condottiere im Fürstenmantel, Euer Leben ist verwirkt!“ hauchte der Cardinal zischend durch die Zähne.

Mazarin erschauerte, als höre er eine Schlange zischen.

Richelieu bemerkte es.

„Hat Euch etwa auch die Larve oder das Gold der Rohan gefangen?“ frug der Cardinal verächtlich, mit drohendem Stirnrunzeln.

„Beim heiligen Leib, niemals!“ betheuerte Mazarin, die Hand auf das Crucifix legend, das auf dem Tische stand.

„Nur nicht schwören“, sprach Richelieu wegwerfend. „Der Zwirn hält nicht. Und Ihr habt zudem bei den Jesuiten zu Rom, Alcala und Salamanca die feine Lehre vom geistigen Vorbehalt studirt, welche auch den Meineid nur zu einer lässigen Sünde macht.“

„Ich log Euch nie!“ rief der Sohn der Abruzzen mit südlichem Feuer.

„Nein, nie“, lenkte Richelieu ein. „Weshalb also schwören? Ich weiß, daß der Kitt unserer Seelen ein viel festerer ist, als die Angesichts des Ewigen geschworene Treue auf Erden zu sein pflegt. Ihr steigt und fallt mit mir, Signore Mazarini! Mehr noch — Ihr seid der Erbe meiner Macht. Wenn davon nur übrig bliebe, was der König mir heute gönnte, so thätet Ihr besser, Euch unter die Ballwerfer und Jagdjunker von Saint Germain aufnehmen zu lassen.“

Achtzehntes Capitel.

Wochen waren vergangen, ein Monat, ohne Erlach die Entscheidung zu bringen, welche ihm das Königspaar in Saint Germain schon für jenen Aprilmorgen in Aussicht stellte, an welchem der König auf Verabredung mit der Königin, mit der Prinzessin Rohan und Erlach, dem Gesandten Bernhards nach Rueil auf dem Fuße gefolgt war.

Wie ein angeschossener Löwe hatte sich der Cardinal in den folgenden Wochen seiner Gegner erwehrt; immer der Hoffnung, durch mächtige Sprünge die Vereinten zu trennen, das Feld zu behaupten. Aber er war unterlegen. Der König zeigte sich fest und beharrlich, den einmal für die Sache Bernhards kundgegebenen Willen dem mächtigsten Manne des Königreichs gegenüber durchzusetzen. Bis zu Drohungen seiner Ungnade verstieg sich der in Rueil so lange Mißachtete. Die Minister Bullion und Des Noyers waren von Marguerite an goldene Fesseln geschmiedet. Der einzige Minister Chavigny, ein glaubenseifriger Jesuitenzögling, stritt noch gegen die Ansprüche Bernhard's neben Richelieu. Aber er unterlag mit dem Cardinal.

Endlich, gegen Mitte Mai, war der Tag gekommen, an dem Erlach nach Rueil geladen ward, um hier die Entscheidung zu vernehmen. Er ward vom Cardinal allein empfangen. Der Tag neigte sich.

Seine Eminenz war überaus liebenswürdig und heiter. Er erklärte die lange Zögerung der Entscheidung mit der Schwierigkeit, die Meinungen in jedem Punkte zu einigen; mit der Größe der Opfer, welche Bernhard Frankreich auferlege.

Der Herzog aber habe so viel schon für Frankreich geleistet und sei ein so loyaler Herr, daß der König die großen Opfer für nichts ansehen wolle und die Verträge im Sinne Bernhard's auslege. So möge denn der Herzog seine Eroberungen am Oberrhein, das Elsaß und die Feste Breisach als Landesherr besitzen. Die Belehnung Weimar's mit dem Elsaß werde der König in Kürze durch den Kammerherrn de Lisle folgen lassen.

Erlach dankte mit aller Rührung, deren sein nüchterner Sinn fähig war, und lenkte die Aufmerksamkeit seiner Eminenz auf die einzige noch unerledigte Frage, die Erlach zu betreiben hatte: den Austausch des von den Kaiserlichen gefangenen schwedischen Generals von Horn gegen den, neuerdings auf besonderen Befehl Richelieu's im Schlosse zu Vincennes in enger Haft gehaltenen, von Bernhard nach Paris gelieferten Johann von Werth. Erlach hielt auf Horn's Feldherrntüchtigkeit warme Lobrede, um zu verbergen, daß Bernhard weit mehr an de Werth's Freilassung gelegen war, um dessen Einfluß zu einem raschen Frieden mit dem Kaiser zu nützen.

Um so erstaunter war Erlach, als Richelieu gelassen bemerkte:

„Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß Ihr Herzog auf de Werth's Freilassung größeres Gewicht legt als Sie, Herr Generalmajor! Wir besitzen Beweise dafür, daß der wilde Reitergeneral hier in Paris sich zu Gunsten Bernhard's in der Vorschule des Diplomaten übte; ja, selbst ein harmloser Lieutenant seines Gefolges, der Simplicius genannt wird und den wir, in Anerkennung seiner Unschädlichkeit, frei umhergehen lassen. Aber bei den Meistern diplomatischer Intrigue, die das Haus Habsburg von jeher besessen, wird Werth, wenn er meint, seine hiesige Rolle dort fortzusetzen, übel abfahren. Diese Befürchtung hindert mich also nicht, ihn ziehen zu lassen. Wohl aber seine hervorragende Begabung als Feld-

herr. Er muß sich verpflichten, drei Jahre sein Schwert ruhen zu lassen, dem Krieg nur aus der Ferne zuzuschauen — Horn wird dasselbe versprechen müssen — dann will ich ihn freigeben."

Erlach, sein Erstaunen bezwingend, gelobte, dem Herzog den Vorschlag zu überbringen.

„Nun habe ich Euch, viellieber Herr Generalmajor, noch einen Beweis der Huld meines Königs zu bieten", fuhr Richelieu fort. „Voriges Jahr schluget Ihr die Pension, die Frankreich Euch durch den Minister des Noyers bot, schroff aus, da Ihr in dem Irrwahn lebtet, man wolle Eure Treue damit bestechen. Keineswegs. Wir haben weder Orden, noch Titel als Anerkennung für die Gesandten unserer Freunde. Nur Renten, angewiesen auf die besten königlichen Domänen. Fürsten, wie Gustav Adolf, Euer Herzog, der Kurfürst von Brandenburg, der Landgraf von Hessen und andere Helden des protestantischen Glaubens, haben sie unbedenklich angenommen und beziehen sie, so weit am Leben, noch heute. Des Königs Majestät schenkt Euch jährlich zwölftausend Livres Rente."

„Wie hätte ich das verdient?" fragte Erlach bange.

„Durch Eure treuen Dienste bei Bernhard, dem Verbündeten Frankreichs."

„Der König sagte mir nichts von dieser Gabe."

„Er überließ es mir, darüber wie über alles Andere mit Euch zu reden", erwiderte Richelieu, schnell gefaßt auf den plötzlichen Einwand.

„Gut" — sagte Erlach, noch immer unmuthig. „Ich werde meinem Herzog von dieser königlichen Auszeichnung Kunde geben."

„Unterlaßt das vorläufig", warf der Cardinal lächelnd hin. „Ihr Menschen von dem schweren deutschen Schlag könnt solche leichte französischen Höflichkeiten doch tragisch nehmen, wie Ihr selbst bewiesen habt, Erlach! In einem halben Jahre möget Ihr Bernhard davon erzählen. Dann wird

der Landgraf des Elsaß erkennen, daß wir durch diese Rente nur ihn selbst in seinem Gesandten ehren wollten."

„Gut" — entschied Erlach befriedigt —, „aber ich meine, auch bei Frankreich ist nichts umsonst. Was begehrt Frankreich von mir, wenn ich des Königs Gnade annehme?"

„Nichts, als was die Verträge vorschreiben", versetzte Richelieu sicher — da er aus Erlachs Verhalten gegen ihn und die Minister deutlich erkannt hatte, daß diesem der Wortlaut der Verträge unbekannt war —", wenn der Herzog sterben sollte, was Gott verhüte! so überliefert Ihr, der Gouverneur von Breisach, die Festung an Frankreich."

„Unter dieser Bedingung mag es sein", sprach Erlach lächelnd. „Doch diesen Fall werden wir kaum erleben. Der Herzog steht im Beginn der Dreißig." „Und er wird bei Zeiten für seine Erbschaft sorgen, ja, er hat es schon gethan", sann Erlach still für sich, der Abschiedsrede des Herzogs gedenkend, in welcher dieser seine mächtigen Bündnisse offenbarte. Kein Wort davon enthüllte der Berner.

„So scheiden wir denn als treue Genossen und Freunde", rief der Cardinal, ungewöhnlich innig bewegt, dem Berner die feine Hand reichend. „Ist der Hauptmann Kuri Rüdinger in Eurem Gefolge?"

„Er harret meiner draußen."

„Wohlan, gönnet mir, auch von ihm Abschied zu nehmen. Ihr aber rüstet in Paris eiligst Eure Rückkehr nach Rheinfelden, dem Herzog so schnell als möglich meine günstige Meinung zu sagen. Viel hänget davon ab, daß Ihr nicht zögert."

Erlach entfernte sich in bester Stimmung. Kuri trat ein. Auch gegen ihn war der Cardinal überaus gütig und herablassend.

„Früh schenkt Euer Herzog Euch hohe Ehre, großes Vertrauen. Ihr seid wohl aus Weimar?"

„Nein, Eminenz, aus Rheinfelden."

„Und kämpftet gegen Eure Stadt mit dem Herzog?"

„Nein, gegen ihn unter General Werth."

„Und nahmt dann Dienste bei ihm?"

„Ja, auf General Werths" — — Kuri wollte sagen „Rath", aber er verbesserte sich: — „mit General Werths Erlaubniß." Richelieu hatte wohl verstanden, was Kuri sagen wollte.

„So? Mit Werths Erlaubniß?" wiederholte die Eminenz lächelnd. „Also erst seit März vorigen Jahres?"

„So lange."

„Und Ihr habt einen Schatz im Hause der Prinzessin Rohan?"

„Meine Braut", berichtigte Kuri stolz.

„Das meinte ich", lachte Richelieu. „Frankreich bietet Euch einen Beitrag zur Einrichtung Eures künftigen Hausstandes. Nehmt!"

Kuri hielt in seiner Hand einen Streifen rauhen Papiers, den ihm der Cardinal hingeschoben. Im letzten Dämmerlicht tanzten die geschriebenen Buchstaben undeutlich auf dem Zettel. Aber so viel erkannte Kuri doch, daß dem Ueberbringer des Papiers zweitausend Livres an die französische Schatzkammer angewiesen waren. Kuri blickte starr und ängstlich bald auf den Zettel, bald auf den Cardinal.

„Minister Bullion läßt Euch den Betrag bei Vorweisung zahlen", bemerkte Richelieu ruhig dem Erstaunten.

Mit finsterem Stirnrunzeln schob Kuri den Zettel wieder der Eminenz hinüber.

„Auch wir Geringen haben Treu' und Ehre zu verlieren, Eminenz — gehabt Euch wohl!" rief der Hauptmann Bernhard's zornsprühenden Auges.

„Steht", gebot Richelieu schneidig. „Wägt Euer Wort wohl, junger Mann! — Wollet Ihr Euren Generalmajor zum Schurken machen?"

„Unsern — Generalmajor?“ seufzte Kuri in tiefer Bestürzung. „Generalmajor von Erlach?“

„Denselben —“

„Er hätte solchen Zettel von Eurer Eminenz genommen?“ Kuri brachte die Frage nur mühsam über die Lippen.

„Etwas Aehnliches, weit Werthvolleres. Nun wird wohl Herr Hauptmann Rüdinger glauben, daß Treu' und Ehre mit dieser Auszeichnung sich wohl vertragen?“

Kuri kämpfte den schwersten Kampf seines Lebens, ehe er Antwort gab.

Sein Herz rief stürmisch Nein. Nimmermehr konnte die Annahme solcher Geschenke ehrenhaft, herzogstreu sein. Aber in diesem Augenblick lag Alles daran, daß Kuri erfuhr, mit welchem Gegenversprechen Erlach dem Versucher sich ergeben hatte. Davon konnte Kuri nur erfahren, wenn er scheinbar auf des Cardinals und Erlach's Standpunkt sich stellte. Sein schlichtes, grades Wesen hätte vielleicht auch jetzt noch ein verächtlich Pfui gerufen. Aber gerade heute, am Tage des Abschiedes, hatte ihm Vroni Alles anvertraut, was sie von den klugen, nimmermüden, siegreichen Unternehmungen ihrer Prinzessin für Bernhard erfahren. Und Kuri's Augen hatten geleuchtet. Er erkannte nun das tiefe, heilige Feuer in dem Herzen der Hohen, zu der er einst sein Auge erhoben, und bat ihr im Stillen ab, daß er sie kalt und gefühllos gehalten. Keinesfalls durfte er weniger klug und selbstbeherrschend handeln als sie, keinesfalls durch sein Ungestüm den Blick in die Ränke der Feinde des Herzogs sich verschließen.

So antwortete er denn, während all' diese Gedanken in wenig Secunden ihm Haupt und Herz bestürmten: „Ich nehme mein rasches Wort zurück und ergreife dankbar den Beweis der Huld Ihrer Majestät und Eurer Eminenz.“ Er barg die Anweisung an seinem Busen. „Aber ich getröste mich, Euer Eminenz werde von mir keinen anderen Dienst für Frankreich

erfordern als von dem Manne, der mir in seiner Treue zu meinem Herzog Vorbild ist."

„Gewiß nicht", erwiderte Richelieu befriedigt. „Er versprach mir nur Eines: falls wider alles Erwarten Herzog Bernhard vor ihm stürbe, Breisach an Frankreich zu liefern."

Ein Gewitter war vom Wald von St. Germain heraufgezogen und hatte die letzten Dämmerlichter der gesunkenen Sonne gelöscht; nun krachte der erste Donnerschlag, und ein greller Blitz zeigte Kuri, daß ein teuflisches Lächeln die letzten Worte des Cardinals begleitete.

Aber auch Kuri's innerste Bewegung enthüllte der bläuliche Strahl dem Seelenkundigen. Der Cardinal gewahrte in dem Antlitz des Jünglings den Ausdruck wildesten Hasses, furchtbarster Aufregung; Leidenschaften, welche die milden Worte Kuri's Lügen straften. Auch diejenigen, die er nun in ruhigem Tone folgen ließ:

„Ich kann dies Versprechen so gut geben, wie Herr Generalmajor von Erlach. Denn auch ich werde den blühenden jungen Herzog kaum überleben. Das Wetter nöthigt mich, abzureiten, Eminenz! Gestattet mir den Abschied!"

Kuri hatte, der Zeitsitte gemäß, die Hand des Gewaltigen ergriffen und einen Kuß darauf gehaucht. Auf die Handwurzel des Cardinals fielen zwei heiße Thränen.

„Lebt wohl, Herr Hauptmann, möge es Euch gut gehen!"

Kuri ging.

Sowie seine Schritte verhallt waren, zog Richelieu an einer Schnur. Eine Tapetenthür öffnete sich, und die Rüstung eines Gewaffneten, der dahinter verborgen gestanden, klirrte.

„Ihr kennt den Hauptmann Herzog Bernhard's, mit dem ich sprach?" fragte Richelieu hastig.

„Genau", scholl es aus der Mauernische zurück.

„Wohlan! Er erreicht Paris nicht, er verschwindet in der Bastille."

Die Tapetenthür schloß sich. Lautlose Stille herrschte in dem weiten Raum, und nur Donner und Blitz des näher kommenden Gewitters trugen Laut und Licht in denselben.

Kuri traf im Hofe des Landsitzes Richelieu's den treuen Hans Jakob bei den Pferden. Die jungen Leute schwangen sich auf ihre Thiere und sprengten eilig aus dem Ort, um auf schlechtem, aber geradestem Wege Palais Blainville zu erreichen, in dem Erlach und Kuri wohnten. Der Weg führte über das Vorwerk Fouilleuse nach St. Cloud; dort über die Seinebrücke nach Boulogne. Hinter Rueil schon stieg die holprige Straße an den südlichen waldigen Abhängen des Mont Valerien steil bergan. Die Pferde mußten im Schritt gehen. Wald deckte damals noch die Straße fast ununterbrochen bis St. Cloud. In beinahe nächtlichem Dunkel klommen die einsamen Reiter langsam die Höhe empor, da die Wolkenmassen zu ihren Häupten immer schwärzer, drohender sich ballten. Das Geräusch vieler trabender Pferdehufe tönte einmal zur Rechten von der bequemeren, jedoch abwegigen Landstraße an ihr Ohr. Dann aber verschlang der immer häufiger rollende Donner, der strömende Gewitterregen jeden anderen Laut.

Kuri erzählte dem Freunde hastig und aufgeregt seine Begegnung mit Richelieu, zusammenhangslos und unverständlich, da er das Wichtigste verschwieg, und nöthigte Hans Jakob, die Schatzanweisung, die Kuri wie glühend Eisen brenne, an sich zu nehmen und damit zu schalten nach Gutdünken. Er fügte hinzu, daß all' sein Streben jetzt nur dahin gehe, so rasch als möglich an den Rhein zum Herzog zu gelangen.

In diesem Augenblick hörten die Reiter auch hinter sich, auf dem holprigen Wege, den sie emporgestiegen, den Hufschlag vieler Rosse.

Kuri lauschte einen Augenblick. Dann riß er in den Zügel und gab die Sporen. „Der Cardinal verfolgt mich“,

rief er zornig und zog seinen Degen. „Vorwärts, Hans Jakob, und wenn die Rosse draufgehen sollten!“

In wilder Eile jagten die Beiden niederwärts, an la Fouilleuse vorüber. Schon war die breite Straße gewonnen, die von Courbevoie über Surênes nach St. Cloud zieht. Da funkelten bei neuem steilen Aufstieg dicht vor ihnen im dichten Wald Fackeln und Harnische. Nahe hinter ihnen schnaubten die Rosse der Verfolger.

„Bleib' zurück, Hans Jakob“, sagte Kuri leise und bestimmt. „Ich breche durch.“

Den Degen in der Rechten, die gespannte Pistole in der Linken, sprengte er in wildem Galopp den Fackeln zu. Aber im Nu brachen neben und hinter ihm Gewappnete aus dem Dickicht. Er war umzingelt.

„Im Namen des Königs! Ihr seid mein Gefangener!“ hörte Simplicius eine gebietende Stimme rufen.

Der Knall von Kuri's Pistole, ein Aufschrei, wildes Waffengeklirr war die Antwort. Ein kurzes Handgemenge, von Fluchen und Stöhnen begleitet, folgte. Dann war Alles still. Und Hans Jakob setzte, sich vor den Verfolgern zu bergen, zur Rechten in eine Wiese und entkam dann wieder durch Wald auf Umwegen ungefährdet nach St. Cloud, Boulogne und Paris.

Der Generalmajor von Erlach hatte im Palais Blainville Depeschen des Herzogs gefunden, welche die Mahnung Richelieu's bestätigten, alsbald zurückzukehren. Er beschloß, sofort abzureiten. Der Hauptmann Kuri Rüdinger, den er unter der Huld des Königs und Cardinals völlig sicher glaubte, möge, so hinterließ er, alsbald folgen. Als Hans Jakob in später Nachtstunde an die Pforten des Palastes klopfte, um dem Gesandten des Herzogs Kuri's seltsames Schicksal zu melden, war Erlach schon weit von Paris auf dem Wege zum Rhein.

Neunzehntes Capitel.

Als Kuri Rüdinger aus der langen Betäubung erwachte, in welche ihn bei der Kampfscene im Holze vor St. Cloud ein wuchtiger Streich auf den Hinterkopf versetzt hatte, befand er sich in einem halbrunden, nur spärlich vom Tageslicht erhellten Raum. Derselbe war mit gutem Bett und anständigem Hausrath versehen, die zwei einzigen, stark vergitterten Fenster aber befanden sich in unerreichbarer Höhe, und die Thür war mit dickem Eisen über der handbreiten Holzfüllung von Eichenholz belegt.

Kuri war nicht im Zweifel darüber, wo er sich befinde. Schon das verdächtige Halbrund des Gemaches verrieth es ihm. Oefters hatte er allein und in Hans Jakob's Gesellschaft die furchtbare Zwingburg an der Porte St. Antoine von außen betrachtet, die vor drei Jahrhunderten als Schutz der Stadt gegen die Engländer erbaut worden war, eben so lange aber fast ausschließlich als Staatsgefängniß diente. Acht halbrunde Thürme ragten über die vier Schloßmauern auf, jeder dieser Thürme, wie die Schloßmauer, zehn Fuß dick, und jeder dieser acht Thürme barg in seinen fünf Stockwerken fünf Kerker übereinander, ungerechnet die feuchten grabähnlichen Höhlen, die zwanzig Fuß unter dem Hofraum des Schlosses lagen und gleichfalls als Gefängnisse dienten. Die Zinnen der Thürme und Mauern waren mit Kanonen besetzt. Gräben und Vorwerke sperrten den düstern Bau ganz von der Außenwelt ab.

So war die Bastille vor Kuri's Augen erschienen, als er noch frei umherging als Begleiter des herzoglichen Gesandten,

und ihn hatte gefröstelt und geschaudert, wenn er daran dachte, wie manches Opfer der Willkür und Rachsucht Mächtiger, manchmal bloßer übler Laune, ungegründeten Verdachtes, in diesen Mauern lebendig begraben wurde seit Jahrhunderten — wie Viele darin wohl jetzt noch schmachten mochten, und wie lange schon, und wie lange noch? Und nun befand er sich selbst an dieser schaudervollen Stätte — lebendig begraben; als Opfer des mächtigsten Mannes in Frankreich, dessen Gewissen noch weiter war als seine Macht.

Nur etwa eine Stunde lang warf die Sonne jeden Tag — nicht ihre Strahlen, sondern — etwas helleren Schein an die Decke des Kerkers — einen Lichtschimmer, der stets Kuri's heiße Sehnsucht nach dem Anblick des glänzenden Tagesgestirns, des blauen Himmels weckte — immer vergeblich!

Keine Schwalbe, kein Sperling durfte an der Freiheitsgruft nisten. Keinen der Gefangenen labte ihr Gezwitscher. Nur die Vögel der Nacht, Eulen und Dohlen, hausten unerreichbar hoch im Sparrenwerk der Thürme und umkrächzten das unheimliche Gemäuer. Aber selbst diese widerlichen Laute wurden Kuri bald lieb und heimelig, als die einzigen freier Wesen, die einzigen Laute, die vom Leben der Natur hierher drangen.

Kein Stundenschlag, keine menschliche Stimme drang an Kuri's Ohr. Der Wärter, der dreimal des Tages Nahrung brachte, die Kerker reinigte, war taubstumm. Wenigstens hatte er noch nie durch eine Miene verrathen, daß er den Sinn von Kuri's Fragen und Bitten, Zornausbrüchen, Schmeichelreden, Drohungen und Bestechungsversuchen verstehe. Niemals hatte er ein Wort gesprochen.

In den ersten Tagen hatte Kuri wild an die Quadern seiner Mauern, an das Eisen seiner Thür getobt. Niemand war erschienen, Niemand fühlte sich belästigt. Nur die Mauern waren Zeugen der Verzweiflung, deren herzbrechende Laute sie

verschlangen. Und wenn solche Laute mal leise durch die Fenster drangen, so sprach die einsame Schildwache unter Kuri, sprach der einsame Gefangene über ihm mitleidig: „Aha, ein Neuer, der die Geduld der Bastille noch nicht kennt.“

Auf solche Ausbrüche trotzig-verzweifelter Ungeduld folgten im Anfange lange Stunden ruhig-stiller Hoffnung. „Zu jeder Stunde“, sagte sich Kuri, „kann Dein Kerker sich Dir öffnen. Erlach muß Dich vermissen. Er wird vom Cardinal, vom König die Freilassung seines Begleiters begehren, dessen Freiheit und Leben das heilige Recht der Gesandtschaft schützt. Hans Jakob wird Erlach von den Umständen der Verhaftung Kunde geben.“

Aber Tage vergingen, ohne diese Hoffnung zu erfüllen; Wochen — ein Monat — wieder einige Wochen — es mußte nun in der Welt draußen Anfang Juli sein. Und immer noch war Kuri gefangen.

O, wie furchtbar war diese Einsamkeit, dieses Grab eines jungen, lebendigen Wesens, dem die Zukunft still und todt war wie die Vergangenheit, dem die Zeit nicht mehr schlug, nicht mehr Hoffnung brachte; nur Furcht, die Furcht vor dem Tode in dieser Einsamkeit; dem alle Fäden durchschnitten waren mit dem Leben der Natur, allem menschlichen Umgang, Reden, Fühlen, Hoffen, Lieben.

Und auch dieser Jammer war der größte nicht. Der größte zog herauf in den schlaflosen Stunden der Nacht mit den Geistern der Tiefe. Hohnlachend, die letzte Kraft überwältigend, gellten die Worte in Kuri's Ohr: „Alles hat Dich verlassen, vergessen: Dein Herzog, Hans Jakob und Vroni, selbst Dein Gott.“

Dann kam der Tag, grau und schauerlich kalt in dieser Mauergruft; selbst im hohen Sommer, der draußen brennen mußte, und mit dem Tag die Erinnerung an Zeiten, die um ein Jahrhundert rückwärts zu liegen schienen. Kuri sah sich auf der freien Höhe über dem Bieler See und hörte, wie der

Pfarrer von Twann ihn zu trösten suchte über den Jammer des großen, unendlichen deutschen Krieges, indem er auf viel traurigere, hoffnungslosere Völkerschicksale hinwies, welche die Menschengeschichte erfahren. Und Kuri erinnerte sich, daß er zweifelnd zugehört hatte, da ihm größerer Jammer undenkbar schien. Nun kannte er Schlimmeres, hatte es an seinem Leibe erfahren. Frankreich lebte in Frieden. Groß und mächtig erschien es den Völkern der Erde. Der gewaltige Geist eines Mannes hatte es so hoch gehoben. Aber auf schwankem Thon war der stolze Bau aufgeführt, nicht auf dem granitenen Grunde des Rechtes. Willkür und Laune nahm in diesem Lande Freiheit, Leben, Alles. Die furchtbare Anklage, die seit Jahrhunderten aus der einen Zwingburg der Bastille vor den Thron des Ewigen emporstieg, mußte sich dereinst sammeln zu einem furchtbaren Strafgericht über die Machthaber Frankreichs, die Lebenden und die Todten. Die Geheimnisse dieser Mauern waren viel entsetzlicher als die Schrecknisse des offenen deutschen Völkerkrieges.

Und noch hoffnungsloser und trüglicher erschien Kuri in diesen verzweifelten Verhältnissen das hochgemuthe Wort des Pfarrers von Twann, daß durch Liebe zum Frieden zu gelangen sei. Zum Frieden? Zum Frieden des Grabes! Diesen allein verbürgten die undurchdringlichen Mauern, die undurchdringlichen Herzen, deren Opfer hier schmachteten.

War wirklich wieder ein Tag vergangen bei diesen trostlosen Betrachtungen? Es mußte sein. Denn völlig finster war das Gemach Kuri's wieder geworden. Das Abendessen stand noch unberührt auf dem Tisch. Er hatte den Wärter nicht kommen hören. War er noch Herr seiner Sinne?

Da ließ sich zu ungewohnter Stunde der Klang des Schlüssels in Kuri's Kerkerthür vernehmen. Nur anders als gewöhnlich: leiser, tastender, unsicherer. Die Thür ging auf, und zum ersten Male seit vielen Wochen traf der Schein eines

Lichtes Kuri's Auge, so daß er in jähem Schmerz vor dem grellen Strahl zusammenzuckte.

Lebte er noch, oder gehörte das Bild, das er in der Thür gewahrte, bereits dem geläuterten Wiedersehen jenseits des Irdischen an?

In der Thür stand Vroni, mit dem hochgehobenen Licht in der Rechten den dunkeln Raum erhellend, mit der Linken Kuri winkend, ohne ein Wort zu sprechen.

„Bist Du's Vroni?" fragte Kuri, im Innersten bewegt, leise; fürchtend, das geliebte Bild werde in der nächsten Secunde in Nebel zerfließen.

„Leise, schnell", mahnte sie. Folge mir!"

Er folgte willenlos, wie die abgeschiedenen Seelen dem Hermes Psychopompos. Aber als er an ihrer Seite mit trunkenem Schritte ging, suchte er sich der Wirklichkeit zu vergewissern, indem er einen heißen Kuß auf ihren Mund drückte.

Aengstlich hieß sie ihn schweigen, vorwärts eilen, jedes Geräusch vermeiden.

Ihr Weg führte lang in grader Richtung durch Kreuzgewölbe, wahrscheinlich eine der Langmauern des Schlosses entlang, dann eine steile, enge Wendeltreppe abwärts, manches Stockwerk. Dann schob ihn Vroni durch eine Thür, die von weit dünnerem Holze war als diejenigen der Gefängnißzellen und ohne Eisenbekleidung. Kuri befand sich in einem wohnlichen Gemach. Ein Himmelbett stand darin. Ein prächtiges Kamin nahm eine gebrochene Ecke ein, ein Erker mit Butzenscheiben die andere. Ein Frauenmantel und -Hut hingen an der Wand. Aber ehe Kuri den hastigen Umblick vollendet hatte, schloß Vroni die Thür ab, umschlang Kuri ihrerseits und rief unter strömenden Thränen: „Bis hierher bist Du gerettet, Theurer!"

„Wo bin ich denn, mein süßes Herz?"

„In meinem Zimmer."

„In Deinem?“ rief er im höchsten Erstaunen.

„In meinem. Hans Jakob wird Dir Alles erklären. Jetzt drängt die Zeit. Hier ist die Uniform eines Officiers der Schweizergarde des Königs. Lege sie sofort an! Hans Jakob bringt Dich dann sogleich durch das Schloßthor, durch die Außenwerke und die Porte St. Antoine. Eile, eile! Sonst kann noch Alles scheitern.“

Sie hatte schon die letzten Worte fern von ihm, am Fenster, den Rücken ihm zukehrend, gesprochen, während er sich eilig in die glänzenden Kleider warf, welche Vroni ihm hingebreitet. Alles paßte wie angemessen.

„Ich bin angekleidet“, rief er; „wie wundersam Alles sitzt!“

„Ich nahm das Maß an Deinen Sachen, wenn die Wache sie zum Reinigen herabtrug“, sagte sie lächelnd, den schmucken Schweizerofficier betrachtend, dann küssend. „Die Herzogin Rohan ließ Alles fertigen. Sie und ich reisen noch diese Nacht zum Herzog Bernhard. Du siehst uns in Rheinfelden wieder. Auch Hans Jakob und sein General von Werth verlassen heut' Nacht Vincennes in der Richtung von Köln und München.“

Immer wunderbarer klangen diese unbegreiflichen Worte in Kuri's Ohr. Er hätte stundenlang fragen können nach deren Sinn und Zusammenhang. Aber jetzt ward fünf Mal in eigenthümlichem Tact an die Thür geklopft. Sogleich öffnete Vroni.

Hans Jakob trat ein. Sein Erstes war, den befreiten Freund zu umarmen, zu liebkosen. Dann rief er: „Fort! Folge mir!“

Kuri schlang noch einmal seine Rechte um Vroni. Dann folgte er dem Freunde. Rasch vertraute ihm Simplicius Paßwort und Losung für die Wachen. Dann schritten Beide, Hans Jakob den Mantel, der zu Kuri's herzoglichem Waffenkleid gehörte, zusammengewickelt über dem Arm tragend, keck und sicher wenige Stufen hinab und traten in den Hof.

Am Thorweg trat die Wache vor Kuri's Uniform ins Gewehr. Kuri gab das Paßwort in unverfälschtem schweizerischem Accent. In derselben Weise wurden die Außenwerke genommen.

Die Bastille lag hinter ihnen.

Noch einmal umarmte Hans Jakob den Erretteten. Dann erzählte er, wie Alles gekommen; hastig, kurz, wie der Drang der knappen Zeit, des kurzen Weges gebot.

Der Commandant der Bastille war der Bruder des Pater Josef, der „grauen Eminenz", beide Söhne des Sieur Jean le Clerc, Seigneur de Tremblay, weiland Präsident der Bittschriftencommission des Königs. Der Commandant der Bastille war am Sterbebett seines mächtigen Bruders gestanden und hatte dessen Worte zu Gunsten Bernhard's und das Versprechen Richelieu's vernommen. Widerwillig bekleidete er nach dem Tode Josef's das Schergenamt der Bastille weiter, das nun lediglich im Rachedienst des Cardinals versehen werden mußte. Als Kuri, der Begleiter des Gesandten Bernhard's ohnmächtig als Gefangener in die Bastille getragen wurde, ahnte er richtig, daß der junge Officier nur ein Opfer des Hasses oder der Entdeckungsfurcht des Cardinals sei. Er hatte Kuri so gut behandeln lassen, als er durfte. Er hatte insgeheim dem Herzog Bernhard Kenntniß von dem Aufenthalte seines Schützlings gegeben. Bernhard hatte mit größtem Nachdruck Kuri's Freilassung bei Richelieu betrieben. Aber der Cardinal hatte behauptet, daß der Hauptmann des Herzogs sich den Befehlen der königlichen Soldaten, die ihn — seine Person verwechselnd — verhaften wollten, mit Feuerwaffe und Schwert gröblich widersetzt habe, so daß ein Officier gefallen und sechs Mann verwundet worden seien. Daher müsse zunächst das Recht des Landes über ihn ergehen. Dann solle des Königs Gnade walten. Darüber waren nun sieben Wochen vergangen, ohne daß Kuri ein einzig Mal verhört worden wäre.

Während dieser Zeit begab es sich, daß die Frau des Sieur Leclerc, Seigneur de Tremblay, Commandanten der Bastille, in Krankheit verfiel, und kaum hatte die Prinzessin Rohan davon vernommen, so sandte sie ihre Zofe in das düstere Schloß, um die einsame Dame zu pflegen. Vroni pflegte und wurde von den kinderlosen Alten wie ein Kind gehalten, auch als Madame genesen war. Die weiche Seele der Genesenden ward tief erschüttert, als Vroni ihr vertraute, daß sie dem unglücklichen Officier Bernhard's verlobt sei, der in einer der oberen Zellen der Bastille schmachtete. Hans Jacob kam häufig unter dem Vorwand, nach Vroni's und Kuri's Befinden zu fragen. Wenn er aber dann Abends in dem gemüthlichen Wohnzimmer des Commandanten saß, erzählte er, wie weit die Ansichten der Majestäten von denen des Cardinals abwichen, so weit Herzog Bernhard's Pläne und die Einkerkerung seines Lieblings in Frage kamen. Und an einem der letzten Abende legte er vor den erstaunten Commandanten eine fast neue Schatzanweisung im Betrage von zweitausend Livres zum Beweise dafür, daß er soeben vom König komme und der König selbst Kuri's Entweichung begehre. Der Seigneur der Tremblay prüfte die Echtheit der Schatzanweisung beim Lichtschein, und als er sich ihrer vergewissert, barg er sie bedächtig an seiner Brust. Er war nun überzeugt von dem, was Hans Jacob sagte, und hatte nichts einzuwenden, wenn Vroni und Hans Jakob den Hauptmann Herzog Bernhard's aus der Bastille entführten, vorausgesetzt, daß der Seigneur de Tremblay niemals der Mitschuld geziehen werden konnte.

Zu diesem Zwecke entnahm Hans Jakob einen Abdruck des Schlüssels zu Kuri's Zelle. Vroni besorgte die Verkleidung des Flüchtlings mit Hülfe ihrer Herrin. Und dann ward die Flucht auf den Abend festgesetzt, an welchem die Königin der Prinzessin Rohan vor ihrer Abreise nach Rheinfelden ein Fest in Saint Germain gab, zu dem auch der Commandant der

Bastille mit Gattin geladen war, so daß kein Schatten des Verdachts auf Beide fallen konnte, wenn Kuri in ihrer Abwesenheit entfloh. Da in derselben Nacht auch General von Werth als freier Mann heimzog, so war auch Simplicius der Rache des getäuschten Cardinals entrückt, wenn dieser nach einigen Tagen den Antheil des scheinbar so harmlosen Jünglings an der Entweichung Kuri's durch seine Späher ermitteln sollte.

Diese Mittheilungen machte Simplicius dem Freunde in aller Hast und Kürze. Kuri umarmte den Treuen, Fürsorgenden, Opfermuthigen von Neuem. Sie standen nun außerhalb der Stadt, auf der dunklen Landstraße nach Vincennes.

„Hier scheiden wir, Kuri", sagte Hans Jakob weich. „Wann wir uns wiedersehen, und wo, steht bei Gott. Aber unserer gedenken werden wir immer, gelt?"

Kuri verbiß die Rührung. „Immer!" rief er, die Hand Hans Jakob's drückend.

„Sei glücklich mit Deiner Vroni", fuhr Simplicius fort. „Der Schatz wär' mir grad recht gewesen, wenn nicht der Freund schon vor mir mit besserem Spruch ihn gehoben hätte."

Keine Falte seines Herzens konnte dieser harmlose Mensch bergen.

„Liebst Du Vroni?" fragte Kuri, übermächtig bewegt.

„Ich glaube, es war Liebe, was ich für sie fühlte."

„Und Du befreitest mich, um mich glücklich, Dich unglücklich zu machen?"

„Um Euch glücklich zu machen", lachte Hans Jakob. „Juchheissa, es wird gelingen!"

Kuri war überwältigt durch die einfache Größe des Freundes. Er konnte nicht mehr sprechen. Stumm drückte er seine Hand.

Hans Jakob warf ihm ohne ein Wort den Mantel über, den Kuri als Bernhard's Hauptmann getragen, und der die glänzende Schweizeruniform verhüllte.

„Was soll das?“ fragte Kuri verwundert.

„In diesem Mantel reitest Du flüchtend an den Lichtern von Vincennes vorüber, Kuri, und weiter bis an den Kreuzweg von Nogent sur Marne, damit Deine Verfolger den Hauptmann Herzog Bernhard's fliehen sehen und meinen, Du folgtest der graden Straße zum Rheine. Vor Nogent aber streifest Du den Mantel ab und reitest durch den Wald von Vincennes als Schweizerofficier nach Joinville le Pont oder Champigny; hier verweilst Du einige Tage, bis Deine Verfolger unverrichteter Sache zurückgekehrt sind. Dann wagst Du getrost über Brie sur Marne die grade Straße zu Bernhard. Hier noch zwei Dinge: ein Paß für den verabschiedeten berner Officier in Königs Dienst von Bonstetten, der zur Zeit im Spital Hôtel Dieu krank liegt — Gott besser's! — und hier ein Beutelchen Gold von der Herzogin Rohan zur Wegzehrung. Ein Fläschlein Kirschwasser steckt in Deinem Wamms. Nun aber leb' wohl, Lieber!“

Die Freunde umarmten sich zum letzten Mal. Hans Jakob ließ einen leisen Pfiff erschallen.

Ein Reitknecht führte aus dem Laubwald am Wege zwei Pferde heran, deren eines Kuri bestieg. Dem letzteren Abschied winkend, verschwand Hans Jakob in der Nacht.

Zwanzigstes Capitel.

Zum ersten Mal seit langen, hoffnungslosen Wochen saß Kuri wieder auf dem Rücken eines muthigen Thieres. Die ganze deutsche Reiterlust mußte er austoben. Er jagte an den lichten Gassen von Vincennes vorüber und setzte über den Schlagbaum mit mächtigem Satze, ohne sich um die drohenden Rufe der Hüter der verletzten Pfenniginteressen des französischen Staates zu kümmern. Aus der Richtung der Bastille dröhnten Kanonenschüsse, um Stadt und Umkreis zu verkünden, daß ein Staatsverbrecher aus den undurchdringlichen Mauern entwichen sei. Kuri war am Kreuzweg vor Nogent angelangt. Er legte den Mantel ab, schnallte ihn unkenntlich fest und ritt langsam in südwestlicher Richtung gegen Joinville durch den Wald von Vincennes.

Plötzlich glaubte er schweres Stöhnen und Seufzen aus dem Waldesdickicht zu hören.

Er lauschte aufmerksam. Die bangen Töne wiederholten sich. Er band sein Pferd an einen Baum und ging den Tönen nach. Der Mond schien hell. Zudem war Kuri's Auge in der Bastille daran gewöhnt worden, im Halbdunkel scharf zu sehen.

So erkannte er denn bald in dichtem Gebüsch am Wege die blutige Gestalt eines alten Mannes, der röchelnd am Boden lag, das Haupt an einen Baumstamm gelehnt. Eine Stichwunde in der linken Brust hatte großen Blutverlust erzeugt. Der Verwundete trug reiche bürgerliche Tracht. Ein langer weißer Bart floß ihm über die Brust.

Kuri griff an die Tasche des Wammses und holte das Fläschlein hervor, dessen Hans Jakob Erwähnung gethan. Das feurige Naß belebte die entschwindenden Lebensgeister des Verwundeten. Er schlug die Augen auf und flehte mit matter Stimme:

„Um Christi Blut verlaßt mich nicht! Schafft mich heim!“

„Wo wohnet Ihr?“ fragte Kuri ängstlich; denn nach Paris oder Vincennes konnte er den Unglücklichen keinesfalls zurückbringen.

„In Joinville le Pont“, stöhnte der Verwundete. „Ihr hörtet gewiß schon von Alphonse Barbet?“

„Dem berühmten Goldschmied?“

„Der bin ich. Reich will ich Eure Liebe lohnen.“

„Euer Ort ist mein Reiseziel für heute. So kann ich Euch helfen. Euer Gold begehr' ich nicht. Lasset Euch heben!“

Kuri hob mit gewaltiger Kraft den Hülflosen vom Boden und trug ihn zum Pferd. Hier hüllte er den Fröstelnden in den Mantel, hob ihn auf das Roß, schwang sich selbst in den Sattel und trabte, den Verwundeten fest im Arm, eilig nach Joinville. In einer halben Stunde war der Ort erreicht. Alles war nachtstill, zur Ruhe gegangen.

„Wo wohnet Ihr?“ fragte Kuri.

„Im Schlößchen — sind wir schon daheim? Ihr müßt bei mir bleiben, mein Retter, wie heißet Ihr?“

„Kuri — von Bonstetten“, erwiderte Kuri, über die Nothlüge erröthend. Dann zog er an dem einzigen Gebäude, das den Namen Schlößchen verdiente, die Glocke.

Unter dem Wehgeschrei eines alten Dieners und einer bejahrten Haushälterin wurde der Verwundete ins Haus getragen.

Kuri untersuchte und verband die Wunde mit der Sachkunde eines Kriegers, der in zwanzig Jahren oft gezwungen war, den Arzt zu spielen. „Die Wunde ist nicht gefährlich“,

sagte er bestimmt. „Nur Schreck und Blutverlust hat Euch so weit entkräftet. Ruhet nun und gestattet, daß ich bei Euch wache. Morgen seid Ihr kräftiger, wohl schon außer Gefahr.“

Es geschah so, wie Kuri vorausgesagt.

Der alte Meister fühlte sich andern Tags schon wesentlich besser. Kuri behandelte die Wunde vortrefflich. Passende Nahrung hob die gesunkene Kraft.

Am dritten Tage aber gestattete Kuri erst, daß der Verwundete die ihn sichtlich erregende Erzählung der blutigen That im Zusammenhange gab, zu welcher Barbet in den Vortagen immer ansetzen wollte.

Diese Erzählung war auch für Kuri weit fesselnder, aufregender, als er erwartet hatte.

„Am Mittwoch, dem 11. April, Nachmittags gegen fünf Uhr“ — begann Barbet mit einer Weitläufigkeit der Zeitangabe, welche unter anderen Umständen den Zuhörer mit der Besorgniß erfüllt haben würde, daß der Erzähler geneigt sein werde, sich ungebührlich bei Nebendingen aufzuhalten. Kuri Rüdinger aber wurde schon durch diese Zeitangabe sehr neugierig. „Seltsam“, sagte er sich — „das war der Tag, an dem der König bei Richelieu erschien und der Cardinal in Ohnmacht sank.“ —

„— Gegen fünf Uhr, ja, erschien in meinem Kaufladen zu Paris ein Italiener, Signore Crivelli, wie er sich nannte, im Auftrage einer hohen Person, wie er versicherte, und bestellte ein silbernes, theilweise vergoldetes Trinkgefäß. Dasselbe sollte im Geschmacke des Benevenuto Cellini gearbeitet sein und eine Fortuna darstellen, welche die Weltkugel wie einen Spielball in den erhobenen Armen hält. Das Innere der Kugel sollte die Trinkschale bilden. Der Deckel war zum Abheben. Im Innern der Kugel sollten die Wappen von Sachsen-Weimar und Elsaß prachtvoll in Relief getrieben werden —“

„Welche Wappen?“ fragte Kuri staunend.

„Die Wappen von Sachsen-Weimar und Elsaß. — Das erscheint Euch sonderbar, Herr Capitain von Bonstetten, nicht wahr? Auch mir erschien es so. Aber mein Erstaunen wuchs, als der Besteller weiter eine geheime Vorrichtung an dem Trinkgeschirr forderte, durch welche sich an einem der Wappen eine unter der hervortretenden Reliefmasse unsichtbare kleine Klappe öffnete, welche den Inhalt einer gleichfalls verborgenen Höhlung der Kugel in den Becher ausströmen ließ, ohne daß der Trinker es merkte."

Kuri war von seinem Tabouret zu Füßen des Verwundeten aufgesprungen und starrte Meister Barbet entsetzt ins Antlitz.

„Auch ich war fast so überrascht wie Ihr bei dieser seltsamen Bedingung und ahnte nichts Gutes, zumal der Besteller wenig Vertrauen erweckte. Er war bleich; unheimlich blitzte sein schwarzes Auge. Wild hingen Haar und Bart um das scharfe Gesicht, aus dem die Nase hervortrat wie die Fänge eines Geiers."

„Ueber dem linken Auge hatte er eine rothe Schußnarbe und sprach durch die Geiernase" — ergänzte Kuri, in athemloser Spannung die Antwort erwartend.

„Genau wie Ihr sagt. Woher wißt Ihr das?"

„Tamata!" rief Kuri gellend und barg sein Gesicht in seiner Hand.

„Auch diesem Namen begegnete ich durch Zufall. Doch hört mich zu Ende —"

„Eilt, o eilt — ein theures Leben hängt von Eurer Eile ab."

„Wohlan, um es kurz zu machen, ich ahnte nichts Gutes und erklärte besagte Vorrichtung für unausführbar. Da lächelte er. Er hatte schon bei der äußeren Beschreibung des Trinkgefäßes seine Ideen durch treffliche Zeichnungen verdeutlicht. Nun legte er auch Blätter vor, auf denen die geheime Vorrichtung, die er verlangte, in einfacher Ausführung bis ins

Einzelnste beschrieben und gezeichnet war. Durch einen Druck unter dem Fuß der Fortuna sprang die verborgene Klappe auf."

„Meister Alphonse Barbet sollte das nicht fertig bringen?" fragte er spöttisch.

„Wozu diese Vorrichtung, Signore Crivelli?" erwiderte ich.

„„Der Becher soll einem hohen Paar zur Vermählung geschenkt werden"", sagte er gelassen. „„Der saure Rheinwein, den die Deutschen gut finden, soll plötzlich wie durch ein Wunder von würziger Süße durchdrungen sein, sowie die Braut ihn an die Lippen führt.""

„Er legte bei diesen Worten fünfhundert Livres als erste Anzahlung auf mein Pult, und ich ward geblendet vom Gold und redete meinem Gewissen vor: wer so freigebig sei, könne nichts Arges im Schilde führen. Ich sagte ihm die Ausführung zu. Er ging."

„Unseligster!" rief Kuri grimmig.

„Ja, ich hatte es selbst bitter zu bereuen, Herr Capitain, wie Ihr sogleich hören werdet. Als ich die Zeichnungen wegschließen wollte, die Signore Crivelli in meiner Hand gelassen, entdeckte ich einen Briefumschlag unter den Papieren, welcher die Adresse des „Signore Dottore Tamata in Paris" trug, auf der Klebseite aber das Wappen Seiner Eminenz des Cardinals von Richelieu."

„Natürlich war dies die „hohe Person", die ihn zu Euch sandte!" rief Kuri mit wildem Hohn.

„Möglich. Kaum hatte ich dies Papier gefunden, so kam der Signore Crivelli zurück und erbat sich dasselbe, da er es einem Freund wieder abliefern müsse."

„Seinem einzigen guten Freund — sich selbst", rief Kuri hohnlachend.

„Nun besuchte mich der Signore Crivelli häufig, bis das Werk vorgestern fertig wurde. Es war tadellos schön; die geheime Vorrichtung wirkte wunderbar sicher."

„Wunderbar sicher!“ wiederholte Kuri in schmerzlichster Bewegung.

Es war indeß theurer geworden, als verabredet, wegen eben dieser Vorrichtung und der trefflichen getriebenen Reliefarbeit der Wappen. Signore Crivelli hatte nur die vereinbarte Summe bei sich. „„Den Rest bringe ich noch heut' nach Joinville le Pont““, sagte er. „Hat Zeit“, erwiderte ich. „„Nein, Meister, denn ich reise noch heut' mit dem Geschenk in Begleitung des Gesandten Seiner Majestät, des Kammerherrn de l'Isle, an den Rhein zum Herzog Bernhard von Weimar —““

„Macht fertig!“ rief Kuri wild in höchster Ungeduld. „Den Rest kann ich Euch selbst erzählen. Der Signore Crivelli-Tamata erschien vorgestern bei Euch in diesem Schloß, zahlte Euch den Rest Eurer Forderung, bat um die Ehre Eures Geleites auf dem Rückwege und erdolchte Euch an einer einsamen Stelle des Waldes von Vincennes, um das Geheimniß des Bechers zu wahren. Doch die Psalmen, die der Hugenot Alphonse Barbet am Herzen trug, hemmten die Wucht des tödtlichen Stoßes.“

Fahle Blässe legte sich auf das Antlitz des Verwundeten. Angstvoll haftete sein Auge auf dem jungen Krieger.

„Seid Ihr allwissend — oder ein Vertrauter des Buben?“

„Keines von Beidem, Meister“, sprach Kuri treuherzig. „Aber ich sah unter dem Gifte des Mordbuben schon ein theures Opfer erliegen, das auch Euch im Leben und Tod theuer sein muß, den Herzog Heinrich Rohan.“

„Wer seid Ihr, Unbegreiflicher?“ flehte der Greis leuchtenden Auges, die hagere Hand nach Kuri ausstreckend — „Ihr seid mit nichten der Capitain von Bonstetten?“

„Nein, Meister, der bin ich nicht. Ich trage nur die Uniform seines Ranges, seinen Paß. Ich bin ein gehetztes Wild des Cardinals Richelieu, der Flüchtling der Bastille Kuri

Rüdinger, Hauptmann des Herzogs Bernhard von Weimar, nach dem die Häscher des Cardinals heute Mittag auf ihrem Rückwege nach Paris in Eurem Schlosse fragten und der von Euren Leuten in gutem Glauben verleugnet ward."

„Und da Leben und Tod an der Eile Eurer Fersen hing, hieltet Ihr das Roß an, mein armes Leben zu retten?" fragte Barbet, der Thränen nicht mehr mächtig.

„Hättet Ihr begehrt, nach Paris oder Vincennes geführt zu werden, so hätte ich Euch nur der Gnade der nächsten von mir erweckten Nachbarn empfehlen können", erwiderte Kuri schlicht. „Hierher aber kommt' ich Euch selbst bringen."

„Verringert Eure That nicht, edler Retter", mahnte Barbet. Dann bat er, scheinbar abschweifend: „Schließet mit diesem Schlüssel den obersten Kasten jener Truhe auf und reicht ihn mir!"

Kuri willfahrte hastig. Der Juwelier streifte die Hülle werthlosen Papiers und alter Leinwand zurück, die den Kern des tiefen Kastens überdeckte. Eine große Anzahl seidener Beutel voller Gold ward sichtbar. „Das Alles ist Dein, lieber Sohn, nimm es!"

Kuri blickte kühl auf den größten Reichthum, den je sein Auge geschaut, und schüttelte unmuthig den Kopf.

„Ich bin kinderlos, ohne Verwandte, ein Greis, ohne Bedürfnisse, und besitze noch weit mehr als dieses", mahnte Barbet.

„Gleichviel, ich rettete Euer Leben nicht um Gold; um Christi Blut, wie Ihr in der Noth riefet. Und jedes dieser Goldstücke würde mein Roß beschweren, von dessen Eile nun vielleicht das Leben meines Herzogs abhängt. Dank Euch, lieber Vater! Aber versucht und haltet mich nicht länger!" Kuri küßte den Alten auf die Stirn und wollte enteilen.

„Nur ein Wort noch, das Euch wichtig ist", rief der Greis. „Signore Crivelli oder Tamata, wie Ihr ihn nennt,

hat sich zur Unkenntlichkeit verändert. Tiefbraun ist sein Antlitz gefärbt, sein Bart rasirt, sein Haupthaar in kurze Locken gekräuselt, selbst die Narbe über dem Auge verschwunden."

„Seine Stimme wird ihn verrathen!" rief Kuri hinauseilend.

Eine Viertelstunde später lag Joinville hinter dem unechten Hauptmann von Bonstetten; der letzte Abschied von Meister Barbet war genommen, und in Windeseile trug der muthige Renner seinen Reiter nördlich nach Brie sur Marne, dann westlich über Noisy und Champs nach Lagny. Von hier nach kurzem Aufenthalt in sausendem Trabe weiter bis zur sinkenden Nacht, an der Bischofsstadt Meaux vorüber, bis Château Thierry.

Als Kuri hier den verrätherischen Mantel seiner herzoglichen Uniform selbst vom Sattel schnallte und nach dem Zimmer seines Gasthofes hinauftrug, um ihn dort zu verschließen, fühlte er in der Tasche ein großes viereckiges Packet, das ihm fremd war. Er schloß die Thür, entzündete Licht und schnitt die neuen, ihm unbekannten Nähte der Tasche auf. Zu seinem Erstaunen entnahm er derselben ein Packet, das verschnürt und versiegelt war und mit einem Zettel beklebt, der die Worte enthielt: „Seinem Lebensretter Kuri Rüdinger der dankbare Alphonse Barbet." In dem Packet lagen zwanzig französische Schatzanweisungen zu je tausend Livres.

Kuri war tief bewegt. Diese Summe machte ihn zu einem der reichsten Männer der Heimath. Alle Sorge des Lebens war durch den Schatz gebannt, den der gütige Geber ihm zugeeignet. Glücklich stand die eigene Zukunft an Vroni's Seite vor seinem Auge. Gleichwohl aber konnte er dieses Glückes nicht froh werden, da bange Sorge um das Leben und Schicksal seines Herzogs ihm das Gemüth bedrückte. Morgen mußte er vor dem Frühroth wieder reiten. So warf er sich ohne Imbiß auf sein Lager und entschlief.

Immer war er bisher das baumreiche Hügelland der Marne entlang geritten. Das tiefe Blaugrün des klaren Stromes und der dichte Schatten der alten Bäume des Flußbordes thaten auch am nächsten Morgen seinem Auge wohl, da er nach der langen Gefängnißnacht die blendende Julisonne schmerzlich stechen und brennen fühlte. In scharfem Trabe ging es am linken Marneufer weiter an Dormans vorüber nach Epernay, wo Kuri an der Mittagstafel zum ersten Mal in seinem Leben den schäumenden Naturwein der Champagne kostete. Das Nachtquartier wurde in Châlons genommen. An den südwestlichen Hängen der Argonnen jagte der Hauptmann Bernhard's am dritten Tage, dem vielgewundenen Stromband der Marne folgend, nach Vitry le Français, dann scharf nach Nordosten ausbiegend, die Marne verlassend, dem Flußgebiet der Maas entgegen durch das lachende Thal von Ravigny gegen Bar le Duc. Im Abendstrahl funkelte die alte schöne Stadt vor Kuri's Auge, die der Franzose wegen ihres bestechenden Reizes auch Bar la Coquette nennt. Aber schmerzvoll zuckte Kuri's Auge unter dem heißen Julisonnenglanz. Jeder Sonnenstrahl schien, zu einem feinen Dolch geschliffen, die Netzhaut zu durchbohren. Selbst die Nacht brachte wenig Erleichterung und Schlaf, trotz fortgesetzter kühler Umschläge auf den leidenden Augen. Der lange Ritt des vierten Tages über Ligny und Toul bis Nancy ward dem Reiter trotz der entzückenden Landschaft und trotz des erhebenden Gedankens, daß er nun schon auf uraltem deutschen Reichsboden stehe und die schönste und reichste Stadt Lothringens schaue, zu stetig wachsender Qual.

Die Entzündung seiner Augen, ihr stetes Thränen, der bohrende Schmerz, den jeder Lichtstrahl verursachte, waren unerträglich geworden. Kuri konnte nicht weiter reiten. Auch sein Roß konnte nicht weiter. Er mußte hier rasten, Hülfe und Linderung zu suchen in seinem Schmerz, bequemere Reisemittel.

Ein erfahrener Arzt erschien, beschaute die kranken, stark gerötheten Augen Kuri's und schüttelte den Kopf. Er entzog dem Kranken durch Ansetzung von Blutegeln in der Nähe der Augen eine beträchtliche Menge Blut und gab Recepte zu kühlenden Umschlägen. Vor Allem aber verordnete er lange, vollständige Ruhe in dunklem Zimmer. Kuri fühlte sich durch die Blutentziehung und die Umschläge des Arztes wesentlich erleichtert. Keinesfalls durfte er hier länger säumen. Ein Leben, das viel wichtiger war als sein eigenes, hing von seiner Schnelligkeit ab. Das Licht seiner Augen hatte diesem Leben gegenüber vollends keinen Anspruch auf Schonung.

Kuri bat daher den Postmeister der Stadt zu sich in den Gasthof, bewirthete ihn mit einer Flasche vom Besten und offenbarte ihm, daß er in geheimer Sendung des Königs zu dem Marquis von Guébriant nach Kolmar reise. Sein Arzt wolle ihn hier in Nancy festlegen. Aber des Königs Dienst heische Eile. So begehre er denn die vier besten Pferde der Post und den besten Wagen mit verschließbaren Fenstern bis über das Gebirge nach Schlettstadt, und die Empfehlung an jede Umspannstation, daß dort abermals die vier besten Rosse dem Hauptmann von Bonstetten gestellt würden. Den ganzen Betrag der Reisekosten und ein reichliches Trinkgeld wolle er im Voraus erlegen.

Die edlen Absichten des jungen Mannes und der ausgezeichnete Château d'Yquem, den der Posthalter allein schlürfen durfte, da Kuri nur Wasser trinken mußte, verdienten jede Ermunterung.

„Vier excellente Renner und einen herrlichen Wagen stelle ich Euch", sagte der Postmeister, „aber es wird schwer halten, Herr Capitain, vier tüchtige Pferde auf den Relais zu bekommen, da vorgestern der Gesandte Sr. Majestät, der Kammerherr de l'Isle, mit seinem Diener hier durchkam und dasselbe begehrte, wie Ihr. Aber ich bringe es fertig, Morbleu, bringe es fertig."

Sein feuriger Blick auf die fast geleerte Flasche ließ ungewiß, ob er eine zweite Flasche oder die Bespannung meine, so daß Kuri eine zweite, dritte und vierte verhieß, wenn die Bespannungsfrage befriedigend gelöst sei. Das Versprechen hatte die gewünschte Wirkung.

Am Frühmorgen des folgenden Tages hielt ein trefflicher Wagen mit grünen Seidenvorhängen, mit königlichem Viererzug bespannt, vor Kuri's Gasthof. Dem zum Morgenbesuch herbeieilenden erstaunten Arzt wurde ein glänzendes Honorar in die Hand gedrückt. Der Posthalter zog das Käppchen tief von dem noch weinselig gerötheten Haupt, als der Capitain der Schweizergarde einstieg und davonfuhr.

In rasendem Laufe, unter schmetterndem Posthornklang jagten die Rosse die Meurthe entlang nach Luneville, demselben Flusse aufwärts folgend, nach Raon l'Etage; dann immer langsamer, steiler ansteigend zum Nachtquartier von St. Dié.

Abermals hatte der Schmerz der brennenden Augen Kuri's beträchtlich zugenommen. Fast schlaflos wurde die Nacht verbracht. Als der Wagen in den ersten Morgenstunden die Bergmauer der Vogesen hinanklimmte, erschien Kuri die herrliche Landschaft, auf deren Anblick sein Herz sich so gefreut, trotz des hellsten Sonnenlichtes in dunkle Schleier und Nebel getaucht. Krampfhaft waren die kranken Augen geschlossen. Unaufhörlich fielen daraus heiße, dicke Tropfen. Nur der köstliche Harzgeruch der Tannen, der durch die geöffneten Wagenfenster strömte, und die deutschen Sprachlaute der Bergbewohner, die den Reisenden grüßten oder unter sich plauderten, richteten Kuri's sinkende Lebensgeister wieder empor, weil sie ihn an die größere Nähe der Heimath gemahnten. Aber Fieberschauer schüttelten dazwischen seinen Körper, und unruhiger, ängstlicher Schlaf ertödtete oftmals jegliches Wollen und Bewußtsein.

Einundzwanzigstes Capitel.

Der zweite Sommer unter Bernhard von Weimar's friedenschützender Hand war über den gesegneten Fluren des Oberrheins aufgestiegen. Alles stand in üppigem Gedeihen. Alle Felder und Rebberge waren wieder bestellt, vom Horn von Grenzach an bis zum Hohentwiel, vom Bötzberg bis zum Belchen von Kolmar und den Dreiähren. Die uralten Berghäupter des Jura, des Schwarzwaldes und der Vogesen blickten in ein friedlich blühendes Land. Und die Menschen in Berg und Thal hatten des zwanzigjährigen Elends fast vergessen. Endlos wie die Verzweiflung zuvor sich die Pein der Kriegsjahre vorgestellt, malte sich nun die Hoffnung die Dauer und Segnungen des Friedens unter dem Schirm des milden Herzogs.

Alles Dunkel war von den Plänen Bernhard's gewichen. So einfach, klar und nothwendig erschienen sie nun Allen, Jung und Alt, Katholiken wie Protestanten, wie Sonnenschein nach langen Regentagen. Niemand litt darunter, Bernhard zu gehorchen. Allen brachte sein Regiment Vortheil, Sicherheit, Frieden.

Neue, heilvolle Botschaft hatten die letzten Tage verkündet. Der Gesandte des Königs von Frankreich war am Hoflager Bernhard's zu Rheinfelden erschienen, um dem Herzog das Elsaß, einschließlich der Feste Breisach, zu eigen zu lassen. Die hohe Braut Bernhard's, Marguerite von Rohan, war von Paris zurückgekehrt, um dem ruhmreichen Landgrafen des Elsaß das Eheversprechen zu erfüllen, das sie dem kühnen Kriegsmann Bernhard, dem Herzog ohne Land, vor Jahren in Paris gegeben haben sollte. In Bernhard's Umgebung drängten sich die Boten und Gesandten mächtiger Herren und ließen in Mienen

und Worten keinen Zweifel, daß sie Alle das Ziel ihrer Sendung erreicht hatten. Da wandelte der erlauchte greise Gelehrte Hugo Grotius, als vertrauter Gesandter des schwedischen Kanzlers Oxenstjerna, an der Seite des herzoglichen Kanzlers Rehlinger; da weilten der geheime Agent des Kaisers, Herr Heusler von Basel, und der Kanzler des landflüchtigen Herzogs Karl von Lothringen, der nun dem alten Schlachtenfeind Bernhard zu Schutz und Trutz für Land und Bestand die kräftig bewehrte Hand bot; hier schritt an Bernhard's oder Schrütter's Seite, von Berns weitschauenden Räthen zum ersten Mal in seinem Leben zu diplomatischer Sendung gewählt, des Herzogs Liebling, Pfarrer Walter Helveticus von Twann.

„Was könnt Ihr mir bieten?“ hatte Bernhard lächelnd den Pfarrer gefragt, als dieser seine Beglaubigung überreichte. „Ist Bern unter die Großmächte getreten?“

„Nicht erst seit heute“, hatte Helveticus gelassen erwidert, „da es schon vor zwei Jahrhunderten den mächtigsten Fürsten damaliger Zeit, Karl den Kühnen, zu Fall gebracht. Der Herzog von Weimar sollte, mein' ich, die Kraft jenes Volkes nicht gering schätzen, das, wenn der Heerruf ergeht, zusammenfließt von den Hütten an der Grenze des ewigen Eises bis zu den Thälern, da die Aar in den Rhein fällt.“

„Dieses Volk ist in Euch verkörpert, mein Theurer!“ hatte Bernhard, den Pfarrer umarmend, geantwortet.

So war der siebzehnte Juli gekommen, ein Dienstag.

Ein Tag der Freude, des Festes für Rheinfelden, die Lieblingswohnstätte des Herzogs, seit er die Stadt in ehrlichem Kampf genommen. Keinem Kinde Rheinfeldens war mehr verborgen, daß Bernhard hier die Residenz seines Reiches künftig aufzuschlagen gedenke, und die Brust jedes rheinfelder Bürgers fühlte sich gehoben bei dem Gedanken, daß der Ueberwinder so vieler Länder und Städte die Reize der Landschaft und die Tüchtigkeit der Bewohner dieser Stadt so gerecht würdige.

Aber noch höher schätzte und achtete die Bürgerschaft der Stadt und des Oberrheins den Herzog aus dem Grunde, weil er von ihr keinen Treueid forderte, ehe das angestammte Oberhaupt des Hauses Habsburg sie ihres Gehorsams entbunden hatte.

So konnte auch Stadt und Landschaft an dem heutigen Ehrentage des Herzogs, der von Rheinfelden aus seinen festlichen Einzug in das ihm zu eigen gegebene Elsaß als Landesherr halten wollte, unbefangen und freudig Theil nehmen. Kein Saal, kein geschlossener Raum der kleinen Stadt hatte sich groß genug und geeignet erwiesen, die zahlreichen Gäste des Herzogs zu fassen. So hatte man denn auf dem großen viereckigen Platze vor der Martinskirche, der in früheren Jahrhunderten zum Kirchhof gedient hatte und nun mit dichten Reihen blühender Linden bepflanzt war, die Tafeln aufgeschlagen. Ein guter Theil der Bürgerschaft war zu Gaste geladen. In den Häusern um das große Rechteck des Platzes, an den Wegen außerhalb der Baumreihen drängte sich das ungeladene Volk der Stadt, der Umgegend, um Zeuge des Liebesmahls zu sein, das der Herzog vor seiner festlichen Reise nach dem Elsaß, mit den vornehmen Gesandten und Gästen, mit den Spitzen der ihm liebwerthen Bürgerschaft, nach der Predigt in der Martinskirche, im Freien unter den duftenden Baumkronen hier halten wollte.

Die Klänge der alten guten Orgel der Stiftskirche verkündeten nun das Ende des Gottesdienstes. Ein dichter bunter Schwarm Andächtiger und Neugieriger entströmte den geöffneten Pforten und verdichtete das Gewühl in den Straßen nach dem Kirchplatz. Kaum vermochten die Soldaten Bernhard's — darunter mancher, der unter Savelli und Werth gegen ihn gestritten — eine Gasse frei zu halten für den Herzog und sein Gefolge, von dem Portal der Kirche bis unter die Linden. Alles drängte sich, den neuen Gebieter, seine Braut, die fremden Gesandten, die berühmten Heerführer Bernhard's zu schauen.

An der Spitze des herzoglichen Geleites tauchten die Pfarrer Helveticus und Schrütter aus der Kirche Dunkel. Beide hatten, auf Wunsch des Herzogs, von der Kanzel gepredigt. Beide gleich einfach, innig, christlich. In herzlicher Liebesgemeinschaft traten Beide nun neben einander aus dem Gotteshause. Und Jeder von ihnen sagte sich still: „Wenn alle unsere Amtsbrüder dächten wie wir, so ließe sich der Zwiespalt der Bekenntnisse wieder schließen."

Dann folgte der Herzog, an Marguerite's linker Seite schreitend. Allgemeine Bewunderung weckte der Anblick des fürstlichen Paares. So schön und hoheitsvoll war Bernhard noch Keinem erschienen, als in dieser Stunde. Das herrliche schwarze Sammetkleid mit purpurnen Verzierungen, über das vom Hals, an der Brust und den Handwurzeln des Trägers die reichsten Spitzen flossen, hob die schlanke, edle Gestalt des Herzogs. Vom nämlichen Stoff und Schmuck waren die bis über die Knie reichenden Beinkleider. Ein kurzer herzoglicher Mantel bedeckte die Schultern. Ein schwarzer weiter Hut, auf einer Seite aufgekrempt, saß auf Bernhard's Haupt. Eine köstliche Agraffe hielt die aufrecht gesteckten wehenden weißen Straußenfedern.

Die Braut des Herzogs gewahrten die Bürger Rheinfeldens zum ersten Mal in den lichten Farben der Freude. Das Jahr der Trauer um den theuren Vater war längst abgelaufen. Das Glück des Wiedersehens, die Erfüllung all' der großen Hoffnungen, die sie mit dem Erwählten getheilt und errungen hatte, die Gewißheit, daß nun auch das Ziel treuester Liebe erreicht sei, hatte die reizende Gestalt, das edle Antlitz in ein Jungbad von Schönheit und Anmuth getaucht und alles Herbe und Spröde abgestreift, das vor einem Jahr an ihrer Erscheinung befremdet hatte. In warmem, rosigem Hauch erglühte ihr weißes Antlitz. In sonnigem Glanz strahlten die schwarzen Augen dem Verlobten, dem malerischen Gewimmel dichtgedrängten

Volkes entgegen. In kunstlosen Locken fiel das schwarze Haar zur Schulter, von reichen Perlenschnüren durchzogen. Eine Doppelkette köstlicher großer Perlen umschlang den Hals. Daran hing die goldene Kapsel, welche die Bildnisse der Verlobten barg. Die Schulter lag bis zur Hebung des Busens frei, umrahmt von breitem Kragen mit kostbarem Spitzenwerk. Aermel, Mieder und Oberkleid, das bauschig zurückfiel und in einer mäßigen Schleppe endete, von blauem Sammet mit breitem echten Goldstreifen durchwirkt. Das Unterkleid von schwerem, weißem Atlas, der in weiten schönen Falten die mit gelbem Corduan bekleideten Füße bedeckte.

So schritt das fürstliche Paar aus der Kirche zu St. Martin, und als das Volk seiner ansichtig wurde, entblößten sich in andächtigem Schweigen die Häupter ringsum; dann aber brauste einstimmig der Ruf zum heiteren Morgenhimmel: „Lang' lebe Herzog Bernhard und Marguerite von Rohan!"

Das Brautpaar grüßte dankend nach allen Seiten, und schon war der kurze Weg bis zu den Linden des Kirchplatzes nahezu vollendet, als ein dichter Trupp Landleute, die von außen gekommen, Männer, Weiber und Kinder, das undichte Spalier der Soldaten durchbrechend, sich in den Weg des Herzogs warf und ihm zu Füßen in die Knie sank, seine und seiner Braut Gewänder mit Küssen bedeckend. Die Entfernteren bewegten Hand und Lippen mit Segenswünschen. Die schlichten Leute hatten vordem daheim immer eine Kirchenpuppe gehalten, welche wunderthätige Kraft besaß bei Viehsterben, Mißwachs, Dürre oder Nässe. Zwanzig Jahre lang hatte die Kraft des Nothhelfers versagt. Vor jedem Kroaten und Sereschauer hatten sie gelernt in die Knie zu sinken, um grausamer Marter zu entgehen, und zu den Troßknechten der wechselnden Heere wie zu höheren Wesen emporzublicken. Nun war der Stärkste, Mildeste unter Allen gekommen, der Herzog,

der wieder in Frieden die Ernte reifen ließ, der Unschuld, Hof und Vieh beschirmte — ihn wollten sie schauen und anbeten als den kräftigsten Nothhelfer der argen Zeit.

Aus Bernhard's Antlitz war der letzte Blutstropfen gewichen bei diesem Anblick.

„Unselige!“ rief er hart. „Wollt Ihr meinen Tod? Der Schwedenkönig Gustav Adolf mußte sterben, als das Volk in abergläubischer Verehrung vor ihm die Knie beugte. Erhebt Euch, gebt die Bahn frei!“ befahl er rauh, mit dem Fuße stampfend.

Verschüchtert hob sich der Knäuel der Landleute vor seinen Füßen. Den heimathlichen Puppen, die Jahrhunderte lang Wunder gethan haben sollten, und den irdischen Gewalthabern in Uniform, welche seit zwanzig Jahren die Gegend unsicher machten, war dieses Zeichen der Ergebenheit immer angenehm gewesen. Begehrte der Herzog noch mehr?

Hinter dem Herzog folgte der Gesandte Frankreichs, der Kammerherr de l'Isle. Und hinter diesem dessen taubstummer Diener, eine auffallende Figur in großer weißer Perrücke, von tiefbrauner Gesichtsfarbe, mit scharfer Habichtsnase. Diesem Menschen schien der allgemein bemühende Vorgang besonderes Vergnügen zu bereiten. Denn als der Herzog die sündhafte Verehrung der Landleute deutlich genug als eine Herausforderung des göttlichen Zornes bezeichnete, lachte der Unmensch. Vermuthlich doch nur, weil er nicht verstand, was vorging.

Der Gesandte der Krone Schwedens, Hugo Grotius, des Herzogs Kanzler Rehlinger, Herr Heusler, der Agent des Kaisers, die Boten des Lothringers, der Herren von Baden und Würtemberg, wandelten hinterdrein; dann die Feldobersten Bernhard's: Rosen, Ehm, Taupadel, Starrschädel, Kalenbach, dieser durch die Anwesenheit seiner munteren Braut, der Wittib Ursula Strüblin, zu seiner Rechten und Vroni's zu seiner Linken, das friedliche Einvernehmen des Kriegsmannes mit dem

Bürgerthum glücklich verkörpernd. Rath und Zunftobere der Stadt schlossen den Zug. Nur Erlach fehlte, da er des Herzogs Krönungs- und Hochzeitsfest in Breisach vorbereitete.

Als Wein- und Küchenmeister schaltete unter den Linden Herr Jeremias Umbreit, weiland Brotkeller von Beuggen. Den letzten Feldherrnblick warf er auf das Schlachtfeld; dann, nachdem die Herrschaften sämmtlich die für sie bestimmten Plätze eingenommen, gab er das Zeichen zum Angriff.

Die Töne der Orgel der Stiftskirche, welche den Zug ins Freie geleitet hatten, waren verstummt. Die Musikcapelle des Herzogs setzte auf Umbreit's Zeichen mit kräftigem Tusch ein. Dann erhob sich Helveticus und mit ihm die ganze Versammlung zu einem kurzen Tischgebet, das der Pfarrer von Twann sprach. Nunmehr begann, unter heiteren oder kriegerischen Weisen der Capelle, die Tafel. Als Gang auf Gang, Batterie auf Batterie aus dem heißen Kampfe vernichtet, aber ruhmbedeckt zurückkehrte und bei dem Tafelfeldherrn vorbeidefilirte, da theilte Jeremias Umbreit das Bedürfniß großer Feldherren, der Nachwelt kurze, aber bedeutende Aussprüche zu hinterlassen. In diesem Drange sprach er hinter dem Stuhl des Oberst Kalenbach: „Oberst, das ist der schönste Tag meines Lebens.“

„Er läßt sich gut an“, nickte Kalenbach, indem er andächtig aus seinem Humpen schlürfte — „aber für mich kommt morgen der schönste, gelt, Ursel?“ Die Wittib blickte züchtig erröthend in den Schooß. Der Oberst hatte Recht. Um diese Glockenstunde etwa mußte sie morgen an seiner Seite als sein angetraut Gemahl hinter den herzoglichen Neuvermählten aus dem Münster von Breisach treten. Denn so hatte Bernhard bestimmt: sein Oberst solle seinen Schatz am nämlichen Tage heimführen, wie Bernhard die Braut.

Vroni, die an des Obersten linker Seite saß, hatte das züchtige Roth der Wittwe Strüblin, welches auf deren Wangen nicht vollständig unterzubringen war, auch in den ihrigen auf-

steigen lassen, und fürchtete an der Hand der Erfahrung, daß die weinfrohe Zunge des Obersten dem vertrauten Brotkeller laut, zu Angehör einer unbestimmten Anzahl sonstiger Zeugen, nunmehr verkünden werde, warum er der Meinung sei, daß morgen der schönste Tag seines Lebens herandämmern werde, und wie er diesen Tag hinzubringen und zu beschließen gedenke. Der Oberst war nach dem dritten oder vierten Humpen Weiberohren stets ein verdächtiger Nachbar. Und an dieser Grenze war er allbereits angelangt.

Vroni begrüßte daher als eine Erlösung ihrer beklommenen Seele ein Schauspiel, das nunmehr Aller Augen auf sich zog. Und theils um des Obersten Augen gleichfalls dorthin zu lenken, theils um dessen offenbarungsbereite Zunge hinter dem Zaum der Zähne zurückzuhalten, sagte sie: „Mit Vergunst, Herr Onkel in spe, der Gesandte Frankreichs hat sich erhoben, um zu reden.“

So war es in der That. Der braune Diener, der dem Kammerherrn de l'Isle hinter dessen Stuhl aufwartete, hatte auf dessen Wink einem Kästlein einen großen silber- und goldstrahlenden Gegenstand entnommen und dem Gesandten gereicht.

Nun, da die Musik verstummt war und nur die Finken in den Laubkronen der alten Linden ihre, vorhin von den Pauken und Trompeten übertönten Jubellieder anstimmten, erhob sich der Bote Ludwig's des Dreizehnten, ließ den Becher des Trinkgeschirrs, das in seiner Hand funkelte, von den Dienern des Herzogs mit altem Rheinwein füllen und hielt eine zierliche französische Anrede, welche dem Herzog das köstliche Gefäß im Namen des Königs von Frankreich übereignete und dessen symbolische Bedeutung schmeichelhaft erklärte. So mächtig habe Bernhard's Schwert selbst die launische Fortuna an sich gefesselt, daß sie den Erdball, auf dem sonst ihr flüchtiger Fuß dahintanze, nun in ihren Armen dem Herzog überreiche, da er überall das Glück an seine Fahnen gezwungen.

Das Innere der Kugel, die nun von edlem Naß gefüllt sei, deute nach der Wiege und dem Ziel der Laufbahn des Helden: in den Wappen von Weimar und Elsaß. So möge denn diese Gabe aus königlicher Huld den Landgrafen des Elsaß, die edle Blume Frankreichs sein Gemahl und die Nachfahren des fürstlichen Hauses noch in fernen Zeiten gemahnen, wie freudig Frankreich und sein Herrscherhaus das Emporsteigen des sächsischen Herzogs zu eigener Fürstenmacht begrüßt habe. Mit diesen Worten führte de l'Isle den seinem Gaumen wenig erfreulichen Trank ohne sichtbare Zeichen des Widerwillens längere Zeit hindurch an die Lippen.

Dann überließ er das Geschirr dem hinter ihm stehenden braunen Diener, damit dieser es dem Herzog übergebe. Da Marguerite zwischen Bernhard und dem Gesandten saß, wäre es unschicklich gewesen, den Becher über sie hinweg dem Herzog zu reichen.

Der Taubstumme mußte an dem Blicke seines Herrn erkannt haben, um was es sich handle. Er faßte das Prachtstück am Fuß mit der Rechten, versenkte den Daumen in das Innere des Fußgestells, vermuthlich um dem schweren Gefäß besseren Halt zu geben, und reichte es dann mit tiefer Verbeugung auf silberner Platte dem Herzog.

Bernhard hatte die Anrede des Gesandten mit Wohlgefallen vernommen. Er wußte ja sehr wohl, wie wenig die schönen Worte des Gesandten im Einklang stunden mit den Proben französischer Liebe und Vertragstreue, welche die Firma Richelieu an Bernhard geliefert, mit der er bis dahin zu handeln gezwungen war. Aber er wußte auch, daß von der Person des gutherzigen Königs eine freundlichere Regung für ihn selbst und seine Ansprüche ausging. Als deren Dolmetsch begrüßte er die eben gehörten Worte.

Mit Bewunderung und Freude betrachtete der Herzog das Meisterwerk der Goldschmiedekunst, das er nun in der

Rechten hielt. Inmitten des Verfalls von Zeichnung, Form und Ausführung, der auch auf diesem Gebiete einriß, erinnerte dieses neue Gebilde an die besten Schöpfungen Cellini's.

Bernhard erhob sich von seinem Sitze und hielt den Becher hoch, der trotz des langen Schlürfens des Franzosen noch fast bis zum Rande voll deutschen Weines war — die glänzenden Flächen des Geschirrs erstrahlten in der Mittagssonne, die durch die Baumwipfel drang —, da tönte aus weiter Ferne ein geller Angstruf: „Trinket nicht, Herzog!"

Es war ein Schrei, der Alle, auch den Herzog, jäh durchzuckte. Niemand unter den Anwesenden hatte den Ruf ausgestoßen. Die Stimme kam nicht aus der Höhe, nicht von der ebenen Erde, sie schien aus der Tiefe zu kommen, Keiner wußte zu sagen, woher.

Der Herzog ließ den bereits erhobenen Becher sinken.

Aufregung und gespannte Erwartung bemächtigten sich der ganzen Versammlung, der dichten Reihen des lauschenden Volkes. Todtenstille lag plötzlich über Tausenden.

Der Taubstumme hinter dem Herrn de l'Isle zitterte heftig. Sein Herr aber richtete das Auge befremdet und beleidigt auf den Herzog.

Grade auf de l'Isle blickte Bernhard seinerseits jetzt durchdringend, fest und lange.

Aber das Auge des Franzosen barg kein Falsch, lediglich einfältiges, unmuthiges Erstaunen über des Herzogs Thun.

Nun lächelte Bernhard. Er machte sich unter Allen zuerst frei von dem Bann des geheimnißvollen Rufes. Er hatte de l'Isle unmittelbar vorher aus demselben Becher, vom nämlichen Wein trinken sehen. Der Wein war vor den Augen des Herzogs von seinen Dienern dem eigenen Vorrath entnommen worden. Wie sollte da Unrechtes in den Becher kommen? Und weshalb sollte Bernhard nicht trinken? Weil die Stimme eines Unbekannten, der nicht den Muth hatte, sich zu zeigen,

ihn warnte? So etwa mußte der Herr de l'Isle über den Vorfall nach Paris berichten. Und dann? Dann hatte Bernhard den ihm gnädigen König tödtlich beleidigt, sich selbst durch elende, grundlose Furcht lächerlich gemacht.

So erhob denn der Herzog inmitten der lautlosen Stille abermals den Becher im strahlenden Mittagslicht und rief, mit anmuthiger Verbeugung gegen den Gesandten des Königs: „Ich trinke auf das Wohl meines treuesten Verbündeten, auf des Königs Ludwig's des Dreizehnten von Frankreich Majestät und sein königliches Haus!"

Er setzte den Becher an die Lippen und trank daraus tiefe Züge.

In diesem Augenblick ertönte abermals, weit näher, aus einer Seitengasse, die rechts von dem Kirchplatz, jenseits des vorspringenden Hauses der Wittwe Strüblin, ziemlich steil zur Rheinbrücke abwärts führte, der deutliche Angstruf:

„Herzog, mein Herzog Bernhard, trinket nicht!"

Auch diesmal konnte sich der Herzog dem unheimlichen Bann des unbekannten Warners so wenig entziehen, wie die abergläubischen Massen, die den Platz umdrängten. Er setzte den Becher nieder, nahm seinen Platz und beobachtete unruhig, wie die Volksmenge der Stelle zudrängte, von welcher der Ruf gekommen war. Aber ehe er von dorther eine Lösung des Räthsels gewann, trat Vroni, der Hofsitte nicht achtend, hinter die Gebieterin und flüsterte angstvoll, ihr Haupt nahe an Marguerite's und Bernhard's Ohr neigend: „Es war Kuri's Stimme. Ich erkannte sie deutlich."

„Kuri Rüdinger's Stimme — wahrhaftig, Du hast Recht, Vroni!" rief der Herzog. „Wie seltsam!"

Noch seltsamer kam es.

Die dichte Menge, die nach dem Rheingäßlein zugeströmt war, das im Volksmund, trotz etlicher Misthaufen an seinem Rande, wegen seiner steilen Richtung zur Kirche das „Tempel-

gäßlein" hieß, hatte sich freiwillig getheilt und gestattete durch die lebendigen Mauern drei Soldaten den im Eilschritt zurückgelegten Durchpaß zum Herzog.

Nun gewahrte auch Bernhard und seine nächste Umgebung die drei Gestalten. Zwei herzogliche Soldaten führten einen Officier in der Uniform der Schweizergarde des Königs von Frankreich, der bleich, staubbedeckt, mit verbundenen Augen, seiner Schritte kaum mächtig, sich vor den Herzog bringen ließ. Haar und Bart hingen ungepflegt und wild um sein verstörtes Antlitz.

„Kuri, mein Kuri!" rief Vroni angsterfüllt, an seine Seite eilend. „Um Gottes willen, was widerfuhr Dir?"

„Vroni, gute Seele", erwiderte er hastig, matt lächelnd — „ich bin zur Zeit nur blind — aber mein Herzog — wo ist Er?"

„Hier, Kuri Rüdinger, hier!" sprach Bernhard innig, die Hand des Blinden fassend.

„Tranket Ihr schon, fürstliche Gnaden, aus dem Becher Richelieu's?" fragte Kuri in höchster Aufregung.

„Aus dem Becher der Majestät von Frankreich, Kuri, ja", verwies der Herzog ernst.

„Aus dem Becher Richeleu's!" beharrte Kuri mit wildem Ausdruck. „Blicket um Euch, Durchlaucht! Suchet nach dem Diener des Kammerherrn de l'Isle! Er hat sein Antlitz braun gefärbt, Haar und Bart geschoren, eine weiße Perrücke umgehängt. Gebt ihm den Rest des Weins zu trinken, so seid Ihr gerettet. Denn an seinem tückischen Auge werdet Ihr ihn wiedererkennen als den Mörder des Herzogs —"

Kuri kam nicht weiter. Als er zuerst des Herzogs Auge nach der Schlottergestalt des Taubstummen lenkte, hatte dieser plötzlich den Rückweg zu seinem Herrn angetreten und vermuthlich von hier das Weite suchen wollen. Aber Oberst Kalenbach's wuchtige Arme hatten ihn zum Stehen gebracht und

widerstrebend zum Herzog zurückgeführt. Bei Kuri's letzten Worten aber hatte der Bescholtene sich plötzlich aus Kalenbach's Eisenklammern losgemacht, im Nu den schweren Becher ergriffen und, ehe Jemand ihm in den Arm fallen konnte, einen furchtbaren Streich mit der Weltkugel des Trinkgeschirrs nach Kuri's nur mit dem Federhut bedecktem Haupt geführt, grade als Kuri die letzten Worte sprach: „den Mörder des Herzogs —"

Kuri sank lautlos zusammen.

Die Weltkugel löste sich aus den Armen der Fortuna, als ob die Wankelmüthige ihren alten Spielball verächtlich von sich geschleudert habe. Um die Kugel aber ringelte sich die feine stählerne Feder der geheimen Vorrichtung des Bechers, gleich der Schlange, die seit den Tagen des verlorenen Paradieses alles Erdendasein umringelt.

Bei dem unerhörten Frevel, der einen treuen Diener des Herzogs leblos zu dessen Füßen streckte, gellte wilder deutscher Waffenruf. Hunderte von Klingen wurden bloß. Kein Ausweg blieb dem Verwegenen.

Auch im Antlitz des französischen Gesandten war nur erstauntes Entsetzen über das ruchlose Verhalten seines Dieners zu lesen.

„Laßt die gerechte Strafe über Euch ergehen!" rief er dem Unbändigen zu, uneingedenk, daß dieser ihn nicht hören könne.

Aber der Diener wandte ihm sein Antlitz zu und lachte höhnisch. Plötzlich funkelte ein kleiner, scharfer Dolch in der Rechten des Wilden über dem Nacken der Prinzessin Rohan, die inmitten dieser Schrecknisse der Ohnmacht nahe war.

Ein teuflisches Lachen glitt noch einmal über die Züge des Unheimlichen. Sein Auge blitzte nieder auf die bleiche Prinzessin. Seine bewaffnete Rechte holte noch weiter aus. Da durchstieß ihn das breite Schwert des Oberst Kalenbach.

Er taumelte. Die Perrücke fiel ihm vom Haupt. Schwarzes Kraushaar kam zum Vorschein. Er war verschieden.

In seiner Linken hielt er noch krampfhaft die silberne Fortuna.

Mit tiefer Kümmerniß und sprachlosem Entsetzen hatte Bernhard die blutigen Vorgänge verfolgt, die das heitere Liebesmahl so traurig enden ließen.

Dem besinnungslosen Kuri galt seine erste Sorge. Er bat seinen Leibarzt Blandini, dem Hauptmann seine beste Kunst zu weihen. Im Geleit der untröstlichen Vroni und deren Tante wurde der Verwundete in die nahe Apotheke getragen.

Dann richtete der Herzog sein Auge finster und gramvoll auf den erstochenen Diener de l'Isle's. Mit seinen letzten Worten hatte Kuri von Wiedererkennung des „Mörders des Herzogs" gesprochen, das tückische Auge des Gesellen als Kennzeichen angegeben. Welches Herzogs — des Herzogs Rohan? Sollte der Todte Tamata sein? Das böse Auge des verschwundenen Italieners hatte der Taubstumme, auch dessen geschwungene Nase. Aber sonst erinnerte nichts an Tamata. Und wie hätte er, der Verfolgte, sich hierher wagen sollen und in solcher Rolle?

Der Gesandte des Königs von Frankreich war zum Herzog getreten. Der leichtlebige unbedeutende Hofmann war von dem grauenvollen Ernst der vorausgegangenen Scenen, deren Mittelpunkt sein eigener Diener war, so tief ergriffen, daß Thränen über seine Wangen liefen und seine zuckenden Lippen vergeblich nach Worten rangen.

Dieser Anblick gab Bernhard abermals Gewißheit, daß der Gesandte des Königs ohne Arg und Falsch sei.

„Wie hieß der Unselige?" fragte Bernhard, auf den Erschlagenen deutend, der eben davongetragen wurde.

„Giacomo Crivelli."

„Hattet Ihr ihn lange im Dienst?"

„Seit einigen Wochen."

Bernhard stutzte. „Auf wessen Empfehl?

„Der bisherige Legat Seiner Heiligkeit des Papstes, der Signore Mazarini zu Paris, empfahl ihn mir als einen seit vielen Jahren erprobten Diener."

„Weshalb trennte sich der Signore von Crivelli?"

„Er nahm einen armen Verwandten in seinen Dienst."

„Und Crivelli war taubstumm?"

„Sicherlich. Aber er verstand Alles und wußte Alles auszudrücken."

„Ich danke für die Auskunft, Vieledler!"

„Eure fürstlichen Gnaden werden mir nicht entgelten lassen —"

„Kein Wort mehr von dem Vorfall, Seigneur", drängte der Herzog, dem Gesandten die Hand drückend. „Mein Hauptmann sprach im Fieberwahn und erregte durch seine wilden Geberden den unbändigen Jähzorn Eures Italieners. — Wie steht's mit Rüdinger?" rief der Herzog dem rückkehrenden Blandini zu.

„Ich ließ ihn in Doctor Schmidt's Behandlung, Durchlaucht. Die Stirnwunde ist ungefährlich. Der Hieb hätte ihn kaum niedergestreckt, wenn er nicht vom Fieber schon völlig entkräftet gewesen wäre. Er leidet — offenbar in Folge seiner langen Haft in der Bastille — an einer heftigen Augenentzündung und sicher schon viele Tage an hohem Fieber. Er redet völlig irre."

„Auch schon, als er hierher kam?"

„Sicherlich."

„Unseliger Vorfall!" rief der Herzog traurig und gab das Zeichen zum Aufbruch.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Unter dem Geläut aller Glocken der Stadt setzte sich der Zug in Bewegung, an der Kirche vorüber, die Freiestraße abwärts nach der Hauptstraße zur Rheinbrücke. Die Straßen waren mit Laubgewinden überhangen. Kinder streuten Blumen zu den Füßen des herzoglichen Brautpaares. Die ganze Stadt gab dem milden Fürsten das Ehrengeleit.

Auf dem „Burgstell" verabschiedeten sich mit warmem Segenswunsch die Räthe und Zünfte der Stadt, der Pfarrer Hilarius Schrütter.

Vier reichgeschmückte, große Boote lagen vor der Rheinpforte der Festung und tanzten auf den grünen Wellen. In das stattlichste, das ein farbiges Zeltdach überspannte, dessen Sitze mit rothem Sammet ausgeschlagen waren und von dessen Mast die herzogliche Standarte wehte, führte Bernhard die Braut. Hier nahmen die fremden Gesandten Platz, auch Helveticus, Blandini, die Obersten Ehm, Rosen, Kalenbach mit Ursula Strüblin, welche der Nichte die Sorge um Kuri überlassen hatte, um morgen im Dom zu Breisach nicht selbst zu fehlen. Im zweiten Boote wurde die Capelle untergebracht. Im dritten der Stab, im vierten die Leibwache.

Auf der Brücke und zu beiden Ufern des Rheins hatten sich Tausende versammelt. Und als die Boote nun, von den Ankertauen gelöst, über die letzten Rheinstrudel stromab schossen, da mischte sich in das Spiel der Musik das Geläut der Glocken und in den Donner der Geschütze aus Tausenden froher, dankbarer Herzen der Ruf:

„Heil Herzog Bernhard, dem Landgrafen des Elsaß!"

Droben aber, in der alten Wohnung der Wittwe Strüblin hob sich Kuri, von den Glocken und Schüssen aus kurzem Schlummer gerissen, in wilder Verstörung vom Lager, begehrte hinauszustürmen, rang gegen die kräftigen Arme seiner Wärter und stieß gegen Vroni's sanfte Worte den gellen Schrei aus: „Laßt mich hinaus — ich muß meinen Herzog retten, sonst ist er verloren!“

Sanfter wurden die Wellen im Kielwasser der herzoglichen Boote. Ferner hallte das Geläut der Glocken von Rheinfelden. Nun noch eine Biegung des Stromes, und Stadt und Festung waren den Blicken des Herzogs entschwunden, dahinten die Heimstätte, von der aus ein neues Kaiserreich über Deutschland emporwachsen sollte.

Aber alles Land und Volk ringsum hielt zum Herzog, wie die feste Stadt. Die lebendige Mauer der Landbewohner setzte sich fort auf den hohen Felsenufern des Rheins, so weit die Schiffe zogen, Tücher schwenkend, Heil rufend, Böller lösend. „Wo diese Mauer an meinem Weg steht, kann ich der steinernen entrathen!“ sagte Bernhard froh zu Marguerite.

„Und der Kanonen, wo das Erz der Liebe tönt“, nickte Helveticus bedeutsam, da auch von Warmbach und Herthen, von Wyhlen und Grenzach der Klang der von Bernhard gestifteten neuen Glocken die Schiffe geleitete.

Nun stimmten vom linken Rheinufer auch die Glocken von Kaiseraugst ein.

Der Herzog deutete ernst nach der Höhe über dem Ort, auf welcher die Trümmer des römischen Amphitheaters aus Laubwald ragten, und sagte wehmüthig zu Marguerite und dem Pfarrer von Twann:

„Ein mahnend Bild der Vergänglichkeit menschlicher Macht! Wald wächst auf den Mauern des ersten Kriegsvolks aller Zeit, und der Pflug geht über die Marmorböden ihrer Tempel.“

„Ein mahnend Bild dafür, daß nimmer das Schwert

allein Macht und Staat dauernd gründet. Wer aber die Herzen erobert, der fürchte keinen Feind", ergänzte der Pfarrer.

Nun streckte sich auf dem linken Rheinufer schon Baselbiet. Aber auch von dort wurde, trotz des gemeinen Werktags, Glockenton laut, von Pratteln, Muttenz, St. Jakob. Auch von den dortigen Höhen krachten die Böller des schießlustigen Volkes.

Bernhard lauschte freudig-erstaunt den Grüßen vom Schweizerboden.

„Sie bewillkommnen den starken, glaubensverwandten Bundesgenossen in Euch," sagte der Gesandte Berns mit republikanischem Stolze.

Bernhard lächelte.

Nun stieg das röthliche Doppelmünster von Basel auf, Thürme und Zinnen der wehrhaften, reichen Stadt — und siehe da: auch das alte Basel stand in Flaggenschmuck; horch, auch von seinen Mauern krachten die Ehrensalven, auch seine mächtigen Glocken und die kleineren und feinsten erhoben ein gewaltig erhebendes Jubelgeläut, als des Herzogs kleine Flotte heranschwamm. Die ganze Bevölkerung schien in bunten Festgewändern auf den Mauern längs des Rheines, auf der Pfalz vor dem Münster, auf der Brücke versammelt, grüßend, rufend, singend: „Ein' feste Burg ist unser Gott."

Bernhard war tief gerührt.

Da schwamm ein geschmücktes Boot vom Ufer gerade auf des Herzogs Schiff zu, und in wohlgesetzten Worten trug der Rathsschreiber Seiner fürstlichen Durchlaucht das Begehren Eines Wohledlen Rathes der Stadt Basel vor, Seine Gnaden wolle an der Rheinlände unter der Pfalz aussteigen und besagten Rathes Begrüßung und Ehrentrunk allda genehmigen.

Sofort ließ Bernhard zur Rheinlände rudern.

Schultheiß und Rath waren hier versammelt, dahinter ein blühender Kranz von Rathsfrauen und -Töchtern, die eifrig nach dem schönen Fürsten und seiner holdseligen Braut blickten.

Bernhard aber ward tief bewegt durch die kurze, mächtige Ansprache des Schultheißen. „Basel grüßt Euch, Herzog Bernhard“, sagte dieser etwa, „Basel, die treue Hüterin der Humanisten, der Reformation und ihres Werkes, die Wiege der Buchdruckerkunst, die Pflegerin freier Wissenschaft, jeder Kunst, die ungebrochene Grenzfeste der freien Schweiz. Dem waffengerüsteten Helden schloß sie ihre Thore — meist auch ihr Gebiet“ — der Herzog und der Schultheiß lächelten leicht —, „wiewohl sie eines Glaubens und Sinnes mit Euch war und Euren Waffen Heil wünschte. Aber dem friedlichen Nachbarn, dem starken neuen Herrn des Elsaß bietet sie Gruß und Handschlag und herzlichen Segenswunsch!“

Bernhard hob den ihm dargereichten Ehrenbecher und rief: „Heil und Dank dieser treuen, tapferen Stadt, der ganzen lieben Schweiz! Gott segne sie für und für! Unsere Herzen und unsere Hände gehören zusammen in guten und bösen Tagen. Wie treu ich's um Euch meine, vieledle Herren und Eidgenossen, das mag Euch der liebe Freund an meiner Seite, der Gesandte Berns, auf seiner Heimfahrt künden. Nun gebet mir Urlaub, mein Weg ist noch weit. Dank Euch und Euren Bürgern!“

Donnernder Jubelruf erbrauste ringsum. Jeder Stein der alten Rheinstadt schien lebendig geworden.

Seltsame Schwermuth überkam den Herzog bei dieser mächtigen Regung der Volksseele. „Mein Gott, zürne mir nicht, daß sie mich so ehren!“ murmelte er bange.

Die Fahrt ging weiter rheinabwärts.

Nun lag auch Basel, dessen Gebiet hinter Bernhard. Die Grenze des Elsaß war erreicht. In duftiger Ferne stiegen die Höhen der Vogesen empor: der Sulzer Belchen, die Höhen von Thann deutlich erkennbar, näher zur Rechten der Schwarzwald, als dessen höchste Spitze der Blauen.

An dem niedrigen elsässer Ufer drängte sich eine unglaubliche Fülle freudig erregter Menschen in malerischer Landestracht.

Alle waren ungeladen gekommen. Alle feierten den Einzug des neuen Landesherrn als höchsten Fest- und Freudentag.

Aber immer stiller und ernster wurde Bernhard beim Anblick der dichten, jubelnden Menge; ein unerklärlicher Druck lastete auf seinem Gemüth, der immer schmerzlicher wurde. Zum ersten Mal in seinem Leben erschien dem Nimmerverzagten Alles in düsteren Farben. Seine Erinnerung ließ sich nicht lösen von Gustav Adolf's Tod, der so bald der abgöttischen Verehrung folgte, die das Volk dem Schwedenkönig zollte.

Als Großhünigen, die erste Stadt auf elsässer Boden, den neuen Herrn mit Kanonendonner, Geläut und vollem amtlichen Gepränge begrüßte, erledigte er den Aufenthalt daselbst mit auffallender, bemühender Kürze.

Marguerite, Helveticus, Blandini, die Gesandten beobachteten Bernhard's Gemüthszustand von diesem Augenblicke an zum ersten Mal mit Besorgniß. Blandini rieth dem Herzog, ein Schläflein zu versuchen. Stundenlang, bis Neuenburg unter Müllheim sei Bernhard der Pflicht ledig, die Vertretung der Orte zu begrüßen, da kein namhafter Ort mehr am elsässischen Ufer liege. Der blutige Auftritt am Morgen habe ihn sichtlich erschüttert, die Hitze des Tages ihn entkräftet. Schlaf werde ihm die gewohnte Ruhe zurückgeben. Der lange Ritt von Neuenburg bis Breisach, der am Abend noch zu leisten sei, erheische gesammelte Kraft.

Wider Erwarten erhob Bernhard keinen Widerspruch, streckte sich auf das bereitete Lager, das Haupt an Marguerite gelehnt, und entschlief. Ernst und besorgt beobachtete die Prinzessin den unruhigen, oftmals von Stöhnen und halblauten Rufen unterbrochenen langen Schlummer des Herzogs. Schweigend oder leise flüsternd saßen die Genossen des Schlafenden im Boot, das unter kräftigen Ruderschlägen eilig rheinab trieb. Längst waren die fröhlichen Klänge der Musik im nächsten Schiffe verstummt. Wie ein Lauffeuer hatten reitende Boten

am Leinpfad beider Ufer unter die freudige Versammlung der Landbewohner die seltsame Kunde getragen, daß der nimmermüde Landgraf des Elsaß am hellen Tage schlafend in sein Land einziehe und jeder laute Jubel verpönt sei.

Unter allen Insassen des herzoglichen Bootes betrachtete keiner mit schmerzlicherer Besorgniß verstohlen die Züge Bernhard's als der Pfarrer von Twann. Oft und lange und immer schweigend schaute er in das liebe Antlitz. Dann tauchte er mit Mühe die hohle Hand bis in die Rheinfluth, kühlte sich die Schläfe und sagte nur sich selbst: „Ich sehe die Schatten des Todes an seinem jungen Leben mit Macht heraufziehen."

Als Bernhard erwachte, neigte sich der Tag. Die Sonne stand über dem fernsten Kamm der Vogesen, die nun näher und höher, in verschiedene Ketten gegliedert, zur Linken sich aufbauten. Am rechten Rheinufer war der Schwarzwald gleichfalls dichter an den Strom herangetreten und hatte im Strahl der untergehenden Sonne eine entzückende Beleuchtung gewonnen, die röthlichgoldige Lichter und blauschwarze Schatten verschwenderisch über die Gipfel austheilte, die Niederung schon in braungraue, dunstige Massen versinken ließ.

Größere Veränderung noch war in Bernhard vor sich gegangen. Leider nicht diejenige, die Blandini von dem langen Schlaf erwartet hatte. Der beängstigende Druck, der den Herzog vor dem Schlaf gepeinigt, war allerdings überwunden. Aber ungewöhnliche Erregung und Gereiztheit hatte sich seiner bemächtigt. Unheimlich groß und verändert funkelte der Stern seiner Augen. Fieberhafte Röthe und Unruhe war in sein Antlitz gestiegen. Schwer und hastig ging der Athem. Brennender Durst quälte ihn. Seine milde Gelassenheit war gewichen. Hart schalt er die Ruderer, die ihr Bestes thaten, wegen ihrer Langsamkeit. Unmuthig grollte er mit Blandini, als dieser seinen Puls zu fühlen begehrte,- die Hand an das wildpochende

Herz, an die Schläfen des Herzogs legte und entsetzt auf der Haut des Gebieters dunkelrothen Ausschlag gewahrte.

„Meinet Ihr, ich sei krank?“ rief Bernhard spöttisch, und erhob sich in voller Höhe, mit gebietendem Blick, um seine Kraft zu beweisen.

Im nämlichen Moment aber ging ein plötzliches Zittern durch seine Glieder, schwarze Schatten umschlichen sein Auge, und wenn Helveticus nicht zur rechten Zeit aufgesprungen wäre und ihn aufgefangen hätte, wäre der Herzog, von der Ohnmacht übermannt, gefährlich gestürzt.

„Ja, ich bin krank“, flüsterte Bernhard matt nach geraumer Zeit, in den Armen des Pfarrers. „Ich kann Breisach heut' nicht mehr erreichen. Blandini, erkanntet Ihr Euren alten Gehülfen Tamata heute nicht wieder in Rheinfelden? Ich erkenne ihn jetzt — sein böser Blick, sein falsches Lachen, sie stehen mir vor Auge und Ohr. Kuri Rüdinger hatte Recht, hatte Recht, Blandini!“

Die unheimlichen Worte erstarben. Das Licht des Tages war längst versunken. Die schwarzen Schatten der Nacht waren heraufgestiegen. In düsterrothem Fackellicht ruderten die Boote dahin — ein Trauerzug.

Laut weinend barg Marguerite von Rohan ihr Antlitz an der treuen Brust des Pfarrers von Twann. „Gritli“, flüsterte er leise, „gedenke des Vaters und sei stark! „Rohan suis“, sagte er in verzweifelten Verhältnissen.“

„Rohan suis“, wiederholte sie stark und leise.

Die Lichter von Neuenburg flammten auf. Umsonst war frisches Pulver auf die Zündlöcher der Kanonen geschüttet. Umsonst die Ehrenpforten von Eichengrün und Tannenzweigen, welche die treue Stadt erbaut hatte. Umsonst das Gepränge der Festkleider des Rathes und der Bürgerschaft am Landungsplatz. Umsonst die Schaar der berittenen alten Kampfgenossen

des Herzogs mit Fackeln und Wagen, die ihn und sein Gefolge im Dunkel der Nacht noch bis Breisach geleiten wollten.

Niemand achtete ihrer.

Jetzt galt es nur, das Schloß zu leidlicher Unterkunft für den schwerkranken Herzog und sein Gefolge herzurichten. Bang und gedrückt durch das plötzliche Verhängniß, schlichen die Träger der Festgewänder und Ehrenketten seufzend nach Hause und warfen den letzten bekümmerten Blick auf den von qualmenden Fackeln umsäumten Zug, in dessen Mitte die Hoffnung des Landes in einer Bahre aufwärts zum Schlosse getragen wurde. In dumpfer Niedergeschlagenheit und steigendem Kummer standen Hunderte treuer Männer und Frauen schweigend oder leise flüsternd die ganze Nacht bis zum Morgen vor den Thoren des Schlosses, in der Hoffnung, eine günstige Wendung in dem Befinden des Herzogs zu erfahren, diese Kunde dann mitzunehmen nach der Heimath.

In dem Hauptthor des Schlosses erschienen beim Nahen der Bahre des Herzogs und seines Geleites zwei hohe, kraftvolle Gestalten, welche das Auge des Pfarrers von Twann schon von Weitem fesselten. Die eine schlank und fein, die andere derb und fest. Vor dem Thor angelangt, erkannte er in dem Derben, Festen den Landsmann und Schulkameraden Ludwig von Erlach, den er seit vielen Jahren nur zeitweise von Weitem gesehen, nicht mehr gesprochen hatte; der Andere wurde von den Umstehenden als Vicomte de Guébriant begrüßt. Die beiden Männer blickten lange, mit verschiedenem Antheil, in die leidvollen Züge des kranken Herzogs.

Der Franzose mit etwas schauspielerischem Pathos, wenigstens nach Helveticus' Meinung. „In Haltung und Schmerz fast ein Opernheld", sagte sich der Pfarrer. Und ganz hinten im Augenwinkel schien für den Fall, daß die Vorsehung wider Erwarten dies junge Leben fordere, sogar etwas wie Gier zu lauern, sich im Namen Frankreichs auf dessen Erbschaft zu stürzen.

Erlach dagegen war durch den Anblick des so plötzlich über den Herzog hereingebrochenen schweren Leidens sichtbarlich aufs Tiefste erschüttert. Was diese ruhige, verständige Natur an Gefühl zu vergeben hatte, das gab sie in diesem Augenblick ganz, ohne Schein und Zurückhaltung. Die tödtliche Erkrankung Bernhard's bereitete dem Berner den herbsten, tiefsten Schmerz seines Lebens — nicht weil er die eigene Zukunft plötzlich schwanken sah, wenn Bernhard jetzt endete, sondern weil er diesen Helden liebte und ehrte, wie keinen zweiten, wie den besten Theil seines eigenen Wesens. Und noch ein anderer, fast noch tieferer und peinlicherer Grund der Trübsal stieg in ihm auf. Er hatte sein Wort an Richelieu gegeben, Breisach den Franzosen zu lassen, wenn Bernhard stürbe. — Wenn dieser Fall nun eintrat — wenn Erlach sein Wort einlösen sollte —, in welchem Lichte mußte er den Mit- und Nachlebenden erscheinen? In dem Recken tobte ein Zwiespalt der Pflichten und Empfindungen, der selbst dieser bedächtigen, kraftvollen Natur den Schweiß in die Stirn trieb und das Blut zum Herzen. „O, so weit ist's noch nicht, noch lange nicht", tröstete sich Erlach.

Helveticus wollte eben dem Jugendfreund näher treten, als Guébriant mit auffallender Hast zu Erlach sprach: „Ich muß mein Quartier im Schloß dem Gefolge des Herzogs räumen, und da die Stadt überfüllt ist, gedenke ich mich zu meinen Truppen bei Colmar zu begeben. Ihr wißt mich also zu finden, Herr Generalmajor, falls Ihr mir von hier etwas zu melden hättet."

„Ja wohl, Herr Graf, reitet mit Gott", erwiderte Erlach, kaum auf die Rede achtend, die seine innersten Gedanken gar nicht zu berühren schien.

Guébriant sprengte davon. Besorgt sah ihm Helveticus nach und legte dann die Hand fest auf Erlach's Arm.

Erlach wandte unmuthig sein Auge auf den Störer und empfand offenbar nur geringes Behagen am Anblick eines Mannes, der mit ihm einst nur die Kämpfe um Sinn und Verständniß des Virgil, Livius und Horaz getheilt hatte und seither die Heerden einiger Landpfarren weidete, während Erlach sich im Dienst der Weltgeschichte abgemüht und berühmt gemacht hatte. Indessen war die ungewöhnlich weiche Stimmung des Feldobersten dem Störer günstig, so daß Erlach wohlwollend und herablassend bemerkte: „Titzi, Du hier?"

Helveticus hatte die studentische Abkürzung seines Namens lange nicht mehr gehört.

„Du führst schöne Jugendtage herauf, Ludwig, mit dieser Anrede, und — thust mir wohl", sagte der Pfarrer freudig. „Meine Ahnen haben sicherlich „Schweizer" oder „Schwyzer" geheißen und ihren Namen nach dem Geschmack der Zeit lateinisch verballhornt. Die Abkürzung kommt dem ursprünglichen Klang näher."

„Was begehrst Du von mir?" fragte Erlach kurz.

„Ein Wort allein mit Dir, Ludwig!"

„Weshalb? Ich bin in Castelen eingepfarrt und mache meinem Hirten keine Arbeit, nur Vergnügen."

„Ich bin nicht als Pfarrer hier, sondern als Gesandter Berns bei Bernhard", erklärte Helveticus ruhig und stolz.

Erlach staunte und veränderte seine Haltung vollständig. Sein Vaterland lag hinter ihm. Er empfing keine Befehle mehr von dort. Zu eng war der Heimathboden ihm geworden für seine Thaten, seinen Ehrgeiz. Aber dennoch fesselten ihn tausend Wurzeln an das Bernerland, an die harte, theure Scholle der Heimath, an die Gedanken und Hoffnungen, mit welchen die klugen Herrscher der kleinen Republik die großen Ereignisse der Geschichte der Nachbarn verfolgten. Ein Gesandter Berns war deshalb in Erlach's Augen unter allen Umständen ein höchst beachtenswerthes Wesen — auch wenn er

sonst nur Pfarrer in Twann war und einst nur in den Schlachten gegen Ovid, Virgil, Livius und Horaz an Erlach's Seite gekämpft hatte.

So winkte er denn dem Pfarrer freundlich und leitete ihn zu einem Zimmer des oberen Stockes des Schlosses, wo sie allein waren.

Hier veränderten sich alsbald die Rollen.

Die Frage Erlach's: „Welchen Auftrag der Hochmögenden von Bern brachtest Du nach dem Lager Weimar's?“ beantwortete Helveticus nur mit einem kurzen: „Du wirst hören.“ Dann schritt er, die Arme über der Brust gekreuzt, in großen Schritten durch den weiten Raum, als sei er allein daheim in seinem Studirzimmer und sinne, den Blick auf Bibel, See und Alpen geheftet, einer neuen Offenbarung seines Gottes nach.

Erlach hatte ihn immer für einen seltsamen Kauz, einen unbegreiflichen Himmelsstürmer gehalten, der Dingen nachspürte, die man nicht greifen konnte, und der dagegen höchst begehrenswerthe Sachen gering schätzte. Deshalb vermeinte der General auch jetzt wenig Nützliches und Leibhaftiges von ihm zu erfahren, und es lächelte ihn, mit anzusehen, wie der Hochmuthsteufel, sich hier als Gesandter Berns aufzuspielen, dem Pfarrer von Twann zu Kopfe steige.

Jetzt stand Helveticus still, trat langsam und bescheiden wie ein Vicar auf Erlach zu und sagte mit der Sicherheit eines Elementarlehrers, welcher Wissensschätze vorträgt, die weder Motte, noch Rost antastet:

„Herzog Bernhard stirbt in dieser Nacht.“

„Pieu! Titzi, bist Du immer noch vom Glauben besessen, Du vermöchtest den Tod voraus zu schauen?“ rief Erlach wild.

„Herzog Bernhard stirbt in dieser Nacht, Erlach“, wiederholte der Pfarrer mit Nachdruck. „Hast Du sein Erbe gesichert?“

„Sein Erbe gesichert? Wie meinst Du das?“ fragte Erlach erbleichend.

„Du stundest unter den Waffengefährten seinem Herzen und Vertrauen am nächsten. Dir übertrug er die Hut für seine größte Sorge, Breisach. Warum weilst Du hier? Dein Platz ist in Breisach. Morgen früh werden Guébriant's Soldaten dort einrücken und den Eid der Treue für Frankreich fordern. Eile, schließ' ihnen Breisachs Thore!"

Erlach lauschte den Worten mit Spannung und Entsetzen. Sie kamen so unverhofft aus dem Munde des übersinnlichen Träumers und trafen so rücksichtslos die wunde Stelle in Erlach's Herzen. Aber wie konnte dieser weltferne Mensch sich erfrechen, sich in Erlach's Innerstem einzunisten und daheim zu fühlen! Man mußte ihm beweisen, daß er durchaus irrte.

„Guébriant ritt nach Colmar, nicht nach Breisach", erwiderte Erlach überlegen.

„So sagte er. Und Du glaubst ihm, wie's scheint. Er muß meinen, dem berner Mutzen könne man Alles aufbinden."

Erlach wollte auffahren.

„Ruhig, Ludwig! Glaub' ihm nur! Er reitet nach Colmar. Aber nur, um seine Truppen diese Nacht noch nach Breisach zu führen. Was willst Du thun, wenn er die Festung für Frankreich besetzt und begehrt?"

Den Zwiespalt, der Erlach's Herz bewegte, hatten diese Worte im Kern getroffen. Aber sein Stolz suchte abermals einen Ausweg.

„Wie kommt der Gesandte Berns zu dieser Frage?" warf er lächelnd ein.

„Bern sandte mich, mit Bernhard ein Bündniß zu Schutz und Trutz zu suchen, wie wir es bisher mit der Krone Frankreich hatten", erwiderte Helveticus einfach. „Er hat uns durch seine Eroberungen von Frankreich abgedrängt und uns damit einen natürlichen Schutzwall gegen den übermächtigen katholischen Nachbar geschaffen. Mit Naturnothwendigkeit richtet sich unsere Sorge darauf, diesen Schutzwall durch unsere eigene Kraft zu

stärken, dem Glaubensverwandten die Hand zu reichen. Bernhard hat eingeschlagen. Seine Feinde sind die Feinde Berns."

Erlach erbleichte abermals. Finster durchmaß auch er nun aufgeregt das Gemach. Dann blieb er stehen und sagte leise, fast ängstlich:

„Titzi, ich muß Dir ein Geheimniß offenbaren. Ich gelobte Richelieu, Breisach an Frankreich zu liefern, wenn der Herzog stürbe."

Aus der Brust des ruhigen, maßvollen Pfarrers entrang sich ein Angstschrei bei diesem Wort.

„Das versprachst Du dem Cardinal?" rief er leidenschaftlich. „So gabst Du sein Leben in die Hand seines Todfeindes. Er stirbt an Gift."

Beide Männer standen sich lange wortlos, die Thränen bergend, gegenüber. Dann fuhr Helveticus fort:

„In diesen Tagen, am dritten dieses Heumonats, erfüllten sich dreihundert Jahre, daß Dein Ahn, Rudolf von Erlach, als Anführer der Banner Berns gen Laupen zog und die Uebermacht des Adels siegreich schlug. So mächtig war der Eindruck des Sieges unter den Feinden, daß sie sagten: „Unser Herrgott ist Burger von Bern worden." Ludwig, ich fürchte, Dein Ahn schaut von droben nicht mit Freuden auf den Abkömmling, und unser Herrgott werde sein berner Burgerrecht quittiren."

„Mein Wort bindet mich", rief in wilder Bewegung Erlach nach einigem Besinnen.

„So gehe, es zu lösen", erwiderte Helveticus verächtlich. „Wir sind geschieden."

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Der mächtigste Mann in des Herzogs Landen nächst Bernhard selbst jagte aus dem Schlosse von Neuenburg; einsam, in Gedanken, die schwärzer waren als die mondlose, stürmische Nacht — wie ein armer Sünder.

„So gabst Du sein Leben in die Hand seines Todfeindes!"

Diese Worte des Pfarrers von Twann heulten gleich Furien hinter Erlach drein. Er konnte ihnen nicht entrinnen, so sehr er sein Roß stachelte und peitschte. Er war, ohne Falsch gegen den geliebten Herrn, überlistet worden vom Lügenmeister an der Seine. Sein Wort, seine Ehre waren in Paris verpfändet. Ihm blieb keine Wahl, sie einzulösen. Aber Tausende treuer Waffengefährten sah er schon verächtlich sich den Rücken kehren, wie dies Helveticus soeben gethan, ja, den Namen Erlach als den eines Verräthers brandmarken. Jahrhunderte vielleicht lernten ihn nur als Judas kennen und verwünschen — aus dem Auge des starren, harten Mannes brachen heiße, ungesehene Thränen.

Inzwischen war Herzog Bernhard zum Bewußtsein gekommen.

Die trockene Hitze seiner Haut war gestiegen, mit der Hitze der Durst, die Athemnoth, die Unruhe, die tödtliche Ueberanstrengung des Herzens. Die unnatürlich gewachsenen Augensterne hatten fast das Weiße des Auges verdrängt und funkelten fast schwarz. Dunkelrother Ausschlag bedeckte die ganze Haut.

Der Herzog reichte den Getreuen, die sein Lager umstanden, einzeln die trockene, heiße Hand: Rosen, Ehm, Taupadel, Starr=

schädel, Kalenbach, dessen Braut und vielen Anderen. Alle mahnte er, wenn er sterben solle, treulich zusammen zu halten, sich vor dem Laster der Zwietracht zu hüten und die gute Sache nicht sinken zu lassen. Dann bat er sie, abzutreten, und richtete, nur in Gegenwart Marguerite's, die ihn in ihren Armen aufrecht hielt, an Blandini die unerschrockene Frage: ob der Arzt ihm noch Hoffnung geben könne?

Ein bewegtes, wortloses Kopfschütteln war die Antwort.

Der Herzog hob das Haupt höher bei dieser Ankündigung seines nahen Todes, anstatt es sinken zu lassen, und sammelte haushälterisch und unverzagt die letzte Kraft zu den letzten Geschäften.

„Marguerite", flüsterte er innig und stark am Ohr der Theuersten. „Weine nicht, wir trennen uns nur auf kurze Zeit, um die Ewigkeit bei einander zu bleiben."

Dann bat er den Arzt um eine kleine Stärkung. Eine Kaltschale wurde ihm gereicht und belebte ihn von Neuem.

Er ließ den Kanzler Rehlinger eintreten und ihn hastig den letzen Willen niederschreiben. Die eroberten Lande sollten beim Reiche deutscher Nation bleiben, als Erbe der Brüder Bernhard's. Wolle keiner von ihnen zum Antritt sich verstehen, so möge Frankreich mit des Herzogs Truppen dieselben bewachen und nach geschlossenem Frieden an das Reich zurückgeben. Der Oberbefehl der Truppen wurde Erlach, Rosen, Ehm anvertraut. Seinen Obersten und Dienern, auch Kalenbach und dessen Braut, Helveticus, Kuri Rüdinger und Vroni, — „die jetzt um mich leiden" — vermachte er ansehnliche Summen, dem Grafen Guébriant sein Streitroß, den Brüdern die kostbaren Kleinodien. Marguerite lehnte jedes Vermächtniß ab, außer der goldenen Kapsel an seinem Halse, die sein und ihr Bildniß barg, und dem Brautschmuck, den er ihr als Morgengabe zugedacht. Alle Verfügungen trugen das Gepräge der höchsten Eile und Ueberstürzung.

Manches Vermächtniß wurde noch am Rande der Schrift nachgetragen, so das für Erlach. Dann reichte der Kanzler die Schrift zur Unterzeichnung. Mit zitternder Hand und dem Rufe: „Es ist hohe Zeit gewesen!“ setzte der Herzog seinen Namen darunter.

Von Neuem traten auf seinen Wink die treuen Obersten ein, ihm die Hand einzeln zum Abschied zu reichen, während er sie zu Zeugen seines letzten Willens machte, den Rehlinger verschlossen hatte. Dann rief er: „Ihr Brüder, gehet hinaus! Ihr machet mich sonst irre. Ich habe genug mit Euch geredet. Jetzt muß ich mit Gott sprechen.“

Helveticus trat auf sein Begehren an sein Lager, reichte ihm und Marguerite das Abendmahl, betete mit ihnen. Bernhard's Athem ward kürzer, aber das Herz schlug noch stark.

„Ich wundere mich, daß das Herz noch so frisch ist und sich zum Tode nicht schicken will“, sagte Bernhard leise. „Redet mich in die Ewigkeit, lieber Pfarrer, wie den theuren Herzog Rohan in Beuggen.“

Helveticus schickte sich eben an, dem frommen Wunsche zu willfahren, als ein heftiges Zucken durch des Herzogs Glieder ging, ein leises Flüstern über seinen Mund. Seine Arme umspannten die Braut, sein Auge richtete sich nach ihr. Dann sank sein Haupt, seine Lider, die Hände falteten sich. Ein letzter Athemzug. Herzog Bernhard von Weimar war verschieden.

Von einer langen letzten Umarmung des Geschiedenen löste Helveticus die Prinzessin und führte sie an das Fenster zu einem weichen Stuhl. Auf einem harten Sessel an ihrer Seite nahm er Platz, ergriff ihre Hand und sprach:

„Zage nicht, Gritli! Nur einen Schritt vor uns schreitet er durch die dunkle Pforte zum Leben. Wir folgen ihm bald und leben mit ihm immerdar. Und die kurze Spanne Zeit, die wir allein sind, wärmt uns der unvergängliche Hauch seiner

Liebe, seiner großen Seele; wie die Sonne noch lange die Rinde unserer Erde durchglüht, nachdem sie am Firmament hinabsank. Gritli — zage nicht! Er war Dein! Dich liebte er mehr als alle Menschen.

„In tiefer Nacht war sein deutsches Land versunken. Dem Glauben der Reformation drohte Vernichtung von den übermächtigen Siegern. Bei Bernhard allein stund noch die Hoffnung der evangelischen Männer. Er trug ihre Sorge auf seinem Herzen; sein Schwert rettete die Freiheit des Glaubens in Deutschland."

„In friedlosem Gram verzehrte sich das Reich nach zwanzig Jahren des Kriegs. Niemand fand den Weg zum Frieden. Nur Er. Mit dem Schwert sprengte er die eherne Pforte zum Friedenstempel, zu welcher der Schlüssel verloren war. Seine schirmende Hand zauberte die verschollenen Wunder des Friedens aus dem Boden und den Herzen der Länder, die er gewonnen. Sie werden nicht mehr vom Frieden lassen, auch wenn Er dahin ist. Der Nachfolger seiner Macht muß das köstlichste Gut, das er geboten, dem Volke lassen. Dieses Gut werden alle deutschen Stämme für sich begehren. So wird er nach seinem Scheiden noch der Friedensfürst seines Volkes werden durch die Werke seiner Liebe."

„Noch Eines, Gritli! Der große deutsche Krieg hatte den stolzen Traum der alten Kaiserherrlichkeit verspottet und vernichtet, jedes Ländchen, jede Stadt auf sich gestellt. Fremde Heere hausten in Deutschland, so unter dem Kaiser, so als Verbündete der Protestanten. Verloren auf immer schien der Gedanke, daß dies tapfere Volk ein Volk von Brüdern sei, Herr seiner Grenzen von der Nordsee bis zu den Alpen, von der Weichsel bis zur Mosel. Bernhard allein unter Allen weckte den deutschen Sinn und Stolz überall, wo immer er seine Fahnen fliegen ließ: in Sachsen und Franken, im Rheinland, Lothringen, Elsaß, Schwaben, am Oberrhein. Er rief dem

französischen Erbfeind und büßte die Schuld mit seinem jungen Leben. Aber unverloren ist der Segen seiner Thaten für Deutschland — unverloren!“

„Und dieser Mann war Dein, Gritli; Dir war er mehr als all' den Tausenden und Millionen, die sein Gedenken noch in Jahrhunderten segnen werden — tröste Dich dessen, verzage nicht! Komm' mit nach Twann, als die Unsere!“

Marguerite ergriff die Hand des Pfarrers, ließ ihre letzten Thränen darauf fallen und erhob sich.

Weiß wie eine Bildsäule von Marmor schritt sie zur Thür. Aber auch aufrecht und fest wie diese. Sie öffnete die Pforte und rief den Getreuen zu: „Unser Liebstes hat Gott genommen. Der Segen seines Andenkens ist uns unverloren.“

Da zuckte der erste Strahl der Sonne über dem Kaiserstuhl herauf. Auf dem Schlosse von Neuenburg stieg eine schwarze Fahne, und Hunderte sanken schluchzend in die Knie. —

* * *

Wenige Stunden später übergab Erlach die Feste Breisach an den Grafen Guébriant. Frankreich hielt die Feste vertragswidrig auch nach dem Frieden. Bernhard's Heer löste sich auf. Ein Theil nahm Dienst bei den Franzosen, ein anderer bei den Schweden. Viele entsagten dem Kriegshandwerk.

Zu diesen zählte Oberst Kalenbach, der sich von dem ehrwürdigen Pfarrer Schrütter in der Stiftskirche zu Rheinfelden mit Ursula Strüblin trauen ließ und von seinem Kriegserwerb große Ländereien vor den Thoren der Stadt kaufte, während sein rührig Gemahl im Gasthaus „Zum letzten Batzen“ sicher waltete. Ein tüchtiges, noch heute ansehnliches Geschlecht ist diesem Ehebund entsprossen.

Kuri Rüdinger erholte sich unter Vroni's Pflege langsam von seinem Leiden. Allmählich ward ihm auch das Licht der Augen wieder geschenkt. Alle Verlockungen Guébriant's, den Fahnen Frankreichs zu folgen, wies er verächtlich ab. Den Tod seines Herzogs betrauerte er Zeit seines Lebens mit tiefstem Herzeleid. Die Mühle am Magdener Bach stieg prächtig aus den Trümmern. Der alte Pfirsichbaum grünte wieder an einem Seitengebäude und labte die Kinder Kuri's und Vroni's, wie diese einst selbst in ihren Jugendtagen. Weiter Grundbesitz umsäumte die Mühle, an Oberst Kalenbach's Landwirthschaft grenzend.

Im „letzten Batzen" wurde alter Tage gedacht, wenn die rheinfelder Getreuen Bernhard's sich dort mal um Oberst Ehm bei währschaftem Trunk versammelten. Einst stieg dort auch ein seltener Gast ab mit seinem jungen Gemahl. Es war der Bürgermeister Grimmelshausen von Renchen im Schwarzwald. Kuri nöthigte den lieben Hans Jakob, acht Tage in der Mühle Herberge zu nehmen.

Die Weissagung des Pfarrers von Twann erfüllte sich: seit Bernhard's Heimgang genoß das Land des Oberrheins der Segnungen des Friedens. Unverloren war das Andenken des Herzogs im Herzen des Volkes und ist es noch heute.

Und Marguerite?

Sie ward am Nordrand des Bielersees lange Jahre der Trost der Armen, Kranken und Sterbenden. Am liebsten aber, tage- und wochenlang, weilte sie auf der herrlichen Petersinsel, die schrägüber Twann in der Mitte des Sees aufragt, von Eichenurwald bedeckt, vor Sturm und Wetter Einkehr bietend in einem einzigen Hause, das dem berner Inselspital gehört. Hier, auf der Insel, unter dem Eichendom, lebte die Einsame den Erinnerungen ihrer Jugend und harrte beim Rauschen der Eichenkronen, beim Brausen der vom Föhn oder

Biswind gepeitschten Wellen des Sees, im rosigen Hauch der fernen Alpen, des letzten Tages, der sie zu ihrem Bernhard rufen würde. Ihr heiliger, reiner Schatten umschwebte noch ein Jahrhundert später den edeln Rousseau, der sich unter den nämlichen Eichen vor seinen Verfolgern als Flüchtling barg.

Während sie aber im heimlichen Dunkel der Petersinsel trauerte, schritt Pfarrer Helveticus in seinem Studirgemach in Twann auf und nieder, zu hohen Jahren gekommen, und gedachte des mächtigen deutschen Herzogs, dessen Bild jedes Jahr den Herzen theurer machte, und dann sprach er vor sich hin, wie am Sterbebett Rohan's: „Unverloren — unverloren!“

Geschichtliche Nachweise.

Geschichtliche Nachweise.

Capitel 1—4. Die Verhältnisse und Personen, insbesondere die erste Schlacht von Rheinfelden vom 28. Februar 1638, sind in vollkommener geschichtlicher Treue dargestellt. Quellen waren: Dr. Bernhard Röse, Herzog Bernhard der Große, Weimar 1828. — Barthold, Geschichte des großen deutschen Kriegs vom Tode Gustav Adolfs ab, Stuttgart, Liesching, 1842. — Allg. D. Biographie, Bd. II (Bernhard von Weimar von K. Wenzel), Seite 439—450, Leipzig, Duncker und Humblot, 1875. — Von Gonzenbach, Ludwig von Erlach, Bern, Wyß, 1880—1882. — Theatrum Europaeum, 1639, das einen treuen Bericht und eine vorzügliche Abbildung beider Schlachten (auf einem Blatt!) enthält. — Ferner betreffs des Herzogs Heinrich von Rohan insbesondere: De la Chenaye-Desbois, Dictonnaire de la Noblesse, Tome 12 (1778), Seite 279 flg., und Fauvelet du Toc, Histoire du duc Henry de Rohan, Paris 1667. — Betreffs Erlach's weiter: Mémoires historiques concernant M. le Général d'Erlach, Yverdon, 1784. — Betreffs der beiden Schlachten ferner die mit ausgezeichneter fachmännischer Klarheit geschriebene Studie des späteren eidgenössischen Obersten, damals Majors Hans Wieland: Die Schlachten von Rheinfelden, im Basler Taschenbuch von Streuber, 1857, Seite 181—214, und Zeitschrift f. d. Gesch. des Oberrheins, herausgegeben vom Großherzogl. Landesarchiv Karlsruhe, 31. Bd., Seite 222 flg., Seite 234—237. — Betreffs des Comthurs von Beuggen, Schenk von Castell, und seines Briefwechsels: Mone, Zeitschr. des Großherzogl.

Badischen Archivs Bd. 32, Berichte des Comthurs Schenk von Castell, insbesondere über die Schlachten von Rheinfelden. — Eine äußerst frische und lebendige Kritik der Zeitereignisse findet sich auch in der von dem Geh. Staatsarchivar Fr. von Weech in Karlsruhe herausgegebenen Chronik des Klosters Salem von Sebastian Bürster (Hirzel, Leipzig, 1875). — Für die Sprache, Denkweise und Sitten der Zeit sind benutzt: Grimmelshausen's sämmtliche Schriften (Leipzig, Brockhaus, in der Ausgabe von Tittmann), und Gustav Freytag, Aus dem Jahrhundert des Großen Kriegs, (Leipzig, Hirzel). Viele mündliche Ueberlieferungen und Ergänzungen dieser Quellenwerke danke ich auch dem trefflichen Geschichtsforscher seiner Heimath, Herrn Pfarrer Dr. Schröter zu Rheinfelden.

5. Capitel. Mone a. a. O. Münch, Gesch. des Hauses und Landes Fürstenberg, Aachen und Leipzig, Mayer 1832.

6. u. 7. Capitel. Röse. Barthold. Theatrum Europaeum. Gonzenbach. Wieland. Mone a. a. O.

11. Capitel. Röse. Barthold. Gonzenbach. Chenaye-Desbois. Fauvelet du Toc. Die Verträge Bernhard's mit Frankreich sind, soweit erforderlich, im Wortlaut nach dem von Gonzenbach (und theilweise schon von Röse) mitgetheilten Text derselben gegeben.

12. Capitel. Dieselben. Albert Bitzius, Predigten, Bern, K. Schmid, 1883.

13. Capitel. Röse. Barthold. Gonzenbach. Mone Wieland.

14. Capitel. Gonzenbach.

16. Capitel. Rosmann und Ens, Gesch. der Stadt Breisach, Freiburg 1851. Röse. Barthold. Gonzenbach. — — Allg. Biographie a. a. O. — D. K. Molitor, Der Verrath von Breisach, Jena, Dufft, 1875. Eine Schrift, die durch Gonzenbach's Forschungen und Nachweise in der Hauptsache widerlegt gelten kann. Der Verfasser selbst hat gegenüber

Gonzenbach, was Erlach's Charakteristik anlangt, seine Beschuldigungen zurückgenommen. —

Die berühmte Unterredung Bernhard's mit Guébriant und seine Verhandlungen mit Frankreich sind von den Quellen einhellig so berichtet, wie von mir dargestellt. Gonzenbach vermag von hier an, wie schon früher bei Erörterung der Verträge Bernhard's mit Frankreich, dem Großsinn und der wirklich deutschen (wenn auch zugleich dynastischen) Politik des deutschen Herzogs nicht vollkommen gerecht zu werden. Ihm kam es darauf an, seinen Helden, Ludwig von Erlach, gegen das allerdings seit Jahrhunderten beharrlich ungerechte, besonders von Molitor mit ungenügenden Beweisgründen 1875 erneute Urtheil zu schützen, als ob Erlach seinen Herzog an Frankreich verrathen habe durch Annahme der französischen Pension (18. Capitel unserer Erzählung) und durch die Uebergabe Breisach's an Frankreich nach des Herzogs Tod (Schlußcapitel). Zu diesem Zwecke sucht Gonzenbach schon aus den Verträgen Bernhard's mit Richelieu nachzuweisen, daß Bernhard nur französischer Feldherr, sein Landerwerb nur französisches Besitzthum gewesen sei; daß eine wirklich nationale Politik im heutigen Sinne des Wortes dem Zeitalter des dreißigjährigen Krieges fremd und unbegreiflich erschienen wäre. Dagegen ist einzuhalten, daß die Politik Bernhard's das Interesse der deutschen Nation an Erhaltung des deutschen Bodens für Deutschland, an Errichtung einer Vormauer gegen Frankreich, wie gegen die habsburgisch-spanische Liga durch Begründung eines neuen kräftigen Staates am Oberrhein, von Straßburg bis zum Hohentwiel reichend, ja die festen Plätze der Franche-Comté beherrschend, in der Hand eines protestantischen Fürsten, auf das Klarste erkannte und mit Waffengewalt rücksichtslos durchführte. Die Verträge mit Frankreich widersprachen diesem Streben nach meiner Ueberzeugung nicht (Vgl. 11. Capitel der Erzählung). Die Meinungsverschiedenheit über diesen Punkt, oder richtiger die

Arglist Richelieu's, der wohl erkannte, daß er diesen Herzog Bernhard durch Versprechungen und persönliche Gunstbezeigungen aus seinem nach den Verträgen und dem Glück der Waffen gewonnenen Besitz deutscher Grenzlande und Festungen nicht werde heraustreiben, ihn an seiner deutschen Pflicht nicht werde irre machen können, führte wahrscheinlich Bernhard's tragischen Ausgang herbei. Für Erlach's Verhalten ist der Wortlaut des geheimen Vertrages Bernhard's mit Frankreich übrigens um so weniger rechtfertigend, als Erlach, wie auch Gonzenbach zugiebt (vgl. 18. Capitel Seite 191 unserer Erzählung), diesen geheimen Vertrag nicht kannte. Aber dieser Beweisführung bedurfte es nicht, um Erlach zu rechtfertigen. Unsere Erzählung ist ihm gewiß gerecht geworden, auch vom Standpunkt historischer Wahrheit. Sein Geschick ist in der Katastrophe (vergl. die beiden letzten Capitel und Capitel 18) nicht minder tragisch gewesen, wie das seines Herzogs. Ja, noch unseliger. Denn während Bernhard's Name mit der Wiedererstarkung des deutschen Nationalgefühls seinem Volke immer theurer wurde, vergingen dritthalbhundert Jahre, bis zum Erscheinen von Gonzenbach's Werk, ehe Erlach's guter, ehrenwerther Name von dem Brandmal des Verraths, bestochenen Eigennutzes gereinigt ward. Mit unendlicher Mühsal und löblichstem Eifer hat Gonzenbach dieses Ziel erreicht. Die letzten Beweise gegen Röse lieferten ihm erst die sorgfältigsten Nachforschungen in französischen Archiven. Wenn meine Schrift irgend ein Verdienst hat, so ist es jedenfalls das, die in dieser Beziehung festgestellten Thatsachen auch außerhalb der Kreise zu tragen, die Gonzenbach's Werk sich verschaffen können.

17. u. 18. Capitel. Die Darstellung der Verhältnisse am französischen Hof, der Instruction Erlach's bei seiner zweiten Sendung nach Paris, der Stellung Richelieu's und der Minister gegenüber dieser Sendung und der Erfolge von Bernhard's

Unterhändler folgt überall Gonzenbach's Bericht Bd. I, Seite 227 flg., da er allenthalben durch Actenstücke belegt ist. Ergänzend dient Le Vassor, Historie de Louis XIII, Amsterdam 1705, Tome VIII.

20.—23. Capitel. Die Schlußcapitel führen den Tod des Herzogs Bernhard auf französisches Gift zurück. Die Frage ist ja sehr bestritten. Eine Monographie, Alexi, der Tod des Herzogs Bernhard von Weimar, Kolmar 1873, bestreitet den Tod durch Gift, in der Hauptsache aus medicinischen Gründen. Aber auch Gonzenbach neigt sich zur Bejahung der Frage, wenn er auch annimmt, daß das Gift dem Herzog nicht durch Richelieu, sondern möglicherweise durch die fanatische Bevölkerung der Franche-Comté, insbesondere der Bewohner von Pontarlier beigebracht wurde, von deren Gastmahlen sich der Herzog immer mit namhaftem Uebelbefinden erhob. Dagegen gibt selbst die Allg. D. Biographie der Annahme Raum, daß Bernhard an französischem Gift gestorben sei. Die Frage ist schon von Röse sehr eingehend erörtert. Sicher ist einerseits, daß der Herzog kurz zuvor die Pestspitäler seiner Kranken besucht hatte. Aber seine Erkrankung steht in keinem nachweisbaren Zusammenhang mit diesem Besuche. Er selbst hat in seinen letzten Stunden seinen Tod einer Vergiftung zugeschrieben (Röse, Barthold). Eine Reihe von Attentaten war vorher entdeckt und durch Hinrichtungen (in Freiburg) bestraft worden. Die Absicht der Ermordung des Herzogs lag so zu sagen in der Luft. Der Agent Bernhards in Basel warnte eindringlich. Eine genaue und nach dem damaligen Standpunkt der Wissenschaft tüchtige Beobachtung der Krankheit des Herzogs, eine Section seiner Leiche hat stattgefunden (Röse). Aber die Krankheit zeigt in den Symptomen, im kurzen Verlauf und in dem Befund der Leiche ebenso gute Gründe für die Annahme einer Vergiftung (durch Atropin, Belladonna), als für eine pestartige Krankheit. Ich habe

mich in den Krankheitssymptomen genau an die Quellen gehalten, und die Meinung eines hervorragenden deutschen Professors der Heilkunde, dem ich das ganze hierüber vorhandene Material unterbreitete, lautete auf Vergiftung durch Atropin. Die Frage der Thäterschaft entscheidet das Rechtssprüchwort: „Is fecit cui prodest“; „Der that es, dem es nützt.“ Die Antwort lautet: Frankreich, Richelieu.

Erst nach Schluß des Druckes geht mir das zweibändige Werk des Professors G. Droysen „Herzog Bernhard von Weimar“ zu. Leider kam sein reicher Inhalt und der Genuß seiner künstlerisch vollendeten Darstellung dem vorstehenden Büchlein nicht mehr zu Gute. Möge der Leser das treffliche Geschichtswerk nicht unbeachtet lassen!

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.